This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

A 477600

PROPERTY OF
The University of Michigan Libraries
1817
ARTES SCIENTIA VERITAS

307133

Ueberreicht vom Verfasser.

Alfred Arneth

Abgeordneter von Neunkirchen
Frankfurt 1848.

Aus meinem Leben.

Die erſten dreißig Jahre.

(1819—1849.)

Von

Alfred Ritter von Arneth.

(Als Manuſcript gedruckt.)

Wien, 1891.

TP
36.9
A75
A3
v.1

Im Selbstverlage des Verfassers. — Druck von Adolf Holzhausen in Wien.

525395-128

Meiner Tochter gewidmet.

Gar oft habe ich es recht schmerzlich beklagt, daß von Seite meiner theuren Eltern meinem Bruder und mir keine unseren Wünschen auch nur halbwegs genügenden Aufzeichnungen über die wichtigeren und interessanteren Ereignisse ihres Lebens und insbesondere über ihre Jugendzeit zurückgelassen wurden, denn ihre späteren Jahre brachten wir ja wenigstens zum größeren Theile gemeinschaftlich mit ihnen zu. Beide hätten sie vollauf Anregung gehabt, sie zur eigenen Erinnerung und zur Freude ihrer sie so innig verehrenden Söhne niederzuschreiben. Mit welcher Theilnahme würden wir noch Näheres und Zusammenhängenderes über dasjenige lesen, was uns aus den spärlichen Erzählungen unserer Eltern nur ganz flüchtig und aphoristisch in völlig verblaßter Erinnerung blieb. Wird es auch durch mehrfache, von meiner Mutter herrührende, gewiß äußerst gelungene, aber doch bei Weitem nicht erschöpfende Schilderungen ein klein wenig ergänzt, so genügt das doch auch nicht von fern unserem lebhaften Wunsche, mehr und Genaueres über sie und von ihnen zu wissen.

Da ich nun ſelbſt das ſiebzigſte Lebensjahr ſchon überſchritt und wahrſcheinlicher Weiſe nicht mehr gar lang im Stande ſein werde, das bisher Verſäumte nachzuholen und Einiges über mich und die bedeutſameren Vorkommniſſe meines Lebens zu Papier zu bringen, um es meiner Tochter und meinen Enkeln zu hinterlaſſen, ſo ſäumte ich nicht länger, an die Erfüllung dieſer mir freiwillig auferlegten Aufgabe zu gehen.

Um aber nicht blos meiner Tochter und den Ihrigen, meinem Bruder und ſeinem Sohne, ſondern einem größeren Kreiſe mir befreundeter Perſonen, bei denen ich ſympathiſche Theilnahme für mich und meine freilich durchaus nicht außergewöhnlichen Schickſale vorausſetzen darf, meine Aufzeichnungen zugänglich zu machen, habe ich ſie, wenigſtens inſofern ſie die erſten dreißig Jahre meines Lebens umfaſſen, durch den Druck vervielfältigen laſſen. Mögen dieſe Erinnerungen an meine Jugendzeit und an mein früheres Mannesalter bei denen, in deren Hände ich ſie lege, jene wohlwollende Beurtheilung finden, die mir während meines ganzen Lebens in ſo reichem und für mich ſo erfreulichem Maße zu Theil wurde.

Wien, Oſtern 1891.

A. v. Arneth.

Inhalt.

I. Meine Eltern.

Seite

Mein Vater 3

Meine Mutter 17

a) Ihr Elternhaus 17

b) Ihre Theaterzeit 52

Heirat meiner Eltern 77

II. Kindheit und Jugendzeit.

(1819—1836.)

Kinderjahre in Wien 103

Kremsmünster 142

a) Eintritt in das Convict 142

b) Spätere Zeit in Kremsmünster 166

III. Universität und Staatsdienst.

(1836—1848.)

An der Universität 195

Reise nach Tirol und Oberitalien 217

Eintritt in den Staatsdienst 243

Meine Vermälung 264

IV. Frankfurt.

(1848—1849.)

Seite

Die Wahl in Neunkirchen 291

Eintritt in die Nationalverſammlung 316

Die öſterreichiſchen Angelegenheiten 335

Fortgeſetzter Aufenthalt in Frankfurt 361

Schwindende Hoffnungen 379

Niederlegung meines Mandates 402

Rückkehr nach Wien 420

I.

Meine Eltern.

Mein Vater.

Ein oft wiederholtes Witzwort ſagt, man könne in der Wahl ſeiner Eltern nicht vorſichtig genug ſein. Was meinen Bruder und mich angeht, ſo dürfen wir uns rühmen, daß uns in dieſer Beziehung das Glück ungewöhnlich begünſtigt habe. Das ganze Weſen unſerer Eltern, ihre wirklich vortrefflichen Eigenſchaften und insbeſondere die Art und Weiſe, in der dieſelben ſich gegenſeitig ergänzten, war in ſeltenem Maße dazu angethan, uns als das beſte Vorbild zu dienen und günſtig einzuwirken auf unſere eigene geiſtige Entwicklung. Mein Vater Joſeph Arneth war am 12. Auguſt 1791 zu Leopoldſchlag in Oberöſterreich, hart an der Grenze des Mühlkreiſes gegen Böhmen hin, als der jüngſte Sohn des Brauers Johann Arneth und ſeiner Ehefrau Magdalena, gebornen Wieſinger, zur Welt gekommen. Mein Großvater war am 4. December 1746 als der Sohn des Chirurgen in Leopoldſchlag, meine Großmutter aber am 2. Mai 1752 geboren. Sowie mein Vater das jüngſte, ſo war ſein um mehr als zwanzig Jahre früher, am 9. Januar 1771 geborner Bruder Michael das älteſte der vielen Kinder dieſes Ehepaares, von denen ſieben zu reiferen Jahren gelangten. Zwiſchen beiden Brüdern ſtanden dem Alter

nach fünf Schwestern, welche sich im Laufe der Zeit insgesammt in jener Gegend verheirateten. Ich erwähne aus ihnen nur Eine, Namens Johanna, die, am 1. Mai 1786 geboren, an den Sensengewerksbesitzer Moser im Geyerhammer nahe von Leopoldschlag vermält, Mutter von neun erwachsenen Kindern wurde, von denen sich zwei Söhne in weiteren Kreisen vortheilhaft bekannt machten. Während der Eine, Alois, jetzt Gouverneur der Oesterreichisch-ungarischen Bank, sich durch eigene Tüchtigkeit zu einer hohen und wichtigen Lebensstellung emporhob, erwarb sich der Andere, Ignaz, im Fache der landwirthschaftlichen Chemie einen angesehenen Namen. Er starb vor einigen Jahren als Leiter der chemischen Versuchsstation in Wien.

Aus den Erzählungen unseres Vaters über seine Kindheit und Jugend wissen wir nur, daß er, nachdem sein älterer Bruder sich lang schon dem geistlichen Stande zugewendet hatte, dazu bestimmt war, dereinst das väterliche Haus in Leopoldschlag zu übernehmen und das auf demselben haftende Braugewerbe auszuüben. Bei den vorbereitenden Arbeiten, die ihn in dasselbe einführen sollten, fühlte er sich jedoch außerordentlich unglücklich, und die herrische Art, mit der eine seiner älteren Schwestern den weit jüngeren Bruder hiezu antrieb, vergällte ihm vollends diese Beschäftigung. Immer stärker wurde die Sehnsucht in ihm, sich gleich seinem Bruder, der seine theologischen Studien im bischöflichen Seminar zu Linz begonnen hatte, im Jahre 1796 aber in das Augustiner-Chorherrenstift St. Florian getreten war und demselben seit 1797 als Priester angehörte, einem auf geistiger Thätigkeit beruhenden Lebensberufe widmen zu können. Zu seinem Glücke traf es sich zufällig, daß der in jeder Beziehung so ausgezeichnete Bischof

zu Linz, Joseph Anton Gall, welcher, dereinst ein Liebling der Kaiserin Maria Theresia, durch sein humanes, liebreiches Wesen und seine große Wohlthätigkeit sich die allgemeine Verehrung seiner Diöcesanen erworben hatte, auf einer Visitationsreise nach Leopoldschlag kam. Dort prüfte der Bischof, selbst ein überaus tüchtiger Schulmann, mit der übrigen Schuljugend auch den damals dreizehnjährigen Knaben, dem er wohl auch schon aus dem Grunde seine besondere Aufmerksamkeit zuwandte, weil ihm der ältere Bruder, der seit Januar 1801 als Professor des Bibelstudiums am Lyceum zu Linz sich ungemein hervorthat, so vortheilhaft bekannt war. Durch die Antworten des jüngeren Arneth zeigte sich der Bischof sehr befriedigt, und er äußerte den Wunsch, auch ihn den Studien gewidmet zu sehen.

Dieser Ausspruch des hochverehrten Bischofs fiel natürlich bei den Eltern Arneth's entscheidend in die Wagschale. Die Aussicht auf die Möglichkeit, die Freude, die sie an ihrem ältesten Sohne, schon damals dem Stolze ihres Hauses, erlebten, sich auch an dem jüngeren erneuern zu sehen, war hinreichend, sie jeden etwaigen Widerstand gegen die Erfüllung seines Wunsches bereitwillig aufgeben zu lassen. Und da derselbe auch bei dem älteren Bruder liebevolles Verständniß und thatkräftige Unterstützung fand, so fiel es diesem nicht schwer, ihn der Erfüllung entgegenzuführen. Wohl durch seine Vermittlung geschah es, daß der Prälat von St. Florian, Michael Ziegler, dem vierzehnjährigen Knaben Wohnung und Kost im Stifte bewilligte, und daß ihm der tüchtige Philolog Karl Eduard Klein, ein vertrauter Freund des damaligen Professors Arneth, den ersten Unterricht in den classischen Sprachen und in der Geschichte ertheilte. Und zwei Jahre später trat mein Vater in die dritte Gramma-

ticalclasse des Gymnasiums in Linz ein, wo er bald darauf mit einem Altersgenossen, Namens Joseph Gaisberger, einen Freundschaftsbund schloß, dem er bis an sein Lebensende gleichmäßig treu blieb.

Von den sonstigen Erlebnissen meines Vaters als Gymnasialschüler weiß ich nichts, und nur seine lebhafte Schilderung des schrecklichen Eindruckes ist mir im Gedächtnisse geblieben, den es auf ihn hervorbrachte, als er, bei Beginn der Schulferien auf einer Heimwanderung nach Leopoldschlag begriffen, von der letzten Anhöhe ober dem Marktflecken seinen Geburtsort in Flammen aufgehen sah.

Im Herbste 1810 ging mein Vater nach Wien, um hier seine philosophischen Studien zu vollenden und sich dann der juridischen Laufbahn zu widmen. In Wien fand er Aufnahme bei dem Religionsprofessor an der Universität, Vincenz Weintridt, an den ihn ein anderer Alters- und Stiftsgenoß seines Bruders, Franz Kurz, der sich schon damals als Geschichtschreiber hervorthat, angelegentlich empfohlen hatte. Mir ist, wenngleich aus viel späterer Zeit, die einnehmende Persönlichkeit Weintridt's noch gut im Gedächtniß. Seine hohe, stattliche Gestalt, seine fließende Redeweise, sein sonores Organ, die Lebendigkeit seines ganzen Wesens und die ästhetische Richtung desselben waren besonders geeignet, empfängliche Gemüther für ihn zu gewinnen. Auch auf das meines Vaters scheint er nicht ohne mächtigen Einfluß geblieben zu sein und ihn, der schon für das Studium der Classiker und insbesondere für die Lebensbeschreibungen Plutarch's schwärmte, in dieser Richtung bestätigt zu haben. In der Absicht, das Zusagendste aus denselben ins Deutsche zu übertragen, hörte er die Vorlesungen des damaligen Directors des kais. Münz- und Antikencabinetes,

Abbé Neumann, und fühlte dort sowie in der herrlichen Sammlung, die sich ihm nun erschloß, die entschiedenste Neigung für die Alterthumskunde in sich erwachen. Auch Neumann fand Gefallen an dem ernsten, ganz von der Liebe zur Wissenschaft beseelten Jünglinge, und er machte ihm schon im März 1811 den Antrag, eine bei ihm in Erledigung gekommene Praktikantenstelle einzunehmen. Mit Freuden ging mein Vater auf diesen Vorschlag ein, und er erfüllte die Pflichten seines neuen Amtes in so ausgezeichneter Weise, daß er schon im Jahre 1813, damals erst zweiundzwanzig Jahre zählend, zum dritten Custos am kais. Antikencabinete ernannt wurde.

Inzwischen hatte mein Vater, der ganz in historischen und archäologischen Studien lebte und webte und in denselben völlig aufging, sich auf Anregung Weintridt's entschlossen, vor einem kleinen Kreise junger Leute aus vornehmen Familien Privatvorlesungen zu halten. Dieselben müssen bei seinen Zuhörern einen für die Begabung des jugendlichen Lehrers, sowie für seine Persönlichkeit äußerst günstigen Eindruck hervorgebracht haben, denn Einer derselben, Graf Joseph Dietrichstein schloß sich ihm, wenn ich so sagen darf, für das ganze Leben an. Ein zweiter, Graf Walter Stadion, bewahrte ihm gleichfalls treue Anhänglichkeit, und lebhaft erinnere ich mich der reckenhaften Gestalt des allzeit schwarz gekleideten, hochgewachsenen Mannes, welcher, dem Malteserorden angehörend, nicht selten von seiner Commende Mailberg nach Wien kam und bei seinen häufigen Besuchen in dem bescheidenen Hause seines alten Freundes Arneth in demselben und nicht am wenigsten von uns Knaben stets als ein sehr lieber Gast begrüßt wurde. Die echte Humanität, die sein ganzes Wesen durch-

drang, und die sprudelnde Lebhaftigkeit, mit der er seine manchmal etwas paradoxen, aber immer auf den edelsten Beweggründen beruhenden Gedanken vorbrachte, waren ganz dazu angethan, ihm unsere wärmsten Sympathien dauernd zu sichern.

Auch Walters jüngerer Bruder, Graf Franz Stadion, der nachmals in der Revolutionszeit des Jahres 1848 eine so bedeutende Rolle spielte, blieb meinem Vater freundschaftlich gesinnt, und er gab ihm hievon den sprechendsten Beweis, als er ihn im Jahre 1846, also mehr als drei Jahrzehnte nach ihrer ersten Bekanntschaft, zu sich nach Triest lud, wo er damals als Statthalter an der Spitze der Landesverwaltung stand. Voll der anregendsten Eindrücke kehrte mein Vater von dieser genußreichen Fahrt nach den österreichischen Küstenländern zurück, und mit Entzücken erzählte er oft von dem Zusammensein und den gemeinschaftlichen Ausflügen mit Stadion, sowie von seinem Besuche Pola's und des antiken Salona. Die Abhandlung, in welcher er die von ihm auf dieser Reise gemachten archäologischen Wahrnehmungen mittheilte, wurde in den Denkschriften der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften gedruckt.

Auch die beiden Brüder Lanckoroński möchte ich hier erwähnen, von denen der jüngere, Casimir, mit mir noch gemeinschaftlich im Herrenhause saß und mit vieler Pietät von meinem damals schon verstorbenen Vater sprach, während der ältere, Karl, als Nachfolger des Grafen Moriz Dietrichstein in dem Amte eines Oberstkämmerers der Vorgesetzte meines Vaters wurde und sich ihm so freundlich erwies, als die höfische Steifheit und Vornehmheit seines Wesens dies überhaupt zuließ.

Durch eine Empfehlung von Kurz kam mein Vater auch noch in eine andere gesellige Beziehung, welche später einen entscheidenden Einfluß auf seinen Lebensweg ausübte. Er erhielt Zutritt in den geselligen Kreis, den zu jener Zeit die Witwe des verstorbenen Hofrathes von Greiner in ihrem gastlichen Hause in der Alserstraße um sich versammelte und dessen Hauptanziehungspunkt ihre Tochter, die als belletristische Schriftstellerin allgemein bekannte und ebenso als solche wie als Frau hochverehrte Caroline Pichler bildete. Um zweiundzwanzig Jahre älter als mein Vater, wandte doch die vielgefeierte Dichterin dem anspruchslosen jungen Manne, dessen ernstes Wesen und dessen Begeisterung für die Wissenschaft ihr ungemein wohlgefielen, aufrichtige Theilnahme zu, und ihrer Güte für ihn mußte mein Vater es zuschreiben, daß man ihm in dem dortigen erlesenen Kreise eine Stellung einräumte, auf die er bei seiner Jugend und dem bisherigen Mangel an irgend einer hervorragenden Leistung noch keinen Anspruch hätte erheben können.

Ein frisches und empfängliches Gemüth, das sich gleich dem meines Vaters frühzeitig daran gewöhnt hatte, sich fast ausschließlich mit der alten Welt und ihren heroischen Erscheinungen zu beschäftigen, sich an ihren Großthaten zu erheben und zu begeistern, konnte natürlicher Weise von den Schicksalen des eigenen Vaterlandes nicht unberührt bleiben. Bei meinem Vater war dies umsoweniger der Fall, als er von früher Jugend an von einem Gefühle des Patriotismus durchdrungen war, dessen Tiefe und Lebhaftigkeit auch damals schon selten gewesen sein mag, in der heutigen Zeit und insbesondere bei der heutigen Jugend aber kaum mehr anzutreffen ist. Die Ursachen dieser betrübenden Erscheinung zu ergründen, wäre für einen Psycho-

logen gewiß eine feſſelnde Aufgabe. Man ſollte glauben, daß je mehr ſich die Bevölkerung mit den Angelegenheiten ihres Vaterlandes beſchäftigt, je mehr ſie von ihnen hört und lieſt, deſto größer auch das Intereſſe für ſie, deſto inniger die Liebe zu dieſem Vaterlande ſein müßte. Gerade das Gegentheil hievon tritt uns jedoch leider täglich vor Augen. Vielleicht rührt dies wenigſtens zum Theile davon her, daß die Männer, welche unter der Aegide des Oberhauptes des Staates deſſen Angelegenheiten leiten, der Bevölkerung nicht mehr wie ehedem in unnahbarer Ferne und mit dem Nimbus ihrer Würde umkleidet, ſondern in nächſter Nähe erſcheinen, daß ſie dieſelben bei ihrer täglichen Arbeit, gleichſam im Hauskleide zu beobachten und ſich von der Wahrheit des Oxenſtierna'ſchen Wortes von der parva sapientia, mit der die Welt regiert wird, zu überzeugen manchmal mehr als hinreichenden Anlaß beſitzt.

Schädlicher noch und verderblicher für die Entwicklung und die Erhaltung des öſterreichiſchen Vaterlandsgefühles wirkt aber in der Jetztzeit das Ueberhandnehmen des Nationalitätsprincipes, denn naturgemäß kann hierunter kein anderer Staat ſo ſchwer als unſer aus ſo verſchiedenen Nationalitäten zuſammengeſetztes Oeſterreich leiden. Wo der Ungar nur den Ungarn, der Czeche den Czechen, der Pole den Polen Bruder nennt, wo Jeder eine dem Anderen unverſtändliche Sprache ſpricht und einen Ehrenpunkt darein ſetzt, ſich ausſchließlich nur dieſer Sprache zu bedienen und die Kenntniß derjenigen ſich gar nicht mehr anzueignen, welche allein noch als gemeinſames Verſtändigungsmittel zwiſchen den verſchiedenen Nationalitäten zu dienen vermöchte, wo [illegible] da das Alle verbrüdernde Vaterlandsgefühl herkommen, [illegible]rmöchte es da ungeſchwächt fortzubeſtehen?

Ganz anders verhielt sich das Alles in der Zeit, von der ich jetzt rede, im Frühling des Jahres 1813. Noch einmal flammte durch ganz Oesterreich die Begeisterung empor, welche schon im Jahre 1809 einen so erhebenden Ausdruck gefunden hatte, und voll Ungeduld ersehnte man wenigstens in Oesterreichs deutscher Bevölkerung den Augenblick, in welchem die kaiserliche Regierung sich endlich entschließen werde, thatkräftigen Antheil zu nehmen an dem Kriege gegen den allgehaßten Völkerbedrücker, den Kaiser Napoleon. Gewiß zu den Ungeduldigsten gehörte damals mein Vater, aber auch nach dem Beitritte Oesterreichs zu dem Bunde gegen Frankreich mußte er wenigstens für seine Person sich noch in Geduld fassen, bis endlich der Umstand, daß im August 1813 die kaiserlichen Sammlungen verpackt wurden, um für alle Wechselfälle des Krieges bereit zu sein, auch ihm die Erfüllung seines innigsten Wunsches brachte, Eingang zu finden in die Reihen der Kämpfer gegen das Fremdjoch.

Daß dies ohne störendes Hemmniß geschehen konnte, verdankte mein Vater einem Manne, dessen Hand damals zuerst hilfreich und fördernd eingriff in den Gang seines Lebens, und der nebst dem älteren Bruder meines Vaters, ja vielleicht in noch höherem Maße als dieser das Seinige dazu that, das Leben meines Vaters zu dem, was es wirklich war, zu einem glücklichen zu gestalten. Es war dies Franz Fürst Dietrichstein.

Schon frühzeitig scheint der Fürst auf die sehr günstige Einwirkung aufmerksam geworden zu sein, welche mein Vater auf die geistige Entwicklung seines einzigen Sohnes übte. Er vergalt ihm die Sorgfalt für denselben durch den lebendigen Antheil, den er an den Schicksalen des selbst noch jugendlichen Mentors nahm. Das erste Kennzeichen

hievon iſt in einem Billet von der Hand des Fürſten an meinen Vater zu erblicken, das ſich in dem Nachlaſſe des Letzteren vorfand und folgendermaßen lautet:

„Herr General Graf von Bentheim, welcher ſowie „Herr Feldmarſchall Graf von Bellegarde patriotiſchen Eifer „zu ſchätzen weiß, iſt geneigt, und auch insbeſondere um „dieſen zu verbinden, welcher auf meine Bitte für Sie das „Wort führte, Ihre Wünſche zu erfüllen. Suchen Sie ihn „alſo noch heute auf und ſagen Sie ihm, daß ich das Näm„liche thun werde, um Sie ſeiner Gewogenheit zu empfehlen. „Nur noch zwei Bemerkungen zu Ihrer Richtſchnur. Erſtens, „daß ich auf eine Officiersſtelle inſiſtirt habe; zweitens, daß „Sie ſagen können, daß Sie im Stande ſind, ſich zu equi„piren, und daß Sie auf fernere Unterſtützung rechnen können.

Fürſt Dietrichſtein."

Dieſem am 19. October 1813 geſchriebenen Billet folgte binnen zwei Tagen ein zweites von der Hand des Fürſten. Es lautete:

„Feldmarſchall Graf Bellegarde ſieht die Sache als „abgemacht an, jedoch muß noch Rückſprache mit dem „Fürſten von Schwarzenberg genommen werden, dem ich „ſchreibe. Sie werden gut thun, morgen früh gleich nach „acht, aber nicht ſpäter als achteinhalb Uhr ſich beim Feld„marſchall Bellegarde vorzuſtellen; er erwartet Sie um „dieſe Zeit.

„Sie werden auch gut thun — wenn Graf Bentheim „morgen fortgeht — ſich noch einmal bei ihm zu empfehlen „und anzufragen, wie Sie ſich indeß zu benehmen haben.

„Donnerstag den 21. October (1813)."

Nicht ohne einige Verwunderung wird man gewahr werden, wie für eine wohl ziemlich geringfügige Sache, als welche insbesondere in einer Zeit, in der gewiß Noth an Mann war, der Eintritt eines jungen Mannes in die kaiserliche Armee doch wohl erscheint, die höchsten militärischen Autoritäten wie die Feldmarschälle Schwarzenberg und Bellegarde in Anspruch genommen wurden. Daß übrigens diese Schritte geschahen, konnte dem, in dessen Interesse sie Fürst Dietrichstein unternahm, nur zum Vortheil gereichen. Von dem General Grafen Wilhelm, späteren Fürsten Bentheim, wohlwollend aufgenommen, trat mein Vater als Fähnrich in die von demselben damals neugebildete deutsch-österreichische Legion.

Allerdings entsprach die etwas prosaische Wirklichkeit wenigstens vor der Hand auch nicht von fern den meinem Vater vorschwebenden Idealen, welche ihn zum Eintritte in den Kriegsdienst vermocht hatten. Während die Heere der Verbündeten nach Napoleons Besiegung bei Leipzig in der Richtung gegen Frankreich vordrangen, mußte mein Vater zu Moldautein in Böhmen sich mit der Einübung der neu eingereihten Mannschaft beschäftigen, und erst im Februar 1814 erhielt die deutsch-österreichische Legion Marschbefehl nach der Schweiz und dem südlichen Frankreich. Aber mit Ausnahme einiger Vorpostengefechte, zu denen mein Vater in einer ihn auszeichnenden Weise commandirt wurde, kam er zu keiner größeren Action, und selbst während der Treffen bei Montmélian am 10. und 11. April 1814, in denen es sich darum handelte, den Uebergang über die hoch angeschwollene Isère zu erzwingen, mußte er in der Reserve den nahen Kanonendonner unthätig mit anhören.

Nach dieſen Gefechten gelang es ihm jedoch, vier franzöſiſche Officiere gefangen zu nehmen, die er allein von Montmélian nach Chambéry zu dem General Grafen Bubna, und da ſoeben der Waffenſtillſtand abgeſchloſſen worden war, von da wieder zurück escortirte. Mit der ihm eigenen Beſcheidenheit, aber doch mit ſichtlicher innerer Befriedigung erzählte mein Vater oft und oft ſeinen hochaufhorchenden Knaben von dieſem Erlebniſſe, ſowie von den ſonſtigen Ereigniſſen ſeines Feldzuges, von den Gegenden, die er in Südfrankreich durchzogen, von der ſchäumenden Iſère und der nach ihrem Austritte aus dem Genferſee mächtig dahinſtrömenden Rhône. Und der Säbel, den mein Vater während des Feldzuges geführt hatte, wird noch jetzt von ſeinem dauernd dem Kriegerſtande gewidmeten Enkel als theures Erbſtück bewahrt.

Nach Wien und zu ſeinem jugendlichen Lieblingsfreunde Dietrichſtein zurückgekehrt, deſſen Vater, Fürſt Franz, an dem durch gediegenes Weſen wie durch lebhaftes Gefühl für alles Edle und Schöne ſich auszeichnenden Genoſſen ſeines Sohnes immer größeres Gefallen fand, trat mein Vater nun in eine glückliche Zeit ſeines Lebens. In Wien verſammelte ſich der Congreß, und ſowohl im Dietrichſtein'ſchen Hauſe wie durch ſeinen Wiedereintritt in den geſelligen Kreis der Frau Pichler gerieth mein Vater mit vielen hervorragenden Perſönlichkeiten, welche der Congreß nach Wien geführt hatte, in anregende Berührung. Eine ſich noch ſteigernde Ergänzung erfuhr dieſelbe dadurch, daß die fremden Monarchen und Fürſtlichkeiten, ſowie die anweſenden Miniſter und Botſchafter der auswärtigen Mächte die kaiſerlichen Sammlungen und unter ihnen das Antikencabinet häufig beſuchten. Da war nun mein Vater

sehr oft der kenntnißreiche Führer und Erklärer, zu welchem Amte ihn auch noch sein urbanes Wesen, seine ausgesuchte Höflichkeit, sowie der Umstand besonders befähigten, daß er nicht nur seit seiner Jugend bemüht gewesen war, sich ein reines und dialektfreies Deutsch anzugewöhnen, sondern daß er sich auch während seines Aufenthaltes in Frankreich eine ziemliche Gewandtheit im Gebrauche der französischen Sprache angeeignet hatte.

Der Amtsvorstand meines Vaters, der Abbé Neumann gab ihm ein sprechendes Zeugniß seiner ausnehmenden Zufriedenheit, indem er im März 1816 seine Ernennung zum zweiten Custos erwirkte. Und wie das Wohlwollen seines Vorgesetzten, erwarb sich mein Vater auch das Vertrauen des Fürsten Dietrichstein in immer höherem Maße. Zu Anfang des Jahres 1816 legte er ihm einen förmlichen Plan für die fernere Ausbildung des Grafen Joseph vor, dessen ständiger Führer und Hausgenoß er inzwischen geworden war; der Fürst aber billigte diese Vorschläge mit den beifälligsten Worten. Und am 23. April 1816 richtete er mit eigener Hand das nachfolgende Billet an meinen Vater:

„Sie erhalten hiebei eine unbestimmte Anweisung an „meinen Cassier. Ich werde es als einen neuen Beweis „Ihrer Freundschaft ansehen, daß Sie monatlich 125 Gulden „W. W. für sich selbst in jenen Beträgen begreifen, ohne „deren Bestimmung auszudrücken. Ich werde Ihnen täglich „mehr schuldig, und solche Schulden lassen sich nicht tilgen. „Dies fühlt

Ihr ergebenster

Fürst Dietrichstein."

ticalclasse des Gymnasiums in Linz ein, wo er bald darauf mit einem Altersgenossen, Namens Joseph Gaisberger, einen Freundschaftsbund schloß, dem er bis an sein Lebensende gleichmäßig treu blieb.

Von den sonstigen Erlebnissen meines Vaters als Gymnasialschüler weiß ich nichts, und nur seine lebhafte Schilderung des schrecklichen Eindruckes ist mir im Gedächtnisse geblieben, den es auf ihn hervorbrachte, als er, bei Beginn der Schulferien auf einer Heimwanderung nach Leopoldschlag begriffen, von der letzten Anhöhe ober dem Marktflecken seinen Geburtsort in Flammen aufgehen sah.

Im Herbste 1810 ging mein Vater nach Wien, um hier seine philosophischen Studien zu vollenden und sich dann der juridischen Laufbahn zu widmen. In Wien fand er Aufnahme bei dem Religionsprofessor an der Universität, Vincenz Weintridt, an den ihn ein anderer Alters- und Stiftsgenoß seines Bruders, Franz Kurz, der sich schon damals als Geschichtschreiber hervorthat, angelegentlich empfohlen hatte. Mir ist, weungleich aus viel späterer Zeit, die einnehmende Persönlichkeit Weintridt's noch gut im Gedächtniß. Seine hohe, stattliche Gestalt, seine fließende Redeweise, sein sonores Organ, die Lebendigkeit seines ganzen Wesens und die ästhetische Richtung desselben waren besonders geeignet, empfängliche Gemüther für ihn zu gewinnen. Auch auf das meines Vaters scheint er nicht ohne mächtigen Einfluß geblieben zu sein und ihn, der schon für das Studium der Classiker und insbesondere für die Lebensbeschreibungen Plutarch's schwärmte, in dieser Richtung bestätigt zu haben. In der Absicht, das Zusagendste aus denselben ins Deutsche zu übertragen, hörte er die Vorlesungen des damaligen Directors des kais. Münz- und Antikencabinetes,

Abbé Neumann, und fühlte dort sowie in der herrlichen Sammlung, die sich ihm nun erschloß, die entschiedenste Neigung für die Alterthumskunde in sich erwachen. Auch Neumann fand Gefallen an dem ernsten, ganz von der Liebe zur Wissenschaft beseelten Jünglinge, und er machte ihm schon im März 1811 den Antrag, eine bei ihm in Erledigung gekommene Praktikantenstelle einzunehmen. Mit Freuden ging mein Vater auf diesen Vorschlag ein, und er erfüllte die Pflichten seines neuen Amtes in so ausgezeichneter Weise, daß er schon im Jahre 1813, damals erst zweiundzwanzig Jahre zählend, zum dritten Custos am kais. Antikencabinete ernannt wurde.

Inzwischen hatte mein Vater, der ganz in historischen und archäologischen Studien lebte und webte und in denselben völlig aufging, sich auf Anregung Weintridt's entschlossen, vor einem kleinen Kreise junger Leute aus vornehmen Familien Privatvorlesungen zu halten. Dieselben müssen bei seinen Zuhörern einen für die Begabung des jugendlichen Lehrers, sowie für seine Persönlichkeit äußerst günstigen Eindruck hervorgebracht haben, denn Einer derselben, Graf Joseph Dietrichstein schloß sich ihm, wenn ich so sagen darf, für das ganze Leben an. Ein zweiter, Graf Walter Stadion, bewahrte ihm gleichfalls treue Anhänglichkeit, und lebhaft erinnere ich mich der reckenhaften Gestalt des allzeit schwarz gekleideten, hochgewachsenen Mannes, welcher, dem Malteserorden angehörend, nicht selten von seiner Commende Mailberg nach Wien kam und bei seinen häufigen Besuchen in dem bescheidenen Hause seines alten Freundes Arneth in demselben und nicht am wenigsten von uns Knaben stets als ein sehr lieber Gast begrüßt wurde. Die echte Humanität, die sein ganzes Wesen durch-

drang, und die sprudelnde Lebhaftigkeit, mit der er seine manchmal etwas paradoxen, aber immer auf den edelsten Beweggründen beruhenden Gedanken vorbrachte, waren ganz dazu angethan, ihm unsere wärmsten Sympathien dauernd zu sichern.

Auch Walters jüngerer Bruder, Graf Franz Stadion, der nachmals in der Revolutionszeit des Jahres 1848 eine so bedeutende Rolle spielte, blieb meinem Vater freundschaftlich gesinnt, und er gab ihm hievon den sprechendsten Beweis, als er ihn im Jahre 1846, also mehr als drei Jahrzehnte nach ihrer ersten Bekanntschaft, zu sich nach Triest lud, wo er damals als Statthalter an der Spitze der Landesverwaltung stand. Voll der anregendsten Eindrücke kehrte mein Vater von dieser genußreichen Fahrt nach den österreichischen Küstenländern zurück, und mit Entzücken erzählte er oft von dem Zusammensein und den gemeinschaftlichen Ausflügen mit Stadion, sowie von seinem Besuche Pola's und des antiken Salona. Die Abhandlung, in welcher er die von ihm auf dieser Reise gemachten archäologischen Wahrnehmungen mittheilte, wurde in den Denkschriften der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften gedruckt.

Auch die beiden Brüder Lanckoroński möchte ich hier erwähnen, von denen der jüngere, Casimir, mit mir noch gemeinschaftlich im Herrenhause saß und mit vieler Pietät von meinem damals schon verstorbenen Vater sprach, während der ältere, Karl, als Nachfolger des Grafen Moriz Dietrichstein in dem Amte eines Oberstkämmerers der Vorgesetzte meines Vaters wurde und sich ihm so freundlich erwies, als die höfische Steifheit und Vornehmheit seines Wesens dies überhaupt zuließ.

Durch eine Empfehlung von Kurz kam mein Vater auch noch in eine andere gesellige Beziehung, welche später einen entscheidenden Einfluß auf seinen Lebensweg ausübte. Er erhielt Zutritt in den geselligen Kreis, den zu jener Zeit die Witwe des verstorbenen Hofrathes von Greiner in ihrem gastlichen Hause in der Alserstraße um sich versammelte und dessen Hauptanziehungspunkt ihre Tochter, die als belletristische Schriftstellerin allgemein bekannte und ebenso als solche wie als Frau hochverehrte Caroline Pichler bildete. Um zweiundzwanzig Jahre älter als mein Vater, wandte doch die vielgefeierte Dichterin dem anspruchslosen jungen Manne, dessen ernstes Wesen und dessen Begeisterung für die Wissenschaft ihr ungemein wohlgefielen, aufrichtige Theilnahme zu, und ihrer Güte für ihn mußte mein Vater es zuschreiben, daß man ihm in dem dortigen erlesenen Kreise eine Stellung einräumte, auf die er bei seiner Jugend und dem bisherigen Mangel an irgend einer hervorragenden Leistung noch keinen Anspruch hätte erheben können.

Ein frisches und empfängliches Gemüth, das sich gleich dem meines Vaters frühzeitig daran gewöhnt hatte, sich fast ausschließlich mit der alten Welt und ihren heroischen Erscheinungen zu beschäftigen, sich an ihren Großthaten zu erheben und zu begeistern, konnte natürlicher Weise von den Schicksalen des eigenen Vaterlandes nicht unberührt bleiben. Bei meinem Vater war dies umsoweniger der Fall, als er von früher Jugend an von einem Gefühle des Patriotismus durchdrungen war, dessen Tiefe und Lebhaftigkeit auch damals schon selten gewesen sein mag, in der heutigen Zeit und insbesondere bei der heutigen Jugend aber kaum mehr anzutreffen ist. Die Ursachen dieser betrübenden Erscheinung zu ergründen, wäre für einen Psycho-

logen gewiß eine fesselnde Aufgabe. Man sollte glauben, daß je mehr sich die Bevölkerung mit den Angelegenheiten ihres Vaterlandes beschäftigt, je mehr sie von ihnen hört und liest, desto größer auch das Interesse für sie, desto inniger die Liebe zu diesem Vaterlande sein müßte. Gerade das Gegentheil hievon tritt uns jedoch leider täglich vor Augen. Vielleicht rührt dies wenigstens zum Theile davon her, daß die Männer, welche unter der Aegide des Oberhauptes des Staates dessen Angelegenheiten leiten, der Bevölkerung nicht mehr wie ehedem in unnahbarer Ferne und mit dem Nimbus ihrer Würde umkleidet, sondern in nächster Nähe erscheinen, daß sie dieselben bei ihrer täglichen Arbeit, gleichsam im Hauskleide zu beobachten und sich von der Wahrheit des Oxenstierna'schen Wortes von der parva sapientia, mit der die Welt regiert wird, zu überzeugen manchmal mehr als hinreichenden Anlaß besitzt.

Schädlicher noch und verderblicher für die Entwicklung und die Erhaltung des österreichischen Vaterlandsgefühles wirkt aber in der Jetztzeit das Ueberhandnehmen des Nationalitätsprincipes, denn naturgemäß kann hierunter kein anderer Staat so schwer als unser aus so verschiedenen Nationalitäten zusammengesetztes Oesterreich leiden. Wo der Ungar nur den Ungarn, der Czeche den Czechen, der Pole den Polen Bruder nennt, wo Jeder eine dem Anderen unverständliche Sprache spricht und einen Ehrenpunkt darein setzt, sich ausschließlich nur dieser Sprache zu bedienen und die Kenntniß derjenigen sich gar nicht mehr anzueignen, welche allein noch als gemeinsames Verständigungsmittel zwischen den verschiedenen Nationalitäten zu dienen vermöchte, wo soll da das Alle verbrüdernde Vaterlandsgefühl herkommen, wie vermöchte es da ungeschwächt fortzubestehen?

Ganz anders verhielt sich das Alles in der Zeit, von der ich jetzt rede, im Frühling des Jahres 1813. Noch einmal flammte durch ganz Oesterreich die Begeisterung empor, welche schon im Jahre 1809 einen so erhebenden Ausdruck gefunden hatte, und voll Ungeduld ersehnte man wenigstens in Oesterreichs deutscher Bevölkerung den Augenblick, in welchem die kaiserliche Regierung sich endlich entschließen werde, thatkräftigen Antheil zu nehmen an dem Kriege gegen den allgehaßten Völkerbedrücker, den Kaiser Napoleon. Gewiß zu den Ungeduldigsten gehörte damals mein Vater, aber auch nach dem Beitritte Oesterreichs zu dem Bunde gegen Frankreich mußte er wenigstens für seine Person sich noch in Geduld fassen, bis endlich der Umstand, daß im August 1813 die kaiserlichen Sammlungen verpackt wurden, um für alle Wechselfälle des Krieges bereit zu sein, auch ihm die Erfüllung seines innigsten Wunsches brachte, Eingang zu finden in die Reihen der Kämpfer gegen das Fremdjoch.

Daß dies ohne störendes Hemmniß geschehen konnte, verdankte mein Vater einem Manne, dessen Hand damals zuerst hilfreich und fördernd eingriff in den Gang seines Lebens, und der nebst dem älteren Bruder meines Vaters, ja vielleicht in noch höherem Maße als dieser das Seinige dazu that, das Leben meines Vaters zu dem, was es wirklich war, zu einem glücklichen zu gestalten. Es war dies Franz Fürst Dietrichstein.

Schon frühzeitig scheint der Fürst auf die sehr günstige Einwirkung aufmerksam geworden zu sein, welche mein Vater auf die geistige Entwicklung seines einzigen Sohnes übte. Er vergalt ihm die Sorgfalt für denselben durch den lebendigen Antheil, den er an den Schicksalen des selbst noch jugendlichen Mentors nahm. Das erste Kennzeichen

Am 15. Mai 1781 vermählte sich Valentin Adamberger mit der Hofschauspielerin Maria Anna Jacquet, Tochter des Hofschauspielers Karl Jacquet. Am 23. October 1752 in Nürnberg geboren, stand sie damals in ihrem achtundzwanzigsten Lebensjahre. Schon seit ihrer frühesten Kindheit war sie, so erzählte sie einmal dem Dichter Collin, für das Theater geübt worden. „Soweit ich zurückdenke," sagte sie zu ihm, „erinnere ich mich auch immer an diese „oder jene dramatischen Versuche. Mein Vater kann es „nicht vergessen, daß ich schon in einem Alter von zwei „Jahren so verständlich, bestimmt und klar, als sollte ich „es heute sagen, die Worte hervorbrachte: „„Ich bin der „wahrhaftige lapis philosophorum!"" Unvermerkt wuchs ich „so auf der Bühne heran und trat von Kinderspielen zu „eigentlichen Rollen über. Ich kann also auch keinen be„stimmten Zeitpunkt angeben, von welchem an ich mich als „Schauspielerin betrachten darf."

Dennoch wird man kaum fehlgehen, wenn man hiefür ihr sechzehntes Lebensjahr annimmt, denn von diesem an scheint sie für das Burgtheater wirklich engagirt worden zu sein. Unterstützt durch einen wahrhaft seltenen Liebreiz der Gesichtszüge und eine bezaubernde Grazie der Erscheinung, glänzte sie als ein Stern erster Größe auf der Hofbühne, und noch in viel späterer Zeit erfüllte es uns Knaben mit Stolz, daß nicht nur Heinrich von Collin über sie geschrieben, sondern daß sogar Hormayr in seinem „Oesterreichischen Plutarch" unserer Großmutter drei Jahre nach ihrem Tode eine eigene, wenn auch nur kurze Biographie, gleich nach derjenigen Mozart's, gewidmet hat. Ihr ist auch eine Nachbildung des von Hickel gemalten, im Foyer des neuen Hofburgtheaters befindlichen Bildnisses beigefügt, das sie

als Roſine in dem damals ſehr häufig gegebenen Stücke von Rautenſtrauch „Juriſt und Bauer“, einen Korb mit Eiern am Arme, darſtellt. Mein Bruder beſitzt ein zweites Exemplar dieſes ſchönen Porträts.

Bemerkenswerth iſt der auch von Hormayr und von Collin hervorgehobene Umſtand, daß Anna Jacquet Anfangs im tragiſchen Fache auftrat, während ihre um ſieben Jahre jüngere Schweſter Katharina in naiven und komiſchen Rollen debutirte. Erſt nach einiger Zeit und durch einen Zufall, über welchen ſich beide Autoren nicht näher ausſprechen, vertauſchten die Schweſtern ihr Fach, wodurch erſt jede in das richtige Fahrwaſſer kam.

Auch ein anderer Unterſchied waltete zwiſchen den zwei Schweſtern Jacquet ob, der darin beſtand, daß die Aeltere, Anna, oder wie man damals ſagte, Nanny, Alles nur ihren glücklichen Naturanlagen verdankte, daß ſie wenig in Büchern ſtudirte, daß ſie ſich auf der Bühne ganz ſo gab, wie ſie im Leben wirklich war, und daß ſie gerade dadurch die Zuſchauer am höchſten entzückte. „Ihr Ton,“ ſagt Hormayr, indem er von ihrer Darſtellungsweiſe naiver Rollen ſpricht, „war ſo melodiſch, ſo herzlich und innig, ſo „ſcharf bezeichnet, daß ſich Jedem unwillkürlich die ſtille Be„merkung aufdrängte: Ja, ſo und nur ſo mußte das geſagt „werden.“ Das iſt ja das eigentliche Kennzeichen einer wahrhaft genialen Natur, daß ſie gleichſam ohne Anſtrengung, ohne Vorbereitung und Mühe wie von ſelbſt die größten Leiſtungen hervorbringt.

Auch darin unterſchieden ſich die beiden Schweſtern von einander, daß Anna mit geringerem Enthuſiasmus als Katharina der Kunſt ſich widmete. Wie ſie ſelbſt Collin erzählte, hegte ſie, aber freilich nur bis in ihr ſechzehntes

Lebensjahr den lebhaften Wunsch, der Bühne nicht dauernd angehören zu müssen. Da sah sie ihren Vater von vielen Kindern umringt, alle jünger als sie, und von der Sorge um deren Unterhalt aufs Tiefste bekümmert. Ihm diese Last zu erleichtern, entschloß sie sich, bei dem Theater zu bleiben.

Bei Katharinen hingegen fand von dem Allen gerade das Gegentheil statt. Ausgestattet mit einer wahrhaft prachtvollen Gestalt und von ernsterer und regelmäßigerer Schönheit als ihre Schwester, besaß sie doch nicht deren natürlich liebreizendes Wesen. Auch ihr Organ war von geringerem Wohllaut, aber alle diese Hemmnisse überwand sie durch rastloses Arbeiten an sich selbst, durch unausgesetztes Streben nach immer höherer Ausbildung und Vervollkommnung. Gleich ihrer älteren Schwester von musterhaftem Lebenswandel, erfreute sie sich deshalb auch gleich dieser allgemeinster Achtung, als Künstlerin aber kaum weniger enthusiastischer Bewunderung. Aber leider setzte ein unerbittliches Schicksal ihrer glänzenden Laufbahn ein allzufrühes Ziel. Am 29. Februar 1760 zu Graz geboren, starb sie, noch nicht ganz sechsundzwanzig Jahre alt, allgemein betrauert am 31. Januar 1786. Und es wird erzählt, daß Kaiser Joseph II. persönlich die Aufschrift zu ihrem gleichfalls in der Porträtgalerie des Burgtheaters befindlichen Bildnisse von Hickel verfaßte, welches sie in einer ihrer besten Rollen, als Ariadne in dem gleichnamigen Melodram von Benda, aber freilich nach der damaligen Unsitte im Spitzleib und mit gepudertem Haar zur Darstellung bringt.

Als charakteristisch für jene Zeit mag hier noch erwähnt werden, daß in einem Ausweise über die Ausgaben des Hofburgtheaters vom Jahre 1781 meine Großmutter mit einem Jahresgehalte von 1600, ihre Schwester Katharina

aber mit einem ſolchen von 1200 Gulden erſcheint. Ihr eigener Vater Jacquet bezog nur 1000 Gulden, mein Großvater Adamberger aber 2130 Gulden jährlich, den höchſten Betrag, der damals überhaupt in Wien einem Sänger bezahlt wurde. Und hiezu kamen noch 800 Gulden, welche mein Großvater als Tenoriſt an der Hofkapelle bezog. Das Geſammteinkommen meiner Großeltern belief ſich alſo in der erſten Zeit nach ihrer Verheiratung auf etwas mehr als 4500 Gulden, ein Betrag, der, wenn man bedenkt, daß damals der große Schauſpieler Schröder bei ſeiner Berufung nach Wien nicht mehr als 2500 Gulden erhielt, kein ganz geringfügiger genannt werden kann.

Um das Hausweſen meiner Großeltern zu ſchildern, über welches meine Mutter uns ziemlich eingehende Aufzeichnungen hinterließ, beginne ich wie billig mit dem eigentlichen Haupte desſelben, dem Großvater meiner Mutter, meinem eigenen Urgroßvater Carl Jacquet. Derſelbe, einer urſprünglich franzöſiſchen Familie entſtammend, war am 19. November 1725 als der Sohn eines Mannes geboren, der in den Dienſten des Fürſten Eſterhazy als Verwalter zu Eiſenſtadt ſtand. Von hoher und kraftvoller Geſtalt, überhaupt von der Natur aufs Günſtigſte ausgeſtattet und mit einem lebhaften Temperamente begabt, ließ ſich der blühende Jüngling in dem Augenblicke, als in Ungarn die Begeiſterung für die jugendſchöne Königin Maria Thereſia die Waffenfähigen unter die Fahnen trieb, hiezu gleichfalls mit fortreißen. Er ſoll zuerſt in dem Pandurencorps Dienſte genommen haben, welches damals von dem Freiherrn Franz von der Trenck gebildet wurde und das einestheils durch die Tapferkeit, mit der es für ſeine Monarchin kämpfte, andererſeits aber auch durch die wilden Exceſſe, die

es verübte, ein bald gepriesenes und bald wieder geschmähtes, auch heute noch nicht völlig vergessenes Andenken hinterließ.

Von dieser Wildheit scheint sich nun allerdings in dem Charakter meines Urgroßvaters auch nicht ein Körnchen vorgefunden zu haben. Als derselbe nach Abschluß des Aachener Friedens — 1748 — in das Haus seiner Eltern zurückkehrte, — doch ich thue wohl besser, hier das Wort meiner Mutter abzutreten, welche ihren eigenen, leider nur zu kurzen Aufzeichnungen die folgende Betrachtung vorangehen läßt:

„So wie eine kleine, zum Schein unbedeutende Münze" — sagt sie — „durch ihr eigenthümliches Gepräge den Geist, „die Bildung, die Richtung ihrer Zeit beweiset, so wie sie „manchmal sogar für die Existenz gewisser Verhältnisse ein „unumstößlicher Beweis ist und sein muß, so zeugen gewisse „kleine Thatsachen unwiderleglich für oder wider den Cha„rakter eines Menschen, besonders wenn man sie mit den „Gewohnheiten, Gebräuchen oder Vorurtheilen der Zeit zu„sammenhält, in welcher sie vorkamen. Ich gestehe, daß ich „mit Stolz und Freude diese kleinen Züge aus dem Leben „meiner Eltern festhielt, theils aus Dankbarkeit, in einer „ehrenwerthen Familie, wenngleich von schlichtem Bürger„stande geboren worden zu sein, theils der Wahrheit wegen, „ohne welche ja diese Blätter für meine Söhne, für die ich sie „niederschreibe, keinen Werth hätten. Ich erlaube mir daher „auch, weil es mich selbst ehrt und mit Freude erfüllt, hier „offen zu sagen, daß meine verehrte Kaiserin Caroline Auguste „mich einst wahrhaft rührend bat, Alles, was ich aus meiner „Jugend wisse und was meine kernbraven Eltern beträfe, „aufzuschreiben, was ich ihr auch versprechen mußte."

„Von frühester Kindheit an nannte man meinen Groß„vater," fährt meine Mutter fort, „den schönen Carl, ein

„Name, den seine Kameraden ihm auch dann noch ließen,
„als Unvorsichtigkeit ihn verleitete, Pulver auf dem Ofen
„zu trocknen, wobei eine Explosion ihm die ganze Haut vom
„Gesichte riß. Die früheren leichten Blatternarben waren
„damit verschwunden, und er bekam einen weißen Teint,
„der zu seinen dunklen Haaren und schwarzen Augen unge-
„mein frisch und angenehm stand."

„Als mein Großvater, dem Zeit seines Lebens die
„fröhlichste, heiterste Laune eigen war, nach Beendigung der
„Feldzüge im Hause seiner Eltern zurückgezogen lebte, lernte
„er ein ungemein schönes Mädchen, Therese Weber, kennen,
„das von seinen Eltern auf den Händen getragen wurde.
„Dem jungen Unterofficier konnten sie die Tochter nicht
„geben, aber gerne willigten sie ein, ihre Hand einem so
„braven Menschen zu gewähren, wenn er nur einen andern
„Beruf ergreifen würde. Aber da war guter Rath theuer.
„Seine ganze Jugendzeit hatte mein Großvater in den Feld-
„lagern zugebracht, eine gleichmäßig höhere Bildung sich
„nicht erwerben können, es mußte daher ein Beruf ergriffen
„werden, der weniger auf tieferen Kenntnissen als auf
„natürlichem Talent beruhte, mit welch letzterem sowohl
„mein Großvater als seine Braut hinreichend begabt waren.
„Nach ihrer Trauung gingen daher Beide mit Einwilligung
„ihrer Eltern zum Theater, was damals einen ungleich schwe-
„reren Entschluß kostete, als es heutzutage der Fall wäre.
„Denn damals wurde der Künstler nicht wie jetzt gleich
„einem Beamten behandelt; er nahm nicht wie jetzt einen
„ehrenvollen Platz in der Gesellschaft ein und seine Zukunft
„war nicht wie jetzt nach Recht und Billigkeit gesichert.
„Damals wurde der Schauspieler als Lustigmacher behan-
„delt, und man bedachte nicht, wie oft er mit Unterdrückung

„ſeiner ganzen Individualität, ſeiner innigſten und heiligſten „Empfindung eine ganz andere Stimmung zur Schau tragen „muß, als diejenige iſt, die ihn eben erfüllt, wie oft er „durch die höchſte Anſpannung ſeiner Nerven ſeine Geſund„heit aufs Spiel ſetzt, nur um ſeiner Kunſt zu genügen und „den Beifall des Publicums zu erringen, eine Belohnung, „die freilich auf den hiefür Empfänglichen berauſchend, ja „beglückend einwirkt.“

Aber das neuvermälte Ehepaar gab ſich ſo ernſten Betrachtungen damals gewiß nicht hin. Glückſelig durch ihre wechſelſeitige Liebe, traten Beide voll Frohſinn und Muth ihre etwas unſtäte Laufbahn an. Nachdem ihnen im November 1752 ihre älteſte Tochter, meine Großmutter, in Nürnberg zur Welt gekommen war, wurde ihnen bei einem längeren Aufenthalte in München wieder eine Tochter beſcheert. Die Kurfürſtin Maria Anna aus dem Hauſe Sachſen, Maximilian Joſephs Gemahlin, bot ſich der jungen und blühenden Mutter, die ihr Wohlgefallen erregt hatte, freiwillig, denn um eine ſolche Gnade durfte nicht gebeten werden, als Taufpathin an. Selbſtverſtändlich wurde dieſer Beweis von Huld auf das Dankbarſte acceptirt, aber er zog den eigenthümlichen Umſtand nach ſich, daß, nachdem der damaligen Sitte gemäß das neugeborne Kind nothwendigerweiſe den Namen der durchlauchtigen Pathin erhalten mußte, Jacquets zweite Tochter ebenſo wie die erſte auf die Namen Maria Anna getauft und gleichfalls Nanny genannt wurde.

Im Jahre 1760 erhielt Jacquet ein Engagement an der Hofbühne in Wien, und er bezog nun mit ſeiner immer zahlreicher werdenden Familie das jetzt lang ſchon verſchwundene Haus „zum goldenen Pfau“ an der Ecke der Kärntnerſtraße in das gleichfalls nicht mehr exiſtirende

Comödiengäßchen Nr. 1102, später 1039. Oft und oft lenkte unsere Mutter im Vorübergehen unsere Blicke nach der thurmgleichen Höhe der Wohnung, in der ihre Großeltern wie ihre Eltern lebten und starben, in der sie selbst sowie ihre Geschwister zur Welt kamen und in welcher sie ihre eigene Jugendzeit zubrachte.

So wie in München, gelang es meinen Urgroßeltern auch in Wien, durch ihr heiteres Spiel die beifällige Aufmerksamkeit des Hofes auf sich zu ziehen, durch den überaus günstigen Ruf aber, den sie sich durch ihr musterhaftes Familienleben erworben hatten, das Wohlwollen der so sittenstrengen und den Schauspielern im Allgemeinen nichts weniger als geneigten Kaiserin Maria Theresia zu erlangen. Zu meiner Urgroßmutter fühlte sich die erhabene Monarchin auch durch die Sympathie hingezogen, die sie gleichsam aus einem unbestimmten Gefühle der Collegialität für Frauen empfand, die gleich ihr in glücklicher Ehe sehr viele Kinder geboren hatten. Ein Zufall fügte es, daß die Kaiserin eines Tages im Garten des Laxenburger Lustschlosses meine Urgroßmutter begegnete, ehe dieselbe sich zurückgezogen hatte, um sich für das Auftreten auf dem Theater umzukleiden. Eine Schaar von Kindern war ihr zur Seite, und ihr Aussehen verrieth, daß sie bald ein neues erwarte. „Zum wievielten Male," fragte die Kaiserin in gütigem Tone. „Zum zwölften Male, „Eure Majestät, halten zu Gnaden," war die demüthige Antwort. „Nun so soll sie," erwiderte die Kaiserin, „weil „sie eine so brave Frau ist, künftighin aus meinem Kammer„beutel zweihundert Gulden zu beziehen haben."

Mit welch dankbaren Gefühlen meine Urgroßmutter an diesem Abende ihre Rolle in dem Stücke von dem jüngeren Stephanie: „Die Wirthschafterin oder der Tambour

bezahlt Alles“ vor ihrer hohen Wohlthäterin spielte, kann man sich denken.

Nachdem sie noch vier Kinder — im Ganzen sechzehn — also genau so viel wie die Kaiserin selbst, geboren, sie Alle genährt und die älteren aus ihnen auch erzogen und unterrichtet hatte, starb die vortreffliche Frau, erst sechsundvierzig Jahre alt, am 27. Juni 1768 im Wochenbette. „Mit ihr verlor,“ so drückt sich meine Mutter in ihren Aufzeichnungen aus, „eine ehrenwerthe Familie ihre Stütze, ihren Schmuck, „ihren Schutzgeist.“ Aufrichtig wurde sie von ihrem trostlosen Gatten und denjenigen ihrer zahlreichen Kinder beweint, welche die Größe des Verlustes, den sie erlitten, schon zu ermessen vermochten.

Von den acht am Leben gebliebenen Kindern, welche meine Urgroßmutter bei ihrem Tode zurückließ, stand das älteste, meine Großmutter, erst im Beginne des sechzehnten Lebensjahres. Schon gehörte sie der Hofbühne an, und auf derselben sehr viel beschäftigt, konnte sie schon aus diesem Grunde ihren kleineren Geschwistern nicht viel Zeit widmen. Dieses Amt fiel also ihrer nächstjüngeren Schwester zu, welche, wie bereits erwähnt wurde, gleichfalls Nanny hieß. „Die zwei jüngsten Kinder,“ so fährt meine Mutter in ihren Aufzeichnungen fort, „mußten zu einer braven Bürgersfrau „in Verpflegung gegeben werden, und die Pflichten meiner „Tante begannen schon um sechs Uhr früh, wo sie täglich „nach der weit entfernten Vorstadt lief, um ihrem überaus „gutmüthigen, aber doch auch wieder strengen Vater schon „bei seinem Frühstück Bericht erstatten zu können, wie es „den armen kleinen Geschöpfen gehe.“

Daß heitere Gutmüthigkeit der Grundzug des Charakters ihres Großvaters war, wird von meiner Mutter

sehr oft und mit besonderer Vorliebe betont. „Er war und „blieb," sagt sie von ihm, auch von seiner späteren Lebens- zeit sprechend, „ein schöner, heiterer Greis zu unserer innigen „Freude. Er war der großmüthigste Beschützer fehlender „Menschen, nur hielt er sie consequent in einer gewissen „Entfernung von seinem Hause, weil er seine Kinder unge- „mein liebte, sie mit Strenge bewachte und lieber gleich „Anfangs jede Gelegenheit zu unerfreulichen Berührungen „abschnitt, als sie dann später mit noch viel größerem Ver- „drusse wieder rückgängig machen zu müssen. Nur wenigen „Künstlern gönnte er die Freude, bei ihm ein- und aus- „gehen zu dürfen. Verheiratete Schauspieler mit ihren „Frauen und einige bürgerliche Familien bildeten den Kreis „seines Umganges. Nie wurde Jemand im Hause aufge- „nommen, den nicht er selbst dort eingeführt hatte. Be- „suche fremder Künstler, Besprechungen mit Autoren oder „Schauspielern wurden lediglich als Geschäft betrachtet, und „er unterzog sich der Mühe, immer dabei gegenwärtig zu „sein, um einer größeren Vertraulichkeit vorzubeugen, welche „ja zwischen Künstlern begreiflicherweise so leicht sich ein- „schleicht."

„Eine Eigenschaft war es besonders, die ich für eine „glückliche Gabe halte, die meine Mutter von ihrem Vater „erbte, und welche wohl durch sie auch auf mich überging. „Diese Gabe ist der gänzliche Mangel an reizbarer Em- „pfindlichkeit. Jede kleine Schwäche, die mein Großvater „besaß, belächelte er in seinem guten Humor gerade so „treuherzig, als spräche er von einem Fremden. Er liebte „es sogar, geneckt zu werden; selbst seine Kinder durften „über manche kleine Pedanterie scherzen, die er aus seinem „Soldatenstande mit herübergebracht, und noch in hohem

„Alter — wir hatten das Glück, ihn bis in sein achtund-
„achtzigstes Jahr zu erhalten — lächelte er schelmisch ver-
„gnügt, wenn meine Tante ihn den „„schönen Carl““ nannte.
„Und schön war er! Hoch und vortrefflich gebaut, vereinigte
„er gute Haltung mit gewandten Manieren in Gang und
„Bewegung. Voll Leben und Feuer, das aus seinen dunk-
„len Augen sprühte, besaß er ein unwiderstehlich gutmüthiges
„Lächeln, und so kam es, daß auch sein Scherz niemals
„beleidigte, denn nie mengte er auch nur einen Tropfen
„Gift demselben bei. Mein Großvater liebte die Menschen
„wahrhaft, aber er liebte auch sich selbst, und um in seinem
„Leben so vergnügt sein zu können als möglich und er-
„laubt, trachtete er an Anderen wie an sich selbst immer die
„bessere Seite herauszufinden und sein Leben mit kleinen
„Freuden auszuschmücken, denen er jedoch unnachsichtlich so
„scharf begrenzte Schranken zog, daß er auch vor den
„Augen seiner Kinder nicht das Geringste zu verbergen
„brauchte.“

„Mit so warmer, ungekünstelter Liebe hing meine
„Mutter an ihrem strengen Vater, daß sie ihm gegenüber
„niemals einer Mittelsperson bedurfte. Schon an und für
„sich konnte sie nichts Verstecktes, Heimliches leiden und
„wollte lieber ein wenig gezankt werden, als irgend etwas
„verbergen. Dadurch bildete sich zwischen Vater und Tochter
„ein so schönes Verhältniß heraus, daß ihr gegenseitiges
„Vertrauen ein unverbrüchliches war. Oft erklärte das
„fröhliche Mädchen, welches gar manchen Heiratsantrag
„ablehnen mußte, sie möchte eigentlich Niemand heiraten
„als ihren Vater, denn er sei nicht nur der schönste, son-
„dern auch der liebenswürdigste Mann, den sie kenne. Sie
„fügte hinzu, sich nie verheiraten zu wollen, weil ja das

„ganze Publicum um ſo inniger an ihr hänge, wenn ſie „noch erreichbar ſei. In dieſem Ideenkreiſe befangen, ge„langte ſie bis in ihr dreißigſtes Lebensjahr, als ſie zum „erſten Male meinen Vater ſingen hörte. Sie wandte ſich „um und ſagte tief ergriffen, aber heiter: „„Papa, der wird „„mir wohl das Herz wegſingen.““ In einem halben Jahre „waren ſie Mann und Frau.“

Es wurde, wie es ſcheint, als etwas Selbſtverſtändliches betrachtet, daß das neuvermählte Paar kein eigenes Hausweſen gründete, ſondern daß lediglich mein Großvater als neuangeworbenes Familienglied in dasjenige ſeines Schwiegervaters eintrat. Und ſein mildes, jeder Aufregung ſich möglichſt fernhaltendes Weſen machte ihn gerade für dieſe Stellung beſonders geeignet. „Ich darf wohl ſagen,“ ſo läßt ſich meine Mutter über ihren Vater vernehmen, „allen Anforderungen eines treuen, deutſchen, redlichen Ge„müthes konnte dieſer vortreffliche Mann genügen, aber die „Schwingen eines leicht beweglichen Geiſtes beſaß er nicht. „Er hatte ſein wundervolles Talent, und in der Ausbildung „dieſer herrlichen Gabe war ihm im Generalſeminarium „von München harmlos das erſte Jünglingsalter verfloſſen. „Durch und durch ein Deutſcher, gewiſſenhaft und treu, „blickte ſeine reine Seele aus ſeinen heiteren blauen Augen, „was ihm wohl einen freundlichen und wohlwollenden Aus„druck verlieh, aber nie ein dämoniſches Aufblitzen ſeiner „Leidenſchaft zuließ. Im Ganzen ſprach er nicht viel. Aber „wenn man ihm gegenüber auf ſeine großen Meiſter, auf ſeine „Reiſen in Italien zu reden kam, wenn er von den herr„lichen Vorbildern, die er dort gehört, von den Triumphen „eines Davide, einer Storace, Marra oder eines Marcheſi „ſprechen konnte, da war eine wahre Begeiſterung über ihn

„ausgegoſſen, die ſeine feinen und edlen Züge förmlich ver-
„klärte.“

Sowohl mein Großvater als meine Großmutter ſetzten auch nach ihrer Verheiratung die Ausübung ihrer Berufs-pflichten eifrigſt fort. Die künſtleriſche Thätigkeit der Letzteren wird von meiner Mutter mit lebhaften Worten geſchildert, und gleichzeitig zieht ſie auch diejenige der jüngeren Schweſter, Katharina Jacquet, in den Kreis ihrer Beſprechung. „Nichts „konnte verſchiedener ſein,“ ſagt ſie, „als die Gemüthsart „dieſer beiden Schweſtern, und doch fand ſich auch bei ihnen „gar manche Aehnlichkeit. Gleich war in Beiden die Liebe „zur Kunſt und das Talent für ſie, aber das Letztere äußerte „ſich bei Beiden in völlig verſchiedener Weiſe, weshalb auch „die Fächer, denen ſie ſich widmeten, ganz verſchiedene waren. „In der erſten Zeit ihrer künſtleriſchen Thätigkeit ſpielte „meine Mutter faſt Alles. Als aber die um ſieben Jahre „jüngere Schweſter ſchon in ihrem achtzehnten Lebensjahre „ein überwiegendes Talent für das tragiſche Fach entwickelte „und ſich mit wahrhaft leidenſchaftlichem Fleiße dem Stu-„dium desſelben hingab, da entſchied ſich meine Mutter „völlig für das naive Fach und entfaltete in demſelben „einen Reichthum und eine Vielſeitigkeit, welche Staunen „und Bewunderung erregten. Am lebhafteſten gaben die „Dichter dieſe Empfindungen kund. Kotzebue, der in ſpä-„terer Zeit faſt nur für meine Mutter und die große „Schauſpielerin Bethmann-Unzelmann ſchrieb, verſicherte oft, „daß es ihm unbegreiflich ſei, wie eine und dieſelbe Schau-„ſpielerin in einem und demſelben Fache ſo reich an den „verſchiedenſten Nuancen ſein könne. Oft ſchon habe er „eingeſtanden, daß er bei der großen Menge von Luſt-„ſpielen, die er geſchrieben, für ſeine muthwilligen wie für

„ſeine naiven Mädchen einen gewiſſen Typus gehabt habe,
„und gleichſam beſchämt von der reichhaltigen Entfaltung
„des Talentes meiner Mutter in Erſtaunen gerathen ſei.
„Ach damals beſaß man noch auf der Bühne wie im Leben
„naive Mädchen; — wo kamen ſie hin? Die ſchöne Zeit
„der wirklichen Naivetät iſt ſchon lang vorüber; die Mäd-
„chen ſind ſuperklug und viel zu ſelbſtbewußt. In ihrer
„Blaſirtheit würden ſie ſich für dumm halten oder uns
„Anderen in der jetzigen Zeit wie impertinent erſcheinen,
„was doch Beides ſo weit von Naivetät entfernt iſt. Das
„einzige Studium, das meine Mutter anwendete, beſtand in
„der Aufmerkſamkeit, die ſie den Kindern ſchenkte. Das
„war ihr Studium, und vor einer Gruppe von Kindern
„konnte ſie ſtundenlang ſtehen oder mit ihnen ſpielen und
„ſie dabei beobachten. Schon von Natur beſaß ſie ein ſo
„kindliches Weſen, und auch noch in vorgerückterem Alter
„erzählte ſie Alles auf eine ſo liebe und natürliche Weiſe,
„daß ich mich wohl erinnere, wie mein Vater bei Tiſche
„aufſprang, um ſie zu umarmen, ſo entzückt war er über
„ſie, und wir Kinder, ſowie etwa anweſende Freunde lauſchten
„jeder Silbe von ihren Lippen und wollten uns über ihre
„drolligen Einfälle halb todtlachen. Dabei bewahrte eine
„unausſprechliche Anmuth und angeborne Grazie ſie vor
„jeder, auch der leiſeſten Trivialität.“

Die Roſine in „Juriſt und Bauer“ war eine ihrer vorzüglichſten Rollen, in der ſie auch, wie bereits erwähnt, abgebildet iſt, „und nie hat“, ſo fährt meine Mutter in ihren Aufzeichnungen fort, „dieſes Stückchen nach ihr
„mehr gefallen können. Wie die Mars in Paris, hatte ſie
„faſt in jeder Rolle eine berühmte Stelle, die durch die
„Natürlichkeit ihres Vortrages eine entzückende Wirkung auf

„das Publicum äußerte. So antwortete ſie als Roſine auf die „Bemerkung des Advocaten, die Eier ſeien etwas klein, halb „entſchuldigend, halb muthwillig: „„Unſere Hühner legen keine „größeren““ — mit einem ſo ſchelmiſchen Ausdruck, daß der „allzeit fröhliche Jubel des Publicums kaum ein Ende fand.“

„Als Joſephine in „„Armuth und Edelſinn““ ſpielte „ſie ſo geiſtreich und heiter, daß Kotzebue erklärte, er habe „nie geglaubt, daß man dieſe Rolle mit ſo viel Schalkhaftig„keit und doch ſo edlem Anſtand darſtellen könne. Mit „gleichem Glücke und doch ſo verſchieden ſpielte ſie Minna „von Barnhelm und Franziska. Ungemein anziehend war „ſie als Eliſe Valberg, und den ſchönſten Einklang wußte „ſie in dieſen intereſſanten Charakter zu bringen, der ſich „insbeſondere in den letzten Acten des Stückes ſo ernſt und „würdig zeigt. In welch herzzerreißenden Schmerz brach ſie „als Kathinka in Kratter's „„Mädchen von Marienburg““ „aus, nachdem ihr Selbſtgefühl und ihr Stolz geſiegt und „ſie den Czar bittet, keines Weibes Herz mehr zu brechen „und hinzuopfern. Wie oft wurde es uns Kindern erzählt, „daß Kaiſer Joſeph II. von der Darſtellung Kathinka's „durch meine Mutter und derjenigen des Czars Peter durch „Lange ſo hingeriſſen war, daß er, das Theater verlaſſend, „den Befehl gab, der Theaterwagen ſolle eher als der „ſeinige vorfahren, da die Künſtler ſich ſo erhitzt hätten. „Und nach einer andern Darſtellung desſelben Stückes be„fahl er das Erträgniß des Abends zwiſchen meiner Mutter „und Lange zu theilen.“

„Zu den Stücken, in denen meine Mutter das Publi„cum am meiſten entzückte, gehörte auch Iffland's „„Selbſt„beherrſchung““, wo ſie, ohne auch nur einen Augenblick lächer„lich zu werden, mit wahrer Meiſterſchaft die vierzigjährige

„Frau darstellte, welche einen Jüngling liebt, der den Jahren „nach ihr Sohn sein könnte. Es war ihre erste ältere Rolle, „und als sie am Ende der Vorstellung lärmend heraus„gerufen wurde, sagte sie nur: „„Aller Anfang ist schwer.““ „Hofrath Escherich, der damals unter Baron Braun das „Theater dirigirte, verfaßte ein schönes Gedicht auf sie, das „mit den Worten begann: „„Wohl dem, der so endet, „wie du anfängst““.

„Nach einer gefährlichen Lungenentzündung, in wel„cher meine Mutter von dem damals berühmten Arzte „Maximilian Stoll glücklich behandelt worden war, fühlte „sie sich längere Zeit hindurch recht schwach. Dennoch „drang man in sie, bald wieder zu spielen, und obgleich „Stoll dagegen war, gab sie doch in ihrer Pflichttreue nach, „nahm ihre Rollen wieder auf und legte hiedurch den Keim „zu einer sich allmälig entwickelnden Lungensucht. Als sie „schon 46 Jahre alt war, 1798 kam Kotzebue zum letzten „Male nach Wien und bat sie dringend, noch einmal die „Gurli vor ihm zu spielen, in welcher Rolle sie insbesondere „in der Scene mit der Katze unnachahmlich war. Lang „sträubte ihr Gefühl sich dagegen, dem Publicum eine alte „Gurli zu zeigen, obwohl bei der Jugendlichkeit ihrer Ge„stalt insbesondere auf dem Theater Niemand merkte, wie „alt sie war. Von allen Seiten zur Nachgiebigkeit gedrängt, „fügte sie sich endlich, und jene Vorstellung erlangte in der „Theaterwelt durch das einzige Wort: „„Gewesen““, welches „meine Mutter mit einem wahrhaft bezaubernden Ausdrucke „innigster Dankbarkeit und tiefster Wehmuth aussprach, eine „Art von Berühmtheit. Man glaubte, das Theater müsse zu„sammenstürzen unter dem dröhnenden Beifallssturme, den „dieses schlichte Wort hervorrief. Der Glücklichste unter

„Allen war mein Vater, und mit freudigem Stolze schloß er „meine Mutter in seine Arme und frohlockte nur: „„Meine „Nanny!““ Ich aber stand zitternd und bebend in einem „Winkel und Thränen der Wonne, der Rührung und der „Begeisterung strömten über meine Wangen.“

Indem sie diesen ihr das ganze Leben hindurch unvergeßlich gebliebenen Auftritt schildert, kommt meine Mutter in ihren Aufzeichnungen zum ersten Male auf sich selbst zu sprechen. Glücklich und fröhlich war ihr bis dahin ihre Kinderzeit vergangen, denn sie nahm in dem Hause ihrer Eltern eine vielleicht allzu bevorzugte Stellung ein. Der älteste Bruder, Valentin, scheint ein braver und tüchtiger, aber sehr kränklicher Jüngling gewesen zu sein, der mit großer Liebe an der viel jüngeren Schwester hing, obgleich oder vielleicht weil ihr ganzes Wesen in entschiedenem Gegensatze zu seinem eigenen stand. So schwächlich und zart er selbst, so kräftig und gesund war seine zweite Schwester, Antonie, zwischen der und ihm dem Alter nach, wenn ich nur diejenigen Geschwister in Betracht ziehe, welche nicht schon in früher Kindheit starben, noch ein Bruder, Namens Heinrich, der sich gleich meiner Mutter einer guten Gesundheit erfreute, und eine so wie Valentin zarte und schwächliche Schwester, Louise, standen. Auf meine Mutter folgte noch ein Knabe, Namens Joseph, nach alter Wiener Gewohnheit in der Familie Pepi genannt, der ungemein phlegmatischen Temperamentes, aber, was man damals vielleicht noch nicht bemerkte, auch von keiner festen Gesundheit war, wenigstens war es ihm nicht beschieden, ein hohes Alter zu erreichen.

Man sieht wohl, daß meine Mutter, deren Gesichtszüge schon, als sie noch ein Kind war, ungemein schön

gewesen sein müssen, zu jener Zeit als das Prachtstück in der Familie galt und auch so behandelt wurde. Als sie zur Welt kam, am 30. December 1790 hatten, wie meine Mutter selbst sich ausdrückt, „die französischen Moden ganz „Deutschland überschwemmt, aber nicht nur Moden waren „es, die in Ballen versendet wurden und zur Nothwendig„keit geworden zu sein schienen, auch Lehrer und Erzieher, „Gouvernanten und Bonnen wurden überall nach Deutsch„land berufen, und gar manches Mädchen verlor durch „solche Erziehung den richtigen Leitfaden für das Leben, „gar manches tiefe Gemüth ging unter und wurde störrisch, „weil es der Anforderung, sprudelnden Geist zu entwickeln, „nicht zu genügen vermochte. Und im entgegengesetzten Falle „gestaltete sich die Sache nicht selten noch schlimmer, denn so „manches talentvolle und lebhafte Mädchen würde unter einer „einfach häuslichen Leitung, die damals bespöttelt wurde, „ein schönes Gleichgewicht erlangt haben. Rousseau hatte „seine verlockenden Schriften über die Welt verbreitet und „jedenfalls sind ihr, was man auch über ihn sagen mag, „seine Grundsätze zu gefährlichem Gifte geworden, am „meisten für uns nachahmende Deutsche. Alles sollte nur „geistsprühend sein und Jeder wollte im Schooße seiner Fa„milie eine Gattung Emil erziehen. In unser Haus aber „mochte dies noch weniger als in viele andere passen. Und „dennoch hielt sich dasselbe, so schlicht und einfach es an „und für sich auch sein mochte, von jenem Abwege nicht „vollkommen fern."

„Um die Mädchen muthig, kraftvoll, degagirt, wie „man sich ausdrückte, zu machen, kleidete man sie als Knaben. „Auf die Bäume zu klettern, über Stock und Stein zu „springen, jede Art von körperlicher Ungezwungenheit aus-

„zuüben, war Mode geworden. Die Schaukel mit dem „eigenen Beine ſo hoch als möglich zu ſchleudern, mußte „erlernt, zu nicht ſehr hohem Fenſter aus- und einzuſpringen, „mußte verſucht werden, und jedes Handgemenge mit Jungen „gereichte den Mädchen zur Ehre. Ach, und auch ich war „ein in dieſem Sinne wohlerzogenes Kind! Außer meinem „Bruder Heinrich, der faſt ſechs Jahre älter war als ich, „war ich das ſtärkſte unter uns Geſchwiſtern. Kräftig ge- „baut, aber dafür auch unbändig, wurde mir das letztere „immer verziehen, und wenn ich ſelbſt nicht begreifen konnte, „was denn Schönes an meinen Kämpfen mit meinen Brüdern „ſei, ſo unterhielten ſie mich doch ſehr, beſonders wenn ich „dabei die Siegerin blieb. Beklagte ich mich aber je einmal, „daß ſie mich allzuſehr geſchlagen hätten, ſo meinte meine „franzöſiſche Bonne, die Schande für mich läge nur darin, „daß ich mich nicht kräftig genug gewehrt hätte. Jede Un- „gezogenheit war mir erlaubt, jeder Muthwille, den ich ver- „übte, wurde als ein Zeichen von Geiſt beifällig belächelt, „ja oft vor Fremden geprieſen. Und da gerade meine mir „dem Alter nach am nächſten ſtehenden Geſchwiſter Louiſe „und Pepi phlegmatiſche und weinerliche Kinder waren, ſo „erweckte dieſe Parteilichkeit für mich meinen ganzen Muth- „willen. Jeden Augenblick fiel mir ein anderer Schabernack „ein und immer wurde darüber gelacht, immer wieder Alles „ſehr hübſch gefunden. Jeder tolle Streich wurde, und „zwar je kecker und kühner er war, um ſo eifriger belobt „und jede Weichlichkeit, jede Verzagtheit wurde mir immer „mehr verhaßt.“

„Auf dieſe Art war ich faſt ſieben Jahre alt geworden, „da trat plötzlich wie mit einem Zauberſchlage eine gewal- „tige Aenderung für mich ein. Meine Mutter gebar im

„Alter von fünfundvierzig Jahren ein allerliebstes Mädchen,
„welches, auf den Namen Marie getauft, von uns gewöhnlich
„Mimi genannt wurde, und nun hatte sich das Blatt voll-
„ständig gewendet. Ihre ganze Liebe widmete sie von nun
„an diesem schönen und zierlichen Kindchen, das in unserer
„Familie ein wahrer Benjamin war."

„Ich aber konnte mich so schnell nicht verändern,
„meine üblen Angewöhnungen so rasch nicht abstreifen. Voll
„Jugendkraft und Uebermuth wußte ich nicht aus und ein
„und kam meiner Mutter zehnmal recht ungelegen in den
„Weg, worüber sie in früheren Jahren gelacht haben würde,
„weil ihre eigene Heiterkeit ihr meine kindische Lebhaftigkeit
„verzeihlich hätte erscheinen lassen. Aber jetzt war vielleicht
„in Folge der späten Geburt dieses jüngsten Töchterchens
„ihr Lungenübel immer fühlbarer geworden und sie ließ
„ihrer angebornen Heftigkeit mehr und mehr, und ins-
„besondere gegen mich freien Lauf, wozu ich ihr freilich
„reichlichen Anlaß bot. Denn viel zu früh war ich in die
„Jahre getreten, die man bei den Knaben die Tölpeljahre
„nennt, weil ich viel zu lang als kleines muthwilliges Kind
„behandelt worden war und das Bedürfniß sich dringend
„geltend machte, mich in das gewöhnliche Geleise hinein-
„zuzwängen. Da ich nicht gehen, sondern nur laufen und
„springen konnte, zerriß ich meine Kleider, brachte meine
„Haare in Unordnung, war beinahe immer nachlässig an-
„gezogen und that eigentlich niemals das, was ich hätte
„thun sollen, weil mir immer andere Dinge den Kopf durch-
„kreuzten. Meine Mutter glaubte Alles versucht zu haben,
„wenn sie mich einschloß und strafte; dadurch wurde aber
„oft nur mein besseres Gefühl unterdrückt, was freilich nicht
„allzulang vorhielt, denn alle Schelmereien, die einen Kinder-

„kopf nur immer beſchäftigen können, war ich zu verüben
„gewohnt. Da wurde denn zu einem Mittel gegriffen, das
„gerade durch ſeine Schärfe ſeine Wirkung verfehlte, ich
„wurde häufig geſchlagen. Oft ſuchte ich Troſt bei meinem
„Vater, der mir ihn in ſeiner ſanften und lieben Weiſe
„beinah immer gewährte. Er beſchützte mich und kam auf
„allerlei kleine Mittel, mich zu zähmen. Er erlaubte mir,
„bei ihm in ſeinem Zimmer zu bleiben und dort zu ſtricken.
„Er gab mir kleine Aufgaben nach der Uhr und geſtattete
„mir, ſeinen Muſikübungen beizuwohnen. So zauberiſch
„wirkte ſeine Stimme auf mich, daß ich faſt ohne Ueber-
„treibung ſagen kann, er überwand mich mit ſeiner Muſik
„wie Orpheus die wilden Thiere. Dieſe heiligen Stunden
„werde ich niemals vergeſſen! Wenn er ſang oder mit
„ſeiner Violine auf- und abgehend die Quartette Mozart's
„oder Haydn's ſpielte, war ich wie verwandelt. Tauſend-
„mal hätte ich mein Leben für ihn, für meine Mutter, für
„meine Geſchwiſter hingegeben, jedes Opfer wäre ich bereit
„geweſen zu bringen, große Thränen ſtanden mir in den
„Augen, und daher kommt denn wohl auch meine gar ſo
„große Vorliebe für dieſe Art von Muſik. Jedesmal, wenn
„ich dieſe Töne höre, tritt meine Jugendzeit in vollem
„Glanze vor mich hin, und ich kann Gott nicht genug für
„die Fähigkeit danken, dies noch in meinem Alter mit ſolcher
„Wärme empfinden zu können."

Nicht nur an ihrem Vater, ſondern auch an ihrem älteſten Bruder ſcheint meine Mutter einen treuen Beſchützer beſeſſen zu haben, wenigſtens geht Aehnliches aus einem Briefe hervor, den dieſer im Mai 1801 aus St. Pölten an ſeine Mutter ſchrieb. Im vorhergegangenen Winter war das jüngſte der Geſchwiſter an einem ſehr gefährlichen Keuch-

husten erkrankt. Wahrscheinlich um mit meiner Mutter das turbulente Moment aus dem Hause zu bringen, gab man sie zu einem befreundeten Ehepaare, dem pensionirten Cabinets-courier Streins und seiner Frau, welche St. Pölten bewohnten. Auch Valentin wurde nach dieser Stadt geschickt, um sich, da er stets kränkelte, dort einigermaßen zu erholen. Von St. Pölten berichtet er seiner Mutter, daß das Ehepaar Streins mit Toni „sehr zufrieden" sei. „Ich sage „es immer," fügt er wohl nicht ganz ohne die Absicht hinzu, daß die Mutter diesen Wink beherzigen möge, „wenn das „Kind allein ist und man ihr weder Anreiz gibt, noch sich „beständig an ihr reibt, so ist sie doch brav."

Für den armen Valentin wie für meine Mutter scheint jedoch der bescheidene Landaufenthalt in St. Pölten nicht zur dauernden Wohlthat geworden zu sein. Der Erstere fand dort seine Gesundheit nicht wieder, und Beide mußten zurück in das elterliche Haus, welches nun durch die schweren Krankheiten, die es heimsuchten, ein ungemein trauriges geworden war. Man weiß wirklich nicht, welches der Familienmitglieder das leidendste war, der Vater oder die Mutter, der älteste Sohn oder die jüngste Tochter, die kleine Mimi.

Mein Großvater hatte sich eigentlich sein ganzes Leben hindurch einer guten Gesundheit erfreut und war nur in der letzteren Zeit einmal von einem kalten Fieber befallen worden, das ihm tüchtig zusetzte. Um sich von demselben zu befreien, nahm er im Uebermaße China, das jedoch dadurch schädlich auf ihn wirkte, daß seine Leber sich ganz verhärtete und bald die Gelbsucht an ihm sichtbar wurde. Eine gründliche Untersuchung seines Körpers, zu der er sich endlich auf das Zureden seiner von ihm so sehr geliebten

Frau herbeiließ, ergab das traurigste Resultat und schloß jede Hoffnung auf seine Wiederherstellung aus.

Neben ihrem schwerkranken Manne erging es meiner Großmutter nicht besser. Nachdem ihr jüngstes Kind fünf Monate hindurch im Bette und manchmal am Rande des Grabes gewesen war, schien die ohnedies nicht mehr reichlich bemessene Kraft der treuen mütterlichen Pflegerin ganz gebrochen zu sein. „Und als endlich," sagt meine Mutter in ihren hier schon so oft benützten Aufzeichnungen, „die Krank„heit des Kindes sich allmälig löste, war unsere Mutter „durch die Sorge und den Kummer, dasselbe oft des Abends „verlassen zu müssen, um ihren Berufspflichten nachzugehen, „so erschöpft, daß die Angst um die Mutter eine bei weitem „peinigendere für uns war als die Furcht, die Schwester „zu verlieren. Der Keuchhusten der Letzteren hatte sich auch „uns mitgetheilt, und wir waren Alle derart von dem„selben ergriffen, daß wir, um der kleinen Hauptpatientin „Ruhe zu gönnen, in die hinteren Zimmer verbannt wur„den. Für einen Augenzeugen müßte es zugleich rührend „und komisch gewesen sein, zu sehen, wie bei jedem heftigen „Brechanfall, von dem mein jüngerer Bruder ergriffen „wurde, ich auf seinen Stuhl sprang und mich hinter ihn „hinhockte, um die Kraft zu gewinnen, seinen fieberisch er„hitzten Kopf mit beiden Händen an der Stirne festzuhalten. „Ganz erstaunt war ich, als er, der ein höchst phlegmatischer „Junge war, mir nach einem solchen Anfalle einmal sagte: „„Du bist mein Schutzengel."" Das wäre mir niemals „eingefallen, denn ich war des Scheltens so gewöhnt, daß „ich an meinen eigenen Eigenschaften kein gutes Haar „fand. Aber Leiden nähern und vereinigen. Wir wurden „in dieser Leidenszeit so innig verbunden und gewannen

„uns so lieb, daß ich hundertmal die Schläge für ihn er-
„trug, ohne nur zu mucksen. Während er nicht begreifen
„konnte, weshalb ich so großmüthig sei, auch seine Sünden
„auf mich zu nehmen, verstand ich wieder nicht, wie er aus
„einigen Hieben so viel Wesens machen konnte. Ich war
„eben älter, viel stärker und robuster und viel lustiger als
„er, und ertrug daher auch weit leichter das Ungemach, das
„über mich kam."

„Als ihr Lieblingskind sich allmälig, wenn auch nur
„sehr langsam erholte, schien auch meine Mutter wieder
„aufzuleben. Ihre wenngleich noch so erschöpften Kräfte
„reproducirten sich allzeit rasch, ja in der wärmeren Jahres-
„zeit wurde sie wieder so blühend, daß man eigentlich sagen
„konnte, ihr Lungenübel schlich unter Blumen einher, wie
„eine Schlange. Wenn hingegen im Herbste die kalten
„Stürme eintraten, da stellte sich gewöhnlich bei ihr starker
„Husten mit rheumatischem Fieber ein und warf sie für
„einige Monate aufs Krankenlager. Dies war auch im
„Winter des Jahres 1801 auf 1802 der Fall, während
„der nachfolgende Sommer wieder Linderung brachte. Für
„mich wurde er durch ein an und für sich unscheinbares
„Ereigniß wichtig, das aber auf mein ganzes Leben eine
„entscheidende Wirkung äußern sollte."

„Während wir in Hietzing eine kleine Landwohnung
„innehatten, wurde eine Nachbargemeinde durch eine heftige
„Feuersbrunst sehr hart mitgenommen. Die sich allgemeiner
„Verehrung erfreuende Gemahlin des Hofrathes von Dür-
„feld, welche mit meiner Mutter freundschaftliche Beziehun-
„gen unterhielt, unternahm mit ihrer Beihilfe zum Besten
„der Abgebrannten die Aufführung eines von Kindern dar-
„zustellenden Stückes: „„Die kleine Aehrenleserin"". Der Hof

„gab huldreichst das kleine geschmackvolle Theater im Lust-
„schlosse zu Schönbrunn dazu her. Die Enkelin der Frau
„von Dürfeld, die schöne Resi, nachmals Gattin des Präsi-
„denten von Hauer, spielte die Hauptrolle, mein Bruder den
„Flurwächter, meine kleine herzige Schwester das Guts-
„fräulein, und ich mußte die rührende Mutter darstellen.
„Meine Mutter theilte uns die Rollen zu und ließ sie uns
„ganz allein studiren, ja sie versammelte nur wenige com-
„petente Zuseher zur ersten Probe. Offenbar hatte der
„Name meiner Mutter ihren Kindern Credit verschafft, denn
„die Vorstellung selbst war zum Erdrücken voll. Meine
„Angst war so groß, dass man behauptete, es sei kein Auge
„trocken geblieben, so rührend sei ich gewesen. So viel
„sprach man nach Beendigung der Vorstellung von meinem
„großen Talente, und ich sah in den Augen meiner Mutter
„eine so lebhafte Satisfaction darüber, daß ich aus dem
„Erstaunen gar nicht herauskommen konnte. Ja, dieses Er-
„staunen war noch viel größer als meine Freude, denn ich
„konnte gar nicht begreifen, wo denn das Talent gesteckt
„habe, von dem nun so viel gesprochen wurde und auf
„welches früher Niemand verfallen war."

„Durch ihre eigene immer heftiger auftretende Krank-
„heit und durch den Kummer, den ihr das Siechthum der
„Mehrzahl der Ihrigen verursachte, aufs Tiefste herab-
„gebracht, mußte meine Mutter, welche nicht mehr im Stande
„war, ihren Berufspflichten nachzukommen, sich ihre Ent-
„lassung erbitten. Der damalige Director des Burgtheaters,
„Freiherr von Braun, der ihr freundschaftlich ergeben war,
„bewilligte ihr eine Benefice-Vorstellung und unterrichtete
„sie von dem dringenden Wunsche der damaligen Kaiserin
„Maria Theresia, Franz II. zweiter Gemahlin, sie möge

„ſich, wenn auch kraftlos und krank, doch an dieſem Abende „noch einmal dem Publicum zeigen. Meine Mutter konnte „ſich nicht entſchließen, eine derartige Tragikomödie mit „dem von ihr ſo hochgeachteten und ſo ſehr geliebten Publi„cum zu ſpielen; auch fürchteten die Aerzte in Folge der zu „heftigen Gemüthsbewegung den Eintritt einer Kataſtrophe. „So mußte denn ein hübſches kleines Gelegenheitsſtück von „Kotzebue, welcher meiner Mutter immer ſehr ergeben war, „und der ſie als Künſtlerin wie als Frau außerordentlich „hochſtellte, bei Seite gelegt werden. Mein nachmaliger „Lehrer, Heinrich von Collin, unternahm es, ein kleines „Stückchen — „„Der geſtörte Abſchied““ — zu ſchreiben, in „welchem ich das erſte Mal vor das Publicum treten und „für meine Mutter danken ſollte. Es war am Geburtstage „meines Vaters, dem 22. Februar, und zwar im Jahre „1804, daß dies geſchah. Der Senior der Schauſpieler„geſellſchaft, Joſeph Lange, führte mich in dem Stücke einer „kleinen Geſellſchaft von Menſchen vor, in der Frau Einzig „ihre letzten Sommermonate zugebracht hatte. Zum Tode „erkrankt, ſei ſie nicht mehr im Stande, von ihnen Abſchied „zu nehmen, und ſende zu dieſem Behufe ihre Tochter. In „keiner Stadt der Welt, ich bin aufs Tiefſte davon über„zeugt, kann das Publicum einen ſo innigen Antheil nehmen „und ihn mit ſo überſtrömender Herzlichkeit zeigen. Meine „Angſt und meine Rührung waren ſo heftig, daß ich nur „ſchluchzend reden konnte. Der Glanz der Lampen, die „wie glühende Kugeln vor meinen Augen tanzten, blendete „mich ſo, daß ich keinen Schritt zu thun wagte; man mußte „mich immer leiten und führen. Die ganze Vorſtellung er„hielt durch die Liebe der Schauſpieler, denen meine Mutter „nie auch nur einen Augenblick des Lebens verbittert hatte,

„einen so rührenden Anstrich, daß das Publicum ausnahms-
„los vom tiefsten Mitgefühl durchdrungen wurde. Auf der
„Bühne wie vor der Bühne weinte man so heftig, daß
„der Dialog mehrmals unterbrochen werden mußte. Keiner
„der mitspielenden Künstler hatte jemals eine ähnliche Vor-
„stellung erlebt, Allen erschien ich als das Kind ihres Herzens
„und Alle trugen die Liebe, die sie für meine Mutter em-
„pfanden, auf mich als deren Tochter über."

„In meinem Elternhause war inzwischen das Miß-
„geschick, welches dasselbe heimsuchte, aufs Höchste gestiegen.
„Die Aerzte erklärten meinen ältesten Bruder für verloren;
„er mußte sich, um ein südliches Klima aufzusuchen, nach
„Italien begeben und starb schon nach sechs Wochen in
„Mailand, ohne den Trost zu haben, von den Seinigen
„gepflegt zu werden. Von diesem Augenblicke an war unser
„Haus noch mehr als bisher zur Trauerstätte geworden,
„denn auch bei meinem Vater machte, wohl auch in Folge
„der so tiefschmerzlichen Trauer um seinen Sohn und der
„quälenden Sorge um seine Frau, das Leberleiden wahr-
„haft reißende Fortschritte."

„Da meine Mutter bei Beginn des Sommers wieder
„aufs Land gebracht werden mußte, blieb mein Vater in
„der Stadt unter den Händen des Arztes. Wir mußten
„uns theilen; meine Mutter nahm die kränklicheren Ge-
„schwister mit sich nach Penzing; mein Bruder Heinrich
„und ich blieben zur Pflege des Vaters in der Stadt
„zurück. Wie lehrreich waren diese Stunden für mich, wie
„trat zum ersten Male die Härte des Schicksals vor meine
„Augen! Solche Erinnerungen kann man nur nachfühlen,
„nie nacherzählen. Ich war noch nicht vierzehn Jahre alt,
„und was lag schon auf mir! Ich fühlte meine Kraft so

„gering, meine Aufgabe aber ſtand ſo rieſengroß vor mir.
„Am 14. Auguſt 1804 als dem Sterbetage meines Bruders
„wurde mein Vater in der Nacht ſo ſchlecht, daß er zu
„wiederholten Malen um Verabreichung der Sterbeſacramente
„bat. Meine Mutter wurde in einer Sänfte hereingebracht,
„und von dieſem Augenblicke an konnte man ihn ſterbend
„nennen. Wir waren Tag und Nacht um ihn; mein Bruder
„Heinrich und ich wechſelten. Die Nacht des Verſcheidens, die
„vom 23. auf den 24. Auguſt 1804, traf meinen Bruder mit
„dem Arzte; als ich wie gewöhnlich um fünf Uhr Morgens
„ins Zimmer trat, um die Beiden abzulöſen, legte mein
„Bruder den Finger an den Mund, um mich zu bedeuten,
„daß unſer Vater ſchlafe. Er war aber todt. Denn nach
„einer Weile bemerkte ich, daß ſeine Augen offen ſtanden;
„ich wollte ihm wie immer „„Guten Morgen““ ſagen und
„ſeine Hand küſſen, aber ſie war eiſig kalt. Ich weiß nicht,
„welche Empfindung es war, die mich ſo vollſtändig lähmte:
„war dies Schrecken, Angſt oder Betäubung, aber ich konnte
„mich nicht von ihm trennen. Längere Zeit mochte ich ſo
„vor ihm geſtanden haben, bis das ganze Gewicht unſeres
„Verluſtes über mich kam. Mechaniſch nahm ich ſeine gol-
„dene Uhr und Doſe, ging hinüber zu meiner Mutter und
„ſtellte ſie ihr lautlos auf den Nachttiſch. Sie ſah mich
„lange und ſtaunend an, machte dann das Zeichen des
„heiligen Kreuzes und nun erſt ſtrömten mir die hellen
„Thränen herab. Ich kniete neben ihr nieder, ſie aber legte
„die Hand auf meinen Mund und ſandte mich wieder zur
„Leiche meines Vaters, deſſen erſtarrte Hände ich nun, auf-
„gelöſt in Schmerz, mit tauſend Küſſen bedeckte.“

„Neun Wochen ſpäter unterlag meine Mutter ihrer
„Krankheit und ihrem Schmerze. Während mein Vater in

„den letzten acht Tagen seines Lebens fast immer dahin-
„schlummerte, nur sehr selten zu völligem Bewußtsein kam
„und deshalb auch nur sehr wenig sprach, besaß meine
„Mutter bis zu ihrem letzten Augenblicke ihre ganze geistige
„Kraft. Sie hatte sich während der letzten Zeit auf den
„fürchterlichen, aber unabweisbaren Tag, der ihrem Leben
„ein Ende machen sollte, vorbereitet und mit Collin über
„unseren Charakter, unser Temperament und unsere Anlagen
„viel und oft gesprochen und ihm über ihre Wünsche manche
„Winke gegeben. Aber sie brachte es nicht über sich, uns
„irgendwelche bestimmte Weisungen zu ertheilen, weil sie
„meinte, daß uns dies später zum Zwang werden könnte,
„denn sie wußte ja wohl, daß Alles, was sie von uns ver-
„langt hätte, von unserer Seite mit der größten Gewissen-
„haftigkeit vollzogen worden wäre. Am letzten Abende ihres
„Lebens bat sie ihre Schwester mit aufgehobenen Händen,
„Mutterstelle an uns zu vertreten, uns aber, sie so zu ehren
„und zu lieben, als wäre sie wirklich unsere Mutter. Am
„5. November 1804, gegen sieben Uhr Abends, wie sie es
„lange vorher gesagt und behauptet hatte, schloß meine ge-
„liebte Mutter ihre Augen für immer. Die Leitung unseres
„Haushaltes aber, als dessen oberstes Mitglied unser schon
„hochbetagter, aber noch rüstiger Großvater erschien, und
„unserer Erziehung ging nun auf unsere in jeder Hinsicht
„vortreffliche Tante über, die sich ihrer schwierigen Auf-
„gaben nach allen Richtungen hin in ausgezeichnetster Weise
„entledigte. Die pflichtmäßige Unterordnung unter sie wurde
„mir um so leichter, als ich schon seit meiner früheſten
„Jugend mit ungewöhnlicher Wärme an ihr hing."

„Dennoch war die Prüfung, der ich nunmehr ent-
„gegenging, ungemein schwer. Nach mehreren Wochen,

„die wir im tiefſten Schmerze zubrachten, nahm mich mein „unvergeßlicher Lehrer und Freund Collin in Gegenwart „meiner hierauf ſchon genügend vorbereiteten Tante vor, „um mich über den wahren Stand der Dinge vollkommen „aufzuklären. Ich ſei die Einzige unter uns, ſagte er mir, „welche Kraft und Geſundheit genug beſitze, um für meine „armen Geſchwiſter wirken zu können. Mein Bruder Heinrich „ſtand erſt in ſeinem neunzehnten Jahre und diente in „einem Großhandlungshauſe als Praktikant. Wenn auch „ſeine Charakterfeſtigkeit ſchon damals ſich zu zeigen begann, „ſo war er doch noch zu jung, als daß man die begründete „Hoffnung zu hegen vermocht hätte, er werde ſchon in der „nächſten Zukunft im Stande ſein, Ausgiebiges für uns zu „leiſten. Es bleibe ſomit nichts übrig, als daß ich mich „entſchlöſſe, dem Stande, dem meine Mutter ſo viel Ehre „gemacht, künftighin gleichfalls anzugehören.“

„Ich geſtehe, daß mich dieſer Vorſchlag, als ich ihn „zum erſten Male vernahm, bis ins tiefſte Innere erſchreckte. „Nur allzu oft hatte ich es mit angehört, wie meine Mutter „ſich gegen dieſe Berufswahl ausſprach. Wie oft hatte ſie „erklärt, die Kräfte einer Frau ſeien unzulänglich, um der „doppelten Aufgabe einer Künſtlerin und einer Hausfrau „völlig zu genügen. Aber Collin zeigte mir für die Zu- „kunft ein Bild, das mich mit freudiger Begeiſterung erfüllte. „Er eröffnete mir die Ausſicht, unſere Wohlthäter, die uns „mit größter Selbſtaufopferung zu ſich nahmen, dereinſt „unterſtützen, meinen Geſchwiſtern, von denen das jüngſte „erſt ſieben Jahre zählte, beſſeren Unterricht und beſſere „Erziehung verſchaffen zu können. Er ſprach mir davon, „wie beſeligend es für mich ſein würde, wenn ich auch dem „Publicum mit Anſpannung all meiner Kräfte unſeren Dank

„darbringen könnte für die Liebe, die es meiner Mutter er-
„wiesen. Er erweckte die Ueberzeugung in mir, daß wohl
„auch meine Eltern, wenn sie sich noch am Leben befänden,
„diese Laufbahn für mich gewählt haben würden. So
„fügte ich mich denn, und dieser Entschluß wurde mir da-
„durch erleichtert, daß Baron Braun die Freundschaft, die
„er für meine Mutter gehegt, auch auf mich übertrug. Er
„bewies dies dadurch, daß er mir einen Tanzmeister hielt
„und veranlaßte, daß mir der bekannte Dichter Streckfuß
„Vorlesungen in der Literatur gab."

„Bis zu dem Augenblicke, in welchem ich in einem
„Alter von noch nicht ganz vierzehn Jahren meine Eltern
„verlor, bestand das einzige wirklich Interessante, das ich
„jemals gehört, in dem, was uns der Erzieher meiner
„Brüder, Franz Schneller, der schon in seinem neunzehnten
„Lebensjahre als Lehrer in unser Haus gekommen war, in
„den Abendstunden vorlas. Man kennt seine poetische Auf-
„fassung und seine phantasiereiche Feder. Die damals
„üblichen Kinderschriften waren nicht sehr zahlreich. Robin-
„son, Columbus, Pizarro, der Kinderfreund, wurden durch
„seinen wahrhaft geistreichen Vortrag für mich wirklich hin-
„reißend. So ungern ich auswendig lernte oder Schreib-
„übungen mich unterzog, so lebhaft beschäftigte sich meine
„Phantasie mit derlei sie in hohem Grade anregenden Er-
„zählungen, die ich dann in frohem Dahinträumen bis ins
„Unendliche ausmalte."

Schon im Jahre 1803 war Schneller zum Professor der Geschichte am Lyceum zu Linz ernannt worden. Drei Jahre später nach Graz versetzt, heiratete er im Jahre 1812 die Witwe des vier Jahre früher verstorbenen steiermärkischen Gutsbesitzers Maximilian Prokesch und wurde hiedurch der

Stiefvater des nachmaligen Internuntius Grafen Prokeſch. Dem nach Beendigung der Befreiungskriege in Oeſterreich herrſchend gewordenen Polizeiregimente mißliebig geworden, nahm Schneller 1823 einen Ruf als Profeſſor der Philoſophie in Freiburg an, wo er ſchon 1832, erſt fünfundfünfzig Jahre zählend, einem Schlagfluſſe erlag.

„Was Schneller begonnen, ſetzte Streckfuß fort, ja er „erſchloß mir," berichtet meine Mutter in ihren Aufzeichnungen weiter, „eigentlich zuerſt das herrliche Reich der „Poeſie, welches freilich für mich ſeine wahre Weihe nur „durch einen vierjährigen, angeſtrengt fleißigen Unterricht „erhielt, den Collin mir gab. Es waren nicht allein die „Verſe, die Gedichte, die wir laſen, die Rollen, die wir „einſtudirten, es war der tiefe Sinn, der in Allem wahrhaft Poetiſchen enthalten iſt, den Collin mir zu erklären „ſich beſtrebte. Wie wenig ich auch im Anfang von dem „Allen verſtand und zu faſſen vermochte, was er mir zu „verdeutlichen ſich unabläſſig bemühte, nach und nach fand „ſich doch ein beſſeres Verſtändniß ein, und mit ihm wuchs „die Luſt, ſelbſtthätig mit Hand anzulegen zu meiner weiteren Ausbildung. Halbe Nächte hindurch declamirte ich, „immer ebenſowenig zufrieden mit meinem Vortrage, als es „mein guter Lehrer war. Um hier eine Probe ſeiner Geduld „mit mir zu geben, ſei erwähnt, daß ich an „„Iphigenia auf „Tauris"" volle ſechs Monate hindurch lernte. In dieſer „Weiſe wurden nicht nur alle eigenen Stücke Collin's, z. B. in „„Polyxena"" ſämmtliche darin enthaltenen weiblichen Rollen, „ſondern auch alle die Meiſterwerke Schiller's und Göthe's „durchgearbeitet, ſo daß ich es in ſpäteren Jahren manchmal „recht leicht hatte. So ſollte z. B. „„Iphigenie"" in ſechzehn „Tagen einſtudirt werden. Alle meine Collegen fanden dies

„eine Tyrannei; ich aber war raſch bei der Hand, denn „ſeit langen Jahren ſchon hatte ich dieſes herrliche Gebilde „ganz in mich aufgenommen. Und ebenſo erging es mir mit „Clärchen im „„Egmont““ und Thekla im „„Wallenſtein““, „wobei ich nur die größte Mühe hatte, das zu vergeſſen, „was weggelaſſen werden ſollte. In dieſer Beziehung dankte „ich wahrlich meinem Lehrer viel, wo aber könnte ich Worte „finden, um ihm für das zu danken, was er für meinen „Charakter that? Die weiſen Lehren, die er ſo wie köſtliche „Perlen in die goldene Faſſung ſeines Unterrichtes einzu„flechten verſtand, kann ich ihm nie und niemals vergeſſen. „Tauſendmal rief ich mir ins Gedächtniß zurück, wie wahr „und wie tief ins Gemüth eindringend all' die Lebensregeln „waren, die er mir gab, um mich vor den Gefahren zu „ſchützen, welche insbeſondere für ein Mädchen die Laufbahn „des dramatiſchen Künſtlers mit ſich bringt. Unterſtützt „durch die eiſerne Strenge meiner Tante, die an Kraft und „Conſequenz einen wahrhaft männlichen Charakter beſaß, „gelang es mir, meinen guten Namen fleckenrein zu erhalten, „ſo daß ſogar in verſchiedenen Decreten meiner Theater„behörde mein ſittlich-moraliſcher Charakter mit beſonderem „Lobe betont wurde.“

Kehren wir jedoch nach dieſer etwas vorgreifenden Abſchweifung zu dem Zeitpunkte zurück, in welchem die Vorbereitung meiner Mutter zu ihrer zukünftigen Laufbahn begann.

b) Ihre Theaterzeit.

Mit dem Tode ihrer beiden Eltern und dem Verſiegen des ziemlich reichlichen Einkommens derſelben war in der an und für ſich ſchon beſcheidenen Haushaltung in

dem Hause „zum goldenen Pfau" sehr große Einschränkung dringend nöthig geworden. Zwar hatten meine Großeltern als Beweis ihrer Sparsamkeit ein für ihre Verhältnisse nicht ganz unbeträchtliches Vermögen, etwas mehr als 40.000 Gulden in Werthpapieren hinterlassen, aber die Rente hievon in Verbindung mit der Pension des Großvaters von tausend Gulden reichte wohl kaum hin, um den Unterhalt für sieben Personen und die Auslagen zu bestreiten, welche Unterricht und Erziehung von vier derselben verursachten. Wenngleich nur selten und in verhältnißmäßig geringfügigem Maße, mußte doch ohne Zweifel hie und da auch das Capital angegriffen werden, was freilich nur in der Hoffnung geschah, die zukünftige Besoldung meiner Mutter werde dereinst die Möglichkeit gewähren, solches nicht mehr zu thun, ja vielleicht sogar das Aufgebrauchte wieder zu ersetzen.

Aber freilich, bis auch nur von fern an die Erfüllung solcher Hoffnungen gedacht werden konnte, mußte noch ein sehr weiter Weg zurückgelegt werden. Gegen den Schluß des Jahres 1804, in welchem Zeitpunkte meine Mutter erst ihr vierzehntes Lebensjahr vollendete, scheint sie von dem Burgtheater noch gar keinen Geldbezug gehabt zu haben, auf welchen sie ja auch selbstverständlich nicht den mindesten Anspruch besaß. Dennoch befand sie sich ohne Zweifel schon in einem gewissen Unterordnungsverbande zu dem Theater; wenigstens besitze ich einen Erlaß des Wiener Magistrates als der damaligen Vormundschaftsbehörde vom 16. April 1805, durch welchen der minderjährigen Antonia Adamberger im Einvernehmen und mit Einwilligung ihres Vormundes, des Magistratsrathes Anton von Spaun die Bewilligung ertheilt wurde, Freitags den 19. April in dem kaiserlichen und kaiserlich-königlichen Hoftheater — so lautete

damals der officielle Titel des Burgtheaters — aufzutreten. Meine Mutter spielte die Marianne in Göthe's „Geschwistern", und wiederholte diese Darstellung in demselben Jahre noch dreimal. Am 15. October aber trat sie in einem nun längst verschollenen Stücke ihres zukünftigen Schwagers, des im Zahlamte der Staatskanzlei angestellten Herrn Mathias Dilg, „Das Mädchen aus Sibirien" auf, welche Rolle sie zweimal wiederholte. Ob sie bei diesen Erstlingsversuchen irgendwelchen Erfolg gehabt, darüber vermochte ich nichts zu constatiren. Aber jedenfalls handelte die Theaterdirection vernünftig, daß sie dieselben während des Jahres 1806 nicht mehr stattfinden, sondern meine Mutter ruhig ihre so eifrig betriebenen Studien fortsetzen ließ. Erst vom Sommer 1807 angefangen gehörte sie als nunmehr sechzehnjähriges Mädchen, somit gewiß noch ungewöhnlich früh, dem Burgtheater als ständiges Mitglied an und bezog als solches einen Jahresgehalt von 400 Gulden, welcher am 20. December 1808 „zur Belohnung ihres Fleißes und „zu ihrer ferneren Aufmunterung vom 1. Januar 1809 „angefangen um 200, somit auf 600 Gulden erhöht wurde".

Ich schalte hier nur noch ein, daß der Magistratsrath von Spaun die officielle Vormundschaft über meine Mutter bis zu ihrer im Jahre 1815 erlangten Volljährigkeit ausübte. Irgendwelchen Einfluß auf ihre geistige Entwicklung und ihren Lebensgang scheint er jedoch nicht genommen zu haben, und nur so läßt es sich erklären, daß sie eigentlich ihren hochverehrten Lehrer Heinrich von Collin als ihren Vormund ansah und ihn in ihren Aufzeichnungen wiederholt ausdrücklich so nennt.

Wie sehr die Theaterdirection mit den künstlerischen Leistungen meiner Mutter zufrieden zu sein Ursache besaß,

beweiſt ein neues Decret, das ihr ſchon am 13. Januar 1809, alſo zwei Wochen nach der oben erwähnten Gehaltsvermehrung zuging. „Derſelben wird," ſo heißt es darin, „in „Rückſicht ihrer eifrigen Verwendung und der Fortſchritte, „welche ſie in der Schauſpielkunſt macht, eine Remunera„tion von 200 Gulden angewieſen. Auch hat die k. k. Hof„theaterdirection zu ihrer ferneren Aufmunterung beſchloſſen, „derſelben das förmliche Decret als k. k. Hofſchauſpielerin, „womit die Penſionsfähigkeit verbunden iſt, gegen dem aus„fertigen zu laſſen, daß ſelbe einen Revers ausſtelle, durch „welchen ſie ſich gleich den übrigen Hofſchauſpielern ver„pflichtet, während der Contractsjahre der Theatergeſellſchaft „bei dem hieſigen Theater in Engagement zu verbleiben, „wenn ſelber anders daran liegt, daß die Hoftheaterdirection „für ſie nach Umſtänden und Thunlichkeit ſorge und ihr die „zugedachte Bereitwilligkeit beweiſe."

Wohl mag es in Wien nur äußerſt ſelten, ja vielleicht niemals vorgekommen ſein, daß einem achtzehnjährigen Mädchen das Decret einer penſionsfähigen Hofſchauſpielerin ausgefertigt wurde. Meine Mutter wußte die ihr hiedurch zu Theil werdende Auszeichnung in hohem Grade zu würdigen und war von Dankbarkeit für ſie durchdrungen, aber zur Ausſtellung des geforderten Reverſes vermochte ſie ſich nicht zu entſchließen. Es könne ſich finden, antwortete ſie der Theaterdirection, daß ſie in der Folge ſich verheiraten oder aus anderen Gründen die Bühne ganz verlaſſen wolle. Es ſcheine ihr daher unthunlich, ſich für ſo lange Zeit im vorhinein zu binden. Sie ſei hingegen feſt entſchloſſen, es niemals an aufopferndem Fleiße fehlen zu laſſen, und liebe mit Leidenſchaft die Kunſt. Ebenſo ſei ſie überzeugt, daß die Theaterdirection ihr ſchon aus Achtung für ihre ver-

ſtorbene Mutter nie dasjenige verſagen werde, was ſie wirklich verdiene. Und da man ſie nie unbeſcheiden in ihren Anforderungen finden werde, ſo hoffe ſie demungeachtet das gleiche Glück mit ihrer Mutter zu genießen und ſo lang ihre Künſtlerlaufbahn dauere, ſich einzig und allein der Hofbühne ihrer Vaterſtadt widmen zu dürfen.

Dieſem Entſchluſſe meiner Mutter, den ſie als einen „reiflichen und unerſchütterlichen“ erklärte, wurde denn auch von der Theaterdirection willfahrt, welche ſie von der Ausſtellung des gewünſchten Reverſes enthob.

Immer reicher wurde nun die künſtleriſche Thätigkeit, welche meine Mutter am Burgtheater entwickelte, immer lebhafter und enthuſiaſtiſcher die Bewunderung, die ſie überall erntete, immer inniger die Liebe, die ihr ihre artiſtiſchen Collegen entgegenbrachten. Wie oft habe ich ſelbſt als Knabe und als Jüngling begeiſterte Lobpreiſungen von Solchen mit anhören dürfen, welche meine Mutter noch auf der Bühne gekannt hatten. Bei einem derjenigen, welche den höchſten Werth auf ihre Kunſtthätigkeit legten und nicht aufhören konnten, von ihr als von einer ſeiner ſchönſten Erinnerungen zu ſchwärmen, dem nachmaligen Oberſtkämmerer Grafen Moriz Dietrichſtein ging dieſer Enthuſiasmus ſo weit und erwies ſich als ſo nachhaltig, daß er noch in ſeinen ſpäten Lebensjahren mit eigener Hand und mit äußerſter Mühe ein mit größter Genauigkeit gearbeitetes tabellariſches Tableau über die mehr als zehnjährige Bühnenthätigkeit meiner Mutter verfertigte. Dieſer bis in das letzte Detail gehenden Ueberſicht will ich nur entnehmen, daß meine Mutter im Jahre 1807, in welchem ihre Verwendung noch eine geringe war, in ſechs Stücken zwanzigmal, und daß ſie im Jahre 1808 in fünfzehn verſchiedenen Stücken einundvierzig-

mal spielte. Im Jahre 1809 aber spielte sie schon in fünfundzwanzig Stücken achtundsiebzigmal und war der erklärte Liebling des Publicums.

War durch die glänzenden Erfolge, die sie durch ihre herrliche Begabung, ihren unermüdeten Fleiß und ihre seltene Schönheit errang, das Jahr 1809 für meine Mutter ein glückliches, so war es bekanntlich für Oesterreich in Folge der Siege Napoleons und des Einmarsches der Franzosen in Wien ein unheilvolles zu nennen. In einem Hause, in welchem Alles von tiefstempfundener Anhänglichkeit an das Kaiserhaus und an Oesterreich so innig durchdrungen war wie in dem meines Urgroßvaters, von meiner Mutter insbesondere, welche auch in dieser Beziehung unter dem geistigen und begeisternden Einflusse des edlen Dichters der „Landwehrlieder" Heinrich von Collin stand, wurde natürlich das Unglück des Vaterlandes aufs Schmerzlichste beklagt. Aber in der Verpflichtung meiner Mutter, ihren künstlerischen Aufgaben nachzukommen, trat hiedurch kaum eine Aenderung ein, und französische Officiere, insbesondere aber solche der süddeutschen Hilfstruppen Frankreichs bildeten gar bald einen nicht zu übersehenden Theil des Publicums des Theaters. Gar manches Auge mag sich nicht nur bewundernd, sondern auch begehrlich, aber freilich ganz erfolglos zu der bildschönen Schauspielerin mit den kohlschwarzen Augen und dem dunklen Haare erhoben haben, denn man wußte ja, daß sie jeder Versuchung unzugänglich und außer der eigenen Tugend auch noch von einer strengen Tante geschützt war, welche um deswillen zu jener Zeit den sie ehrenden Beinamen eines „dragon de vertu" erhielt.

Von den Erzählungen meiner Mutter aus der „Franzosenzeit" ist mir nur die einzige gut im Gedächtnisse

geblieben, daß ein Mal die Burgtheatergeſellſchaft die „Phädra“ in der Bearbeitung Schiller's in Schönbrunn vor Napoleon geſpielt habe, wobei ihr die Rolle der Aricia zugefallen war. Napoleon ſei, das franzöſiſche Textbuch in der Hand, mit ernſter Aufmerkſamkeit der Darſtellung gefolgt.

Das Jahr 1809 ging nicht zu Ende, ohne daß die Theaterdirection meiner Mutter in Berückſichtigung ihrer eifrigen Verwendung und der beſtehenden Theuerung einen neuen Beweis ihrer Zufriedenheit dadurch gab, daß ſie ihr — mit Decret vom 16. December — eine Erhöhung ihres Spielhonorars auf zwei Gulden für den Abend und ihres Garderobegeldes auf 200 Gulden jährlich bewilligte. So kärglich waren damals die Bezüge, mit denen ſich auch die ausgezeichnetſten Künſtler begnügen mußten.

Um die Kategorie der Rollen zu charakteriſiren, welche meine Mutter ſpielte, müßte man eine Reihe von Stücken anführen, die jetzt bis auf den Namen vergeſſen ſind. Aber das läßt ſich wohl ſagen, daß ihr Repertoire von einer Reichhaltigkeit war, welches ſogar mit dem ihrer Mutter ſich meſſen konnte, ja dasſelbe vielleicht noch übertraf. Kotzebue'ſche Luſtſpiele, ja ſelbſt Poſſen, wie „Die Zerſtreuten“, Iffland'ſche Rührſtücke, Collin'ſche Tragödien folgten raſch aufeinander; wenn aber die Stärke meiner Großmutter in den naiven Rollen beſtanden hatte, ſo beruhte die meiner Mutter im Schauſpiel und in der Tragödie. Immer lebhafter machte dieſe Erkenntniß auch bei der Theaterdirection ſich geltend, ſo daß das Jahr 1810 meiner Mutter nicht weniger als vier tragiſche Rollen erſten Ranges brachte, die der Beatrice in der „Braut von Meſſina“, der Desdemona im „Othello“, der Emilia Galotti und des Clärchen im „Egmont“.

Die Beatrice spielte meine Mutter mit Korn als Don Manuel und Koberwein als Don Cesar. Von dem letzteren sagt sie, er sei zwar ein äußerst talentvoller, aber doch kein wirklich großer Künstler gewesen. „Als Don Cesar," so lauten ihre Worte, „verstand er es so vollkommen, durch „sein inniges Gefühl das Publicum mit dem Mörder seines „Bruders auszusöhnen, daß man vielleicht ungerechter Weise „dem wüthenden Verfolger des armen sanften Manuel zu „rasch verzieh. Dieser, durch unseren unvergeßlichen Korn „dargestellt, wurde durch das äußerst lebhafte Colorit und „die brillante Färbung, welche Koberwein seinem Don Cesar „zu geben verstand, in den Schatten gedrängt, und doch „war Korn der größere Künstler."

Die Desdemona spielte meine Mutter mit Lange als Othello, und ihn nennt sie das bedeutendste Talent, das sie jemals auf der Bühne gekannt habe. „Unbeschreiblich war," sagt sie von ihm, „die innere Wärme, die reine Begeiste„rung, welche Lange sich bis in sein hohes Alter erhielt. „Niemals in meinem ganzen Leben hat weder ein ein„heimischer noch ein fremder Künstler eine so gewaltige „Wirkung auf mich hervorgebracht, wie dies bei Lange „jedesmal geschah. Sein Othello war das Gelungenste, das „ich mir denken kann. Jede Fiber zitterte in mir, und bei „jeder Vorstellung, ja sogar bei den Proben wiederholte „sich dieser Eindruck, wenn er mit seinem tiefen Blick mir „forschend ins Auge sah und immer gesteigerter rief: „„Das „Schnupftuch, Desdemona, das Schnupftuch!"" und im „Gegensatze zu allen anderen Schauspielern sank seine Stimme „immer tiefer, sprach er immer leiser, bis er endlich vor „Wuth kaum zu lispeln im Stande war: „„Das Schnupf„tuch."" Im Parterre athmete Niemand, und ich glaubte,

„vor Angſt müſſe mir das Herz zerſpringen. Ich war „neunzehn, er ſechzig Jahre vorüber. Da alle älteren „Schauſpieler meine Eltern ſehr lieb gehabt und mich noch „in der Wiege gekannt hatten, nannten mich beinahe alle „Du, und nach der Vorſtellung, nachdem er mich wüthend „erdroſſelt hatte, ſtreichelte er mir freundlich die Wangen „und ſagte: „„Kind, fürchteſt Du Dich noch?““ — und ich „fürchtete mich wirklich noch.“

„Auch den „„Appiani““ in „„Emilia Galotti““ ſpielte „Lange zu jener Zeit noch, wie es kein Anderer vermocht „hätte. Ihn ſtempelte wirklich die Ueberfülle ſeines Talentes „zum großen Künſtler, ohne daß ihm dies jemals ein an„geſtrengtes Studium gekoſtet hätte. Sein angeborner Adel, „ſein bezauberndes Weſen verleugneten ſich niemals, und „wenn er in dem anmuthigen Ritterluſtſpiele von Ziegler, „„Liebhaber und Nebenbuhler““, als Schmiedgeſelle ver„kleidet hervortrat, ſo wußte Jedermann im Theater, daß „dieſer ein Ritter ſei.“

Es iſt ein eigenthümliches Zuſammentreffen, daß meine Mutter auch von Lange, neben dem ſie die Emilia Galotti ſpielte, in dieſer Rolle gemalt wurde. Denn dieſer ſo ganz außerordentliche Schauſpieler war ſeinem urſprünglichen Berufe nach eigentlich Maler, und zwar ein ſehr tüchtiger Maler. Etwa achtzig Jahre hindurch hing dieſes Bild meiner Mutter in arg verwahrloſtem Zuſtand und ohne daß Jemand wußte, wen es eigentlich darſtelle, in der Theaterkanzlei. Als ich es dort auffand und mit den eigenen Worten meiner Mutter zu beweiſen vermochte, daß es wirklich ihr Bild ſei, wurde es mir auf meine Bitte, es mir um den Schätzungswerth abzutreten, von der gegenwärtigen General-Intendanz der k. k. Hoftheater mit den

ſchmeichelhafteſten Worten zum Geſchenke gemacht. Es bildet nun, ungemein glücklich reſtaurirt, einen mir höchſt ſympathiſchen Schmuck meiner beſcheidenen Wohnung.

Die Vorbereitungen zum „Egmont“ verdienen aus dem Grunde eine etwas ausführlichere Erwähnung, weil ſie meine Mutter zum erſten und einzigen Male in ihrem Leben in nähere Berührung mit Beethoven brachten, der bekanntlich von der Theaterdirection beauftragt worden war, die Muſik zum „Egmont“ zu componiren. Der Bitte Thayer's, des Biographen Beethoven's, entſprechend, hat meine Mutter dieſe Begebenheit in ſo anſchaulicher und anmuthiger Weiſe, und zwar kurz vor ihrem Tode zur Darſtellung gebracht, daß ich wohl nichts Beſſeres thun kann, als die letztere einfach hieher zu ſetzen.

„Ich war damals,“ erzählt meine Mutter, „ein kind„liches, heiteres, fröhlich junges Ding, das Beethoven's „Werth nicht zu ſchätzen wußte und dem er auch gar nicht „imponirte, während ich jetzt (1867) mit ſechsundſiebzig „Jahren das Glück, ihn gekannt zu haben, vollkommen fühle. „Daher kam es auch, daß ich ihm ohne alle Befangenheit „entgegentrat, als meine ſelige Tante, meine Erzieherin und „Wohlthäterin, mich auf ihr Zimmer rief und ihn mir „nannte. Seine Frage: „„Können Sie ſingen?““ be„antwortete ich mit einem unbefangenen: „„Nein!““ Er„ſtaunt betrachtete mich Beethoven und ſagte lachend: „„Nein? Ich ſoll ja die Lieder zum ‚Egmont‘ für Sie „ſetzen.““ Ich erwiederte ganz einfach, daß ich nur vier „Monate geſungen, nach einer Heiſerkeit aber aufgehört „habe, weil man fürchtete, daß bei meinem angeſtrengten „Studium des Recitirens mein Organ leiden könnte. Da „ſagte er luſtig im ſcherzhaft angenommenen Wiener Dialekt:

„„Nun das wird was Sauberes werden““, und von ſeiner „Seite wurde es etwas Herrliches. Wir gingen an das „Clavier, und meine Muſikalien — alte Erbſtücke von „meinem Vater, die ich alle wie ein Papagei ihm nachſang „und zu dieſer Stunde noch auswendig weiß — umſtörend, „fand er obenauf das allbekannte Rondo mit Recitativ aus „„Romeo und Julie““ von Zingarelli. „„Das ſingen „Sie,““ rief er lachend heraus, daß es ihn ſchüttelte, indem „er ſich zweifelnd zum Accompagniren ſetzte. Ebenſo harm„los, als ich mit ihm ſchwatzte und lachte, ſang ich meine „Arie herunter. Da wurde ſein Auge ſehr wohlwollend, „er ſtrich mir mit der Hand über die Stirne und ſagte: „„Ja ſo, jetzt weiß ich es,““ kam nach drei Tagen wieder „und ſang mir die Lieder einige Male vor. Als ich ſie „nach wenigen Tagen inne hatte, ging er von mir mit den „Worten: „„So, jetzt iſt's recht. So, ſo iſt's recht, ſo „ſingen Sie, laſſen Sie ſich nichts einreden und machen „mir nicht einen Mordent hinein.““ Er ging, ich ſah ihn „auf meinem Zimmer nie mehr. Nur auf der Probe, als „er dirigirte, nickte er mir öfters freundlich wohlwollend zu. „Daß ich ſeine Lieder ſo ſchnell zu ſeiner Zufriedenheit faßte „und ſang, um ſie nie wieder zu vergeſſen, iſt eine Gabe, „die mir vom Himmel fiel, eine Erbſchaft von meinem Vater.“

Außer den vier früher genannten Tragödien hatte meine Mutter im Jahre 1810 noch zwölf Stücke neu einzuſtudiren, und ſie ſpielte im Ganzen 121mal in 29 Stücken. Nicht ganz ſo angeſtrengt war ihre Thätigkeit im Jahre 1811, in welchem ſie 101mal in 33, darunter in vierzehn neu einſtudirten Stücken ſpielte.

Das Jahr 1811 brachte meiner Mutter einen ſehr großen Schmerz. Am 28. Juli ſtarb ihr hochverehrter

Lehrer Heinrich von Collin, noch nicht vierzig Jahre alt, und immer hat sie seiner, dem sie so Vieles schuldete, nur mit gerührtester Dankbarkeit gedacht. Sie vermochte ihm dieselbe nicht mehr anders zu beweisen als durch ihre Mitwirkung bei der Trauerfeier, welche ihm zu Ehren am 3. April 1812 im Burgtheater veranstaltet wurde. Von Allen, die sich dabei betheiligten, wird dies wohl Niemand bewegteren Herzens gethan haben als meine Mutter, indem ihm ja auch Niemand so viel verdankte als sie. Das Erträgniß der Feier wurde, wenn ich nicht irre, als Beisteuer zu dem Denkmale verwendet, welches hauptsächlich auf Anregung des Grafen Moriz Dietrichstein Collin in der Karlskirche in Wien errichtet wurde. Nach einer Idee des Malers Füger von dem Bildhauer Zauner verfertigt, wurde es im Jahre 1813 vollendet.

Um neben der Poesie des Lebens auch dessen Prosa nicht völlig aus den Augen zu verlieren, sei hier wenigstens im Vorbeigehen erwähnt, daß, wie damals alle Welt, so auch meine Mutter und ihre Geschwister durch das Finanzpatent des Jahres 1811 auf das Härteste mitgenommen wurden. Das an und für sich schon bescheidene Vermögen, das sie von ihren Eltern ererbt hatten, wurde hiedurch, als in Staatspapieren bestehend, auf ein Fünftheil reducirt, und die arg geschmälerte Rente machte von nun an wo möglich noch größere Sparsamkeit nöthig, als ohnehin schon bisher mit peinlichster Gewissenhaftigkeit beobachtet worden war.

Aber so ist es schon im Leben, auf Regen folgt Sonnenschein, und auf das unheilvolle Jahr 1811 folgte das Jahr 1812, vielleicht das glücklichste, welches meiner Mutter überhaupt beschieden war. Doch lasse ich wohl am

beſten ihr ſelbſt das Wort, wenn ſie es unternimmt, das-
jenige wenigſtens in flüchtigen Umriſſen zu ſchildern, was
damals ſo beſeligend an ſie herantrat.

„Ich war einer kleinen Erkältung wegen," erzählt
ſie, „zu Anfang des Jahres 1812 mehrere Wochen hin-
„durch in meinem Zimmer eingeſchloſſen und nicht an der
„Luft geweſen, denn weil meine arme Mutter in Folge
„einer heftigen Erkältung, in der ſie ſich nicht lang und
„hinreichend genug geſchont hatte, bruſtkrank geworden,
„war meine Tante, welche mich vor einem gleich traurigen
„Schickſale bewahren wollte, ungemein ängſtlich und vor-
„ſichtig für mich. Doch war ich ſchon faſt ganz wieder
„hergeſtellt, als der alte Schauſpieler Krüger bei uns vor-
„ſprach, ſich nach meinem Befinden zu erkundigen. Auf
„die freundlichſte Weiſe damit beſchäftigt, zu meinem erſten
„Wiederauftreten auf der Bühne nach einer wenn auch nicht
„gerade bedeutenden Unpäßlichkeit eine paſſende Vorſtellung
„zu wählen, hatte ihm der Zufall oder die Vorſehung,
„die mich prüfen wollte in Glück und in Schmerz, ein
„angenehmes Mittel zur Erreichung ſeiner Abſicht an die
„Hand gegeben. Von einem Freunde — ich glaube in
„Berlin — wurde ihm ein junger talentvoller Dichter
„zugewieſen, der mehrere kleine Bühnenſtückchen als Knoſpen
„ſpäterer gediegener Früchte geſchrieben hatte, die ſo wie
„ſein Name bei uns ganz unbekannt waren. „„Geh' Du
„nach Wien,"" hatte dieſer joviale Mann ihm ſcherzend
„geſagt, „„da ſende ich Dich an meinen Freund Krüger,
„der hat eine bildſchöne Tochter, für dieſe ſchreibſt Du
„einige Rollen, verliebſt Dich gelegentlich in das Mädchen,
„und Dein Glück iſt gemacht. Der junge Muſenſohn,
„kräftig und heiter wie er war, ſtimmte in luſtiger Weiſe

„ein und kam in den erſten Tagen des Januar 1812 nach „Wien.“

„Hier muß ich ſagen, daß Netti Krüger wirklich ein „bildſchönes Mädchen war. Nicht daß ihre Züge regel„mäßig geweſen wären oder daß ſie außer der Bühne ge„rade viel Eindruck hervorgebracht hätte, aber es war doch „Alles an ihr wie für das Fach geſchaffen, das ſie ſpielte. „Eine glühende Leidenſchaftlichkeit ſchlummerte in ihrem „Weſen; ihre Phantaſie entrückte ſie jedem natürlichen Zu„ſtande und gab ihrer Begeiſterung einen Ausdruck von „Wahrheit, der ihre Darſtellungen hinreißend machte. Wenn „ſie als Johanna d'Arc die Fahne ſchwingend fortſtürzte, „ſo glaubte man ihr Flügel wachſen zu ſehen, die ſie auf„wärts trügen in das Land ihrer geträumten Wünſche.“

„Sie war wirklich eine Künſtlerſeele, aber ſie ſah „auch in Allem, was unvermeidlich iſt, ein Unglück, und in „allem Unerreichbaren ſuchte ſie allein das Glück. Un„beſchreiblich und für einen Uneingeweihten unglaublich iſt „die Einwirkung des Künſtlers auf ſeinen Nebenkünſtler. „Wie zwei aus einer Schule hervorgegangene Sänger auf „der Stelle verſtehen, was der Eine oder der Andere thun „will, wie der Eine allſogleich eindringt in den Sinn des „Anderen und ſie gerade bei der größten Verſchiedenheit der „Stimmlage die höchſte Harmonie hervorbringen, ſo berührt „der Genius des einen Schauſpielers die Seele des ande„ren, erleichtert deſſen Aufgabe und verwirklicht ſo in edelſter „Poeſie das ſchönſte Ideal.“

„Nie wurde der Charakter der Elvire in der „„Schuld““ ſo rührend, ſo bemitleidenswerth, ſo anziehend „und ſo poetiſch dargeſtellt wie von ihr. Es ſchien als „ſei ich ebenſo zur Jertha geboren wie die Krüger zur

„Elvire, und ich kann nicht beſchreiben, mit welchem Ver-
„gnügen wir überhaupt zuſammenwirkten, wie wir uns
„in unſerer völligen Verſchiedenheit verſtanden und er-
„gänzten, ja zwei Inſtrumenten gleich ineinanderfloſſen.
„So arbeiteten wir eine kurze, aber ſchöne Zeit hindurch
„gemeinſam, ſie als Künſtlerin von mir bewundert, ich als
„Mädchen ſtets von ihr beneidet. Immer in Extaſe, niemals
„ruhig, niemals heiter und darum auch niemals glücklich,
„konnte ſie nur in einzelnen Augenblicken ſtürmiſch auf-
„jauchzen in wilder Luſtigkeit, die ſie gleich darauf wieder
„als Verbrechen anſah und verwarf. Sie hatte eine traurige
„Jugend gehabt. Ihre Mutter hatte das Mädchen ganz
„vernachläſſigt, weil ſie mit ihrer eigenen Schönheit ſo viel
„beſchäftigt war, daß die hold aufblühende Tochter ihr
„läſtig fiel und ſie dieſelbe in einem Alter von ſiebzehn
„Jahren auf eine Provinzbühne ſchickte. Dort lernte das
„ſchöne, ſchwärmeriſche, von Sehnſucht gequälte Mädchen
„einen hübſchen jungen Muſiker kennen, der ihr ſo ſüß von
„Liebe ſprach, wie er es auf dem Theater gehört hatte.
„Die feurige Seele des Mädchens träumte all die ſchönen
„Eigenſchaften, die ihr als Ideal vorſchwebten, in den
„Gegenſtand ihrer erſten Liebe hinein, und ſie hoffte durch
„ihn glücklich zu werden. Der Himmel bewahrte ſie rein,
„aber ſie wurde tief unglücklich, denn ſeine Rohheit ſchlug
„ihrem Herzen gar manche Wunde, die auch im Laufe
„der wenigen Jahre, die ſie noch lebte, nie mehr heilte.
„Sie erkannte ſeine Gemeinheit, trennte ſich von ihm und kam
„nach Wien, wo wir neben einander, ganz verſchieden und
„doch recht einig unſere ſich ſo entgegengeſetzten Rollen ſpielten
„und uns mit wechſelſeitiger herzlicher Zuneigung über ſo
„Vieles friedlich beſprachen und zu verſtändigen wußten.

„Auch im Aeußeren waren wir vollkommen ver-
„ſchieden. Ich war etwas kleiner, hatte dunkle Augen
„und Haare und eine ſtarke und klare Stimme, ein Erb-
„theil von Vater und Mutter. Ich war ſehr beweglich und
„ſpielte mit gleicher Freude im Luſtſpiel, was mir ungemein
„leicht wurde, weil ungetrübte Heiterkeit das Element meines
„Weſens war, wie in der Tragödie, der ich ein ſo langes
„und eifriges Studium gewidmet hatte.“

„Was aber Netti Krüger betrifft, ſo weiß ich nicht,
„ob es mir gelingen wird, dieſe gleichzeitig reizende und
„rührende Geſtalt anſchaulich zu beſchreiben. Schwärmeriſch
„blaue Augen unter einer hochgewölbten Stirne, die von
„den reichſten blonden Goldlocken umrahmt war, die Stimme
„hoch und zitternd, von dem rührendſten Liſpeln, von
„den einſchmeichelndſten Tönen bis zum leidenſchaftlichſten
„Vibriren. Wundervoll war der Bau ihrer Glieder, ſie
„beſaß die feinſte und zarteſte Hand und den kleinſten Fuß,
„war ſchlank und bewegte ſich insbeſondere auf der Bühne
„in anmuthigſter Weiſe. Leider hatte man ihr den Fehler
„des allzuſtarken Schnürens ſo angewöhnt, daß ihr Teint
„darunter litt. Vor jeder Vorſtellung wurde ſie von ihrer
„Mutter faſt tyranniſch geſchnürt, ſo daß ſie beim Ankleiden
„drei längere Pauſen eintreten laſſen mußte. In Folge
„deſſen ſtieg ihr das Blut ſo ſehr zu Kopfe, daß ſie oft an
„Entzündungen litt. Dieſe Entzündungen nahmen immer
„mehr zu und verurſachten ihren frühen Tod. Sie ſtarb
„ſchon im Jahre 1813 in Peſt, wohin ſie mit ihren Eltern
„zu einem Gaſtſpiele gereiſt war.“

„Große Uebung in irgend einem Fache bringt auch
„ſehr viel Leichtigkeit in Erfüllung der demſelben angehö-
„renden Aufgaben mit ſich, und daher konnte ich dem alten

„Krüger leicht verſprechen, binnen drei Tagen die mir zu-
„gedachte Rolle in dem kleinen Luſtſpiele „„Der grüne
„Domino““ zu erlernen, das ich mit ſeiner Tochter ſpielen
„ſollte; denn es war in Alexandrinern geſchrieben, die ſich
„ſo leicht dem Gedächtniſſe einprägen. „„Die Braut““,
„ein Gegenſtück dazu, auch nur zu zwei Perſonen, durch
„Krüger und Korn dargeſtellt, ſollte vorangehen, und
„ſo hofften wir dem Publicum einen angenehmen Abend
„zu bereiten. Wie viel tiefe Leiden und doch auch was für
„heilige Freuden bereitete dieſer Abend mir. Und dennoch
„danke ich Gott gerührt und innig, daß er mich Beides
„erleben ließ!“

„Der Wagen holte mich des Morgens um neun Uhr
„ab. Es war einer jener kalten herrlichen Wintertage,
„welche alle Nerven erfriſchend bis in das Innerſte dringen.
„Die helle Sonne ſchien ſo warm und goldig, daß ich,
„fröhlich ins Leben hineinblickend, Gott dankte, daß er mir
„erlaubte, nach längerer Zeit wieder die kühle Luft in langen
„Zügen einzuathmen. Im Theater angekommen, wurde ich
„mit heiterem Jubel empfangen, denn man hatte mich
„wirklich lieb und „„Toni, grüß' Gott, Toni!““ ſchallte
„mir von allen Seiten luſtig entgegen. Alle umringten
„mich, und die Herzlichkeit, mit der ſie mich begrüßten,
„war wirklich rührend, weil ſie ſo wahr und aufrichtig
„empfunden war.“

„Mit ihrem gewohnten leidenſchaftlichen Eifer rief Netti
„Krüger: „„Nun, jetzt haben wir gleich einen Schiedsrichter,
„deſſen Ausſpruch wir uns unterwerfen.““ Und rückwärts
„deutend und gegen den Ofen gewendet ſagte ſie: „„Ich
„bin im Streite mit dieſem Herrn.““ Ein junger Mann
„ſtand im Halbdunkel des Zimmers und hatte der Scene

„mit lebhaftem Erſtaunen zugeſehen. Die großen, ausdrucks-
„vollen, tiefblauen Augen ruhten auf mir mit dem Aus-
„drucke höchſter Verwunderung. Er hatte ſo oft und ſo
„viel von dem Neide und der Mißgunſt reden gehört,
„welche unter dem ſo reizbaren Volke der Schauſpieler leben
„ſollten, daß ihm dieſe ungeheuchelte Freundſchaft für mich
„ein günſtiges Urtheil für ſie wie für mich abnöthigte.
„Ich ſah ihn ebenſo verwundert an und ſo ſtanden wir
„einen Augenblick einander ſtumm gegenüber. Es war
„Theodor Körner."

„„Darf ein Kaiſer ſeinem Publicum einen großen
„Kunſtgenuß vorenthalten oder nicht? Darf er etwas ver-
„ſprechen, was er nicht hält oder nicht halten kann?"" ſo
„ſchallte es bunt durcheinander in dem Kreiſe, der mich
„noch immer umgab. — „„Ja, Kinder, wovon redet Ihr
„denn, ich weiß noch gar nichts."" — Da ſagte der alte
„Krüger: „„Der Kaiſer verſprach ſeiner verſtorbenen Ge-
„malin, „„Maria Stuart"" wegen des darin vorkommenden
„Streites der beiden Königinnen nicht mehr geben zu laſſen,
„der ihr nicht edel genug ſchien. Nun bringt man mit
„Recht in den Kaiſer, die Darſtellung des Stückes wieder zu
„erlauben, er aber kann ſich nicht dazu entſchließen. Körner
„aber behauptet, ein Kunſtwerk ſei Eigenthum der Geſammt-
„heit."" Da ſagte ich ganz einfach: „„Ich weiß durchaus
„nicht, was ein Kaiſer darf und was er nicht darf. Aber
„ich weiß, daß ich als Menſch nie, unter keiner Bedin-
„gung das Wort brechen würde, das ich einem Menſchen
„gegeben, — unter keiner Bedingung.""

„Darüber wurden wir zur Probe gerufen. Ich ſang
„und Körner meinte, ich ſolle nicht mehr aufhören. Die
„Rolle der Marie war wie für mich geſchrieben, denn

„Pauline mußte als Mann erſcheinen, und ich glaube, im „Stillen gefiel es ihm, als er hörte, ich hätte die thörichte „Laune, nie als Mann erſcheinen zu wollen. Die Vorſtel„lung gefiel ſehr, und die Freundlichkeit meiner Mitkünſtler „wiederholte ſich bei meinem Erſcheinen von Seite des Pu„blicums; Körner aber wurde am Schluſſe einſtimmig „gerufen.“

„Wie wir uns dann öfter ſahen, wie er all die „Meinen durch ſein edles, treuherziges Weſen gewann, wie „er mir ſpäter geſtand, daß dieſer Augenblick über ſein Herz „entſchieden hatte, wie ſein Talent ſich entwickelte, er für „mich die „„Toni““ ſchrieb, wie ſein reges Vaterlands„gefühl jede andere Empfindung ſchweigen machte und er „das Jahr darauf fortzog, um nie wieder zu kommen, das „wird mir noch immer ſchwer zu erzählen, auch noch nach „vierundvierzig Jahren.“

„Seine Eltern kamen im Juli nach Wien, um mich „kennen zu lernen, und ſie ſegneten mich. Sein lieber „Vater ſchien mit mir zufrieden, und die intereſſante Mutter „gab mir mit den zärtlichſten Küſſen — eine Perlen„ſchnur. Nie habe ich ſie getragen, aus Ehrfurcht und „andächtiger Scheu nie getragen, aber gefühlt habe ich „den Spruch eingegraben in mein Herz: „„Perlen bedeuten „Thränen.““

„Theodors Schweſter, Emma, ſtarb ſchon zwanzig „Monate, nachdem ihr Bruder gefallen war, der Vater „aber überlebte um achtzehn Jahre ſeinen herrlichen Sohn. „Die arme Mutter blieb einſam zurück und überlebte ihren „Jammer um ihre Kinder durch faſt dreißig Jahre.“

„Als Theodor zu Tode getroffen fiel, hatte er mein „Bild, von Lieder gemalt, auf der Bruſt, einen Ring mit

„einem kleinen Herzen von mir am Finger, meine Briefe „in der Taſche."

„Unbeſchreiblich iſt die Wirkung des Beifalls, weit „unbeſchreiblicher aber noch die des Mitgefühls eines ganzen „Publicums. Mit zerriſſenem Herzen vor einem überfüllten, „athemlos lauſchenden Hauſe jubeln zu müſſen über die „Siege, welche dem eigenen Gemüthe das größte und „ſchwerſte Opfer auferlegt hatten, und nicht bloß zu ahnen, „ſondern zu wiſſen und zu hören, wie dieſe ganze Menge den „unendlichen Jammer verſteht, welcher im tiefſten Innern „aufſchreit, das iſt und bleibt unſagbar und kann unmöglich „beſchrieben werden. Das iſt nicht wie glühendes Eiſen „ins kalte Waſſer geworfen, es iſt glühendes Erz, ge„ſchmolzen und zermalmt, woraus ein Schild geſchmiedet „wurde gegen alle nachkommenden moraliſchen Leiden!"

Dieſe wenigen, aber für mich ergreifenden Worte ſind Alles, was meine Mutter in ihren freilich nur ſehr aphoriſtiſchen Aufzeichnungen über ihre Jugendzeit hinſichtlich ihres Verhältniſſes zu Körner, und noch dazu erſt mehr als vierzig Jahre ſpäter, während eines Winteraufenthaltes in Nizza im Jahre 1857 zu Papier brachte. Nichts Näheres über ihren ſie Beide ſo beglückenden, faſt ein Jahr dauernden Brautſtand mit Körner, nichts über den lebhaften Verkehr zwiſchen ihnen, nichts über den ſchmerzvollen Abſchied von ihm, in dem ſie ſich gleichwohl ſo ſtandhaft und ſeiner würdig erwies, nichts über die Art und Weiſe, in der ſie die niederſchmetternde Todesnachricht erhielt, nichts darüber, wie ſie über die nächſte Zeit nach derſelben hinwegkam. Ja ſogar, wenn man das recht ins Auge faßt, was ſie faſt ein halbes Jahrhundert ſpäter niederſchrieb, ſieht man deutlich, wie ſchwer es ihr wird, von der glücklichſten und

gleichzeitig ſchmerzlichſten Epiſode ihres Lebens überhaupt nur zu erzählen. Iſt es nicht auffallend, wie redſelig ſie noch iſt, wenn ſie von der Krüger ſpricht, welche doch eine verhältnißmäßig nur geringe Rolle ſpielte in ihrem Leben, und wie einſilbig ſie wird, wenn ſie von dem redet, deſſen glühende Liebe doch die Blüthe dieſes Lebens erſt recht zur Entfaltung brachte? Und ſo war es auch, während ſie noch unter uns wandelte. Sonſt ſo heiter und ſo geſprächig, voll geiſtiger Anregung und voll froher Rückblicke auf ihre früheren Tage, brachte ſie doch faſt niemals die Rede auf Körner, und erfüllte dadurch auch uns Söhne mit einer Art von Scheu, ihr gegenüber dieſes Thema zu berühren. Daher wiſſen wir nichts Näheres über ihre Beziehungen zu Körner, als was in ſeinen und ſeines Vaters Biographien zu leſen iſt. Dieſe Mittheilungen aber hier einzuflechten, unterlaſſe ich lieber, wenn auch meine Mutter in ihnen, insbeſondere in Theodors Worten nur im herrlichſten Lichte erſcheint. Es dünkt mir der edlen Sache am würdigſten zu ſein, wenn ich mich hier einzig und allein auf das Wenige beſchränke, was meine Mutter ſelbſt hierüber ſagt, und nur noch hinzufüge, daß ſie uns auch keine Briefe, keine Gedichte Körner's oder ſonſtige Reliquien von ihm hinterließ.

Das für meine Mutter ſo ſchmerzensreiche Jahr 1813 hatte auch ſchon recht traurig für ſie begonnen. Am 25. Januar verlor ſie ihren Großvater, den ſie ſo innig geliebt und verehrt hatte, das hochbetagte Haupt der Familie, in ſeinem achtundachtzigſten Lebensjahre. Wie emſig ſie ſich um den ihr ſo theuren Greis in ſeiner letzten Krankheit bemühte, geht aus einem Briefe Körner's an ſeinen Vater recht deutlich hervor. „Der Großvater meiner Braut," ſchreibt er am 27. Januar, „iſt vorgeſtern geſtorben. Er iſt acht-

„undachtzig Jahre geworden, da kann man die ihren Zoll „fordernde Natur nicht grausam nennen. Ich stand an „seinem Sterbebette. Toni mit ihrer heillosen Manie, sich „nie zu schonen, sondern für alle Anderen zu opfern, hat „mit einer unendlichen Charakterstärke alle Anstalten zum „Begräbnisse, kurz alles eigentlich Fürchterliche solcher Lagen „auf sich genommen und es mit grenzenloser Ueberwindung „durchgeführt. Nur gegen mich ließ sie sich aus, nur in „meine Brust goß sie ihren ganzen Schmerz aus. Sie ist „ein Engel! Sein Tod war ruhig und sanft. Man sollte „doch, so oft man könnte, an das Lager eines Sterbenden „treten.“ Und gleichsam das vorahnend, was ihm selbst binnen Kurzem bevorstand, fügt er hinzu: „Es rückt ein „großer Augenblick des Lebens heran. Seid überzeugt, Ihr „findet mich Eurer nicht unwürdig, was auch die Prü„fung gelte.“

Meine Mutter erblickt, indem sie von dem Hinscheiden ihres Großvaters redet, einen sprechenden Beweis für dessen vortreffliche Eigenschaften auch in dem Umstand, daß er zweiundfünfzig Jahre hindurch eine und dieselbe Wohnung bewohnt hatte. „Nur eine sehr geregelte Wirthschaft,“ sagt sie bei dieser Gelegenheit, „spinnt sich so consequent auf „einem und demselben Fleckchen Erde fort, und gewöhnlich „ist es ein reiner Lebenswandel, der eine solche Ruhe, „Stille und Einfachheit in allen Lebensbedingungen vor„aussetzt.“

Welch hohe Achtung der Verstorbene auch bei der ihm vorgesetzten Behörde genoß, geht aus einem Decrete hervor, welches die Hoftheater-Direction am 5. März 1813 an seine Tochter, die Tante und Erzieherin meiner Mutter, ergehen ließ. „Schon bevor der unglückliche Fall eintrat,“

heißt es darin, „welcher Sie eines Vaters beraubte, erwog „die k. k. Hoftheater-Direction die Lage, in der Sie sich „nach dieſem Todesfalle befinden würden, und ſie ſchritt „ſchon damals bei Seiner Majeſtät um die Verleihung einer „Penſion für Sie ein, weil ſie wünſchte, daß der Verblichene „noch bei ſeinem Leben den Troſt genieße, daß ſeine Tochter „nicht ganz ohne Unterſtützung ſei.“ Die Direction bedauerte, daß der allzu raſch eintretende Tod dieſe wohlgemeinte Abſicht vereitelt habe, und verſtändigte die Zurückgebliebene von der geſchehenen Bewilligung einer freilich nur ſehr kleinen Penſion, die ſie während ihrer noch übrigen Lebenszeit beziehen dürfe.

Wenn man bedenkt, daß zwiſchen dem Todestage meines Urgroßvaters und dem der Ausfertigung des hier angeführten Decretes faſt ſechs Wochen vergingen, ſo kann man ſich einen Begriff von der Langſamkeit der damaligen Geſchäftsbehandlung machen.

Am 26. Auguſt 1813 war Theodor Körner im Mecklenburgiſchen gegen die Franzoſen gefallen, und noch zwei Tage ſpäter ſpielte meine Mutter in froher Unbekanntſchaft mit dem fürchterlichen Unglücke, von dem ſie betroffen worden, in einer neuen Tragödie von Klingemann, „Rodrigo und Chimene“, die Rolle der Letzteren. Ebenſo wenig als ich weiß, wann und wie meine Mutter die Nachricht von Körner's Tod erhielt, ebenſowenig kann ich mit voller Beſtimmtheit ſagen, wie lang es ihr nach dem ſchrecklichen Augenblicke, der ſie ihr brachte, erſpart blieb, die Bühne wieder zu betreten. Ich finde nur, daß ſie am 27. October als „Margaretha von Oeſterreich“ in dem neuen Trauerſpiele von Frau Karoline Pichler „Heinrich von Hohenſtaufen“ auftrat, eine Rolle, die ſie nachher noch

oft wiederholte. Daß sie geradezu für meine Mutter geschrieben war, wird von der, wenngleich viel älteren, aber doch mit ihr innig befreundeten Verfasserin des Stückes in ihren „Denkwürdigkeiten“ ausdrücklich erwähnt. „Wir besuchten uns öfters,“ fährt sie, von meiner Mutter redend, fort, „und Toni, so wurde sie allgemein nach ihrem Taufnamen genannt, galt in ganz Wien, ja in ganz Deutschland, vor dessen Augen sie nicht bloß ihr schönes Talent, „sondern mehr noch Körner's Liebe und Wahl verklärte, für „ein Muster weiblicher Zucht und Sitte, sowohl unter „den Schauspielerinnen als unter den Mädchen überhaupt. „Mit den Zeilen, welche sie als Margaretha zu sprechen „hatte:

„Und die so freundlich sich um uns erweisen,
„Die stets umsonst der Schuldbewußte sucht,
„Die guten reinen Engel heißen:
„Geduld und Frömmigkeit und Zucht —

„glaubte ich der Schauspielerin eigenstes Wesen geschildert „zu haben, und ganz Wien theilte meine Ueberzeugung.“

Dieser Rolle der Margaretha schlossen sich im Jahre 1814 neben sehr vielen anderen die der Thekla in Schiller's „Wallenstein“, in Oehlenschläger's „Axel und Walburg“ aber die der Letzteren an. Und am 18. November 1814 erhielt meine Mutter von Seite der Hoftheater-Direction die Verständigung, daß ihr „in Anbetracht ihrer schönen „Talente, ihrer unermüdeten Verwendung und ihres ausgezeichneten sittlichen Betragens, welche Eigenschaften sie „zu einer Zierde des Hoftheaters machten,“ eine Personalzulage von jährlich fünfhundert Gulden verliehen worden sei.

Das Jahr 1815 brachte meiner Mutter die Rollen der „Minna von Barnhelm“ und der „Iphigenie auf

Tauris", das Jahr 1816 aber Goethe's Leonore im „Taſſo" und Shakeſpeare's Julie. Ihre letzte größere Rolle war die der Camilla in Collin's „Horatier und Curiatier", die wohl zu denjenigen gehörte, die ſie noch unter der Leitung ihres unvergeßlichen Lehrers einſtudirt hatte. Am 20. Januar 1817 trat ſie in dieſer ſchwierigen Rolle auf. „Sie entwickelte in ihr," heißt es in einem gleichzeitigen Referate, „eine hohe tragiſche Kraft, und belebte, fern von aller „Manier, feſtgehalten in den Schranken der Kunſt, ihr Spiel „mit einem Feuer, welches unwillkürlich das Mitgefühl der „Zuſchauer in Anſpruch nahm und in ihr die liebende und „tiefgebeugte, aber allzeit hochgeſinnte Römerin erkennen „ließ."

Heirat meiner Eltern.

Mit dem Jahre 1817 trat eine Wendung in dem Leben meiner Mutter ein, welche für sie eine völlige Umgestaltung desselben mit sich brachte.

Schon auf den ersten dieser Blätter habe ich des Umstandes Erwähnung gethan, daß mein Vater Zutritt in dem Kreise gefunden hatte, welcher zu jener Zeit sich in dem Hause der Karoline Pichler versammelte. So hoch stand mein Vater in der Gunst dieser ausgezeichneten Frau, daß sie es nicht verschmähte, den jungen und strebsamen Officier durch mehrere eingehende Briefe, die sie ihm noch nach seinem nichts weniger als vergnüglichen Aufenthaltsorte Moldautein schrieb, wahrhaft zu entzücken. Auch daß er nach seiner Rückkehr nach Wien bei ihr wieder die herzlichste Aufnahme fand, wurde bereits erwähnt, und er besuchte mit seinem Zöglinge, dem Grafen Joseph Dietrichstein, fast täglich diesen Kreis. Dort traf er häufig mit meiner Mutter zusammen, welche schon während des Winters von 1815 auf 1816 einen sehr tiefen Eindruck auf das jugendliche Gemüth meines Vaters hervorgebracht zu haben scheint, denn ihre Züge waren es ja, die er in der herrlichen Madonna di San Sisto zu Dresden, als er im Sommer des Jahres

1816 vor dieſem Meiſterwerke Rafaels ſtand, wiederzufinden meinte.

Von einer ſolchen Stimmung beherrſcht, ſcheint mein Vater ſich während des nächſtfolgenden Winters eifrig bemüht zu haben, ſich meiner Mutter mehr und mehr zu nähern. Die geſelligen Vereinigungen bei der Pichler gewährten den beſten Anlaß hiezu, und die ſtille, aber innige Werbung meines Vaters brachte allmälig auch auf die, welcher ſie galt, eine immer tiefere Wirkung hervor. War es auch vielleicht nicht mehr die heiße, ja glühende Liebe, welche ſie fünf Jahre früher dem begeiſterten Dichter Körner entgegenbrachte, ſo war es doch gewiß eine wahre, tiefempfundene Neigung, die ſie dem jungen und ernſten Manne zuwandte, deſſen edle Geſinnung, deſſen ſittenreiner Charakter ſie mit hoher Achtung durchdrang und von dem ſie mit Beſtimmtheit annehmen durfte, daß ſie in eine beſſere, eine treuere und eine ſicherere Hand als die ſeinige ihr zukünftiges Lebensſchickſal niemals zu legen im Stande ſein würde.

Wenn aus dieſer Empfindung nach und nach ein freundliches Entgegenkommen erwuchs, das meine Mutter einem für ſie ſo begeiſtert fühlenden jungen Manne, wie mein Vater dies war, zu Theil werden ließ, ſo ermuthigte ihn das nicht wenig, raſcher und entſchiedener als bisher auf ein Ziel loszugehen, von deſſen Erreichung nach ſeiner Meinung ſein Lebensglück abhing. Am Morgen des 21. April 1817 ſchrieb er ihr aus Anlaß eines Zuſammentreffens, das an ihrem gewöhnlichen Vereinigungsorte projectirt war, ein Billet, in welchem er ſich folgendermaßen ausſpricht:

„Vielen Dank bin ich der guten Frau von Pichler „ſchuldig, daß ſie es ſo fügte, daß ich heute länger die

„Seelenluſt genieße, um Sie zu ſein, denn es iſt nicht leicht
„zu ſagen, wie viel mir Ihr Bild ſeit Langem vorſchwebt,
„beſonders ſeitdem ich vor der heiligen Jungfrau Himmel-
„fahrt zu Dresden ſtand und Sie lebend vor mir dachte;
„ſeitdem üben Sie, mein Fräulein, eine heilige Gewalt
„über mich. Zürnen Sie mir nicht und verkennen Sie mich
„nicht.“

So deutlich auch dieſe Sprache meines Vaters war, ſo wagte er es doch noch durch einige Zeit nicht, weiter zu gehen, und erſt nach mehr als zwei Wochen, am 7. Mai, ſchrieb er meiner Mutter neuerdings ein Billet, in welchem er ähnliche Andeutungen wiederholte. „Ich kann Ihnen,
„mein verehrtes Fräulein,“ ſo ſchließt es, „nicht oft genug
„ſagen, wie wohl mir die Sonne Ihrer Gegenwart thut,
„und wie ſie alle beſſeren Kräfte meiner Seele zu friſcherem
„Leben erweckt, das ſich der Schöpfung und des Schönſten
„in derſelben unnennbar freut. Doch ſeien Sie nicht bloß
„großmüthig, ſondern auch wahr gegen mich!“

Noch an demſelben Abende antwortete meine Mutter hierauf unter Anderem Folgendes:

„Wie könnte ich bei ſo herzlicher Theilnahme an
„meinem Schickſal, bei ſo zarter Güte, mit der Sie mich be-
„handeln, unwahr gegen den Menſchen ſein, der vor ſo vielen
„Anderen ſo vortheilhaft ſich auszuzeichnen vermag. So gebe
„ich Ihnen hier feierlich mein Wort: Ihre Achtung iſt mein
„Stolz! Bedecken Sie es mit Ihrer freundlichen Güte,
„wenn ich zu weit gehen ſollte, und denken Sie, daß ſeit
„langer, langer Zeit kein ſo reines Gemüth in meine düſteren
„Lebenskreiſe trat, daß mein Herz ſtilljubelnd ſich öffnet und
„die herzliche Annäherung mir ſehr wohlthätig iſt. Darin
„ſuchen Sie meine Entſchuldigung, wenn ich vielleicht die

„Pauline mußte als Mann erſcheinen, und ich glaube, im „Stillen gefiel es ihm, als er hörte, ich hätte die thörichte „Laune, nie als Mann erſcheinen zu wollen. Die Vorſtel„lung gefiel ſehr, und die Freundlichkeit meiner Mitkünſtler „wiederholte ſich bei meinem Erſcheinen von Seite des Pu„blicums; Körner aber wurde am Schluſſe einſtimmig „gerufen.“

„Wie wir uns dann öfter ſahen, wie er all die „Meinen durch ſein edles, treuherziges Weſen gewann, wie „er mir ſpäter geſtand, daß dieſer Augenblick über ſein Herz „entſchieden hatte, wie ſein Talent ſich entwickelte, er für „mich die „„Toni““ ſchrieb, wie ſein reges Vaterlands„gefühl jede andere Empfindung ſchweigen machte und er „das Jahr darauf fortzog, um nie wieder zu kommen, das „wird mir noch immer ſchwer zu erzählen, auch noch nach „vierundvierzig Jahren.“

„Seine Eltern kamen im Juli nach Wien, um mich „kennen zu lernen, und ſie ſegneten mich. Sein lieber „Vater ſchien mit mir zufrieden, und die intereſſante Mutter „gab mir mit den zärtlichſten Küſſen — eine Perlen„ſchnur. Nie habe ich ſie getragen, aus Ehrfurcht und „andächtiger Scheu nie getragen, aber gefühlt habe ich „den Spruch eingegraben in mein Herz: „„Perlen bedeuten „Thränen.““

„Theodors Schweſter, Emma, ſtarb ſchon zwanzig „Monate, nachdem ihr Bruder gefallen war, der Vater „aber überlebte um achtzehn Jahre ſeinen herrlichen Sohn. „Die arme Mutter blieb einſam zurück und überlebte ihren „Jammer um ihre Kinder durch faſt dreißig Jahre.“

„Als Theodor zu Tode getroffen fiel, hatte er mein „Bild, von Lieder gemalt, auf der Bruſt, einen Ring mit

Fürſt Dietrichſtein aber rechtfertigte das Vertrauen meines Vaters auch diesmal in glänzender Weiſe. Schon am 14. Mai ſchrieb er an ihn:

„Wir Alle ſind ſterblich, und ſelbſt wenn von Hoch-
„zeit die Rede iſt, muß man das nicht vergeſſen. Ich bin
„Ihnen ſeit ſechs Jahren ſchon viel ſchuldig geworden und
„werde es Ihnen noch mehr werden. Ein glücklicher Zufall,
„da doch manchmal der Zufall auch gerecht iſt, bietet mir
„nun eine Gelegenheit dar, zu Ihrem Lebensglück mitzu-
„wirken: ich kann ſie nur mit Vergnügen und Eile ergreifen."
Und als das Reſultat dieſer Bereitwilligkeit überſandte der Fürſt meinem Vater den Entwurf eines Vertrages, der im Falle der Zuſtimmung des Letzteren von dem jungen Grafen copirt, von dem Fürſten und meinem Vater aber als Contrahenten und von den zwei Brüdern des Fürſten als Zeugen unterzeichnet werden ſollte. Es iſt wohl unnöthig zu verſichern, daß all dem aufs Pünktlichſte nachgekommen wurde.

Die gütevolle Willfährigkeit des Fürſten iſt um ſo höher anzuſchlagen, als durch die plötzliche Verlobung meines Vaters die Plane, welche der Fürſt für die nächſte Zukunft ſeines Sohnes entworfen hatte, in arge Verwirrung geriethen. Noch im Frühſommer 1817 ſollte mein Vater den jungen Grafen zu einer Zuſammenkunft mit ſeiner Mutter, welche, von ihrem Gemal getrennt, meiſtens in Italien lebte, nach Florenz geleiten und mit ihm bei dieſem Anlaſſe die dortigen Kunſtſammlungen eingehend ſtudiren. Dann aber war ein längerer, vielleicht mehrjähriger Aufenthalt in Genf in Ausſicht genommen, denn zu jener Zeit geſchah es nicht ſelten, daß die Söhne vornehmer Familien ſich dorthin begaben, um ſich in der franzöſiſchen

Sprache zu vervollkommnen und außerdem nicht nur die Vorleſungen der vielen ausgezeichneten Gelehrten zu hören, an denen Genf gerade zu jener Zeit ungemein reich war, ſondern ſich auch womöglich im näheren Umgange mit ihnen noch mehr auszubilden. Was war nun zu thun? Bei allem Wohlwollen für meinen Vater ließ doch der Fürſt ſeine eigenen Plane nicht gern durch eine äußere Einwirkung ſtören; es blieb alſo nichts übrig, als einen Weg einzuſchlagen, auf welchem beide Projecte, das der Reiſe und das der Heirat meines Vaters realiſirt werden konnten.

So geſchah es denn auch in der That. Vor Allem mußte auf die ſchleunigſte Löſung des dienſtlichen Verhältniſſes meiner Mutter zum Burgtheater hingearbeitet werden, und dann wurde verabredet, daß ſie zwar nicht mit nach Italien reiſen, aber die Zeit, die mein Vater dort zubringen würde, bei ſeinen Eltern in Oberöſterreich verweilen, dort von meinem Vater abgeholt werden und hierauf mit ihm und ſeinem Zöglinge in Genf bleiben ſollte.

Nicht nur in Oeſterreich allein gehen auch ungewöhnliche Dinge leicht und raſch von Statten, wenn eine vornehme Hand fördernd in ſie eingreift. So geſchah es auch mit der Beurlaubung meines Vaters vom Antikencabinete und mit der Entlaſſung meiner Mutter aus dem Burgtheater; ja ſchon der 17. Juni 1817 wurde als der Tag beſtimmt, an welchem ihre Abſchiedsvorſtellung ſtattfinden ſollte. Die hiefür gewählte Rolle war die der Jertha in der „Schuld“, denn ſie war eine derjenigen, in denen ſich meine Mutter durch ihre herzgewinnende Perſönlichkeit und durch ihr vortreffliches Spiel zum Liebling des Publicums gemacht hatte. Auf dieſes Stück ſollte ein von der

Pichler gedichteter, von meiner Mutter geſprochener Epilog folgen, und das Erträgniß der Vorſtellung war ihr beſtimmt.

„Zum letzten Male ſtand ich,“ ſagt ſie ſelbſt über dieſen Abend, „vor denen, die mir ſchon als Kind liebreich die „Hand boten, um meine Schritte zu leiten, vor deren Augen „ich begonnen hatte, als meine arme Mutter enden mußte, „weil ihre Krankheit ſie frühzeitig ins Grab brachte. Von „denjenigen ſollte ich dankend Abſchied nehmen, die meine „Mutter geehrt, geliebt, auf den Händen getragen hatten. „Es war eine ſchwere Aufgabe. Der Gedanke, ſo gewichtig „als er war, hatte noch eine ſchmerzliche Seite. Ich fürch„tete, die Rührung würde mich übermannen und Arneth „vielleicht den Gedanken faſſen, es ſei ein zu großes Opfer „für mich. Früher wußt' ich es nicht, als aber der Augen„blick wirklich da war, als ich hervortrat, mein Wort an „dieſe liebenswürdige Menge richtend, vor welcher ich ſo „oft und in jeder Bewegung jede Faſer meines Herzens „entwickelt, welche jeden Kummer meiner Seele, jede Hoff„nung, jede Freude, jeden Schmerz und jede Anſtrengung „mit gütiger Theilnahme verfolgt und belohnt hatte, — da „brach auch jede Schranke und jede Rückſicht ſchwand, und „mit tauſend Thränen, die ich nicht ſtillen, deren ich nicht „Herr werden konnte, ſagte ich meinen geliebten Mitbürgern „Lebewohl. Meine mütterliche Freundin Pichler hatte mir „ſchlichte, anſpruchsloſe Worte in den Mund gelegt, es „ging auch ganz gut bis zu der Stelle, wo ich anerkennend „davon ſprach, daß ich ja dem Andenken an meine Mutter „die Liebe des Publicums verdanke. Da brach ein Sturm „des Beifalls los, den ich nur mit dem Sturme meines „Gefühles vergleichen kann, der noch jetzt, nach ſechsund-

„vierzig Jahren, meine Dankesthränen fließen macht. Habe „ich es auch nie nur einen Augenblick bereut, ſo werde ich „doch dieſen Tag niemals im Leben vergeſſen können.“

Zwei Tage nach dieſer Abſchiedsvorſtellung meiner Mutter fand zu Weidlingau bei Wien die Trauung meiner Eltern ſtatt. Die Wahl dieſes Ortes wurde dadurch herbeigeführt, daß Fürſt Dietrichſtein in ſeinem dortigen Schloſſe die kleine Feſtlichkeit veranſtalten ließ, welche die Trauung begleitete. Er ſelbſt aber war nicht dabei anweſend. „Ich „heiße Sie Beide,“ ſchrieb er an dieſem Tage meinen Eltern, „in der Heimat willkommen. Ich hätte Sie freilich „als Hausherr empfangen ſollen, aber ich vermuthe, Sie „brauchen eben keine Zeugen. Glückſeligkeit genießt ſich am „beſten in der Einſamkeit. Sit vobis vita dulcis.“

Ganz im Gegenſatze zu der heutigen Gewohnheit blieb das junge Ehepaar noch durch etwa vierzehn Tage in Wien, dann aber begab es ſich nach Leopoldſchlag, dem Geburtsorte meines Vaters, bei deſſen Eltern meine Mutter untergebracht werden ſollte, bis er käme, ſie nach Genf abzuholen. Einige glückliche Tage brachten ſie dort zuſammen zu, bis nur allzufrüh für ſie die Stunde des Abſchiedes ſchlug. In Freiſtadt, wohin meine Mutter ihren Gatten begleitete, fand am 11. Juli die Trennung ſtatt, und am 14. traf mein Vater zu großer Zufriedenheit des Fürſten, der Verabredung gemäß, in Weidlingau ein. Es ſcheinen Zweifel rege geworden zu ſein, ob ſich denn auch mein Vater von ſeiner ihm erſt angetrauten Gattin ſo raſch werde losreißen können. Aber wie allzeit während ſeines ganzen Lebens bewährte er ſich auch diesmal vor Allem als pflichttreu. „Ich habe es ja geſagt,“ rief der Fürſt bei ſeinem Eintritte aus, „er kommt gewiß!“

Für meine beiden Eltern begann damals eine recht trübselige Zeit. Meine Mutter war, von ihrem Schwiegervater und einer ihrer Schwägerinnen begleitet, von Freistadt nach Leopoldschlag zurückgekehrt, und trotzdem man es dort an liebevoller Behandlung nicht fehlen ließ, mußte sie sich doch wie in einem Exil daselbst fühlen. Eine größere Verschiedenheit zwischen den Verhältnissen, in denen sie aufgewachsen war und bisher gelebt hatte, und denjenigen, die sie in dem Vaterhause ihres Gatten vorfand, läßt sich wirklich kaum denken. Nicht als ob sie etwa durch Luxus irgendwie verwöhnt gewesen wäre, was nicht im Entferntesten der Fall war. Auch nicht die Verschiedenheit der Lebenseinrichtungen, hinsichtlich deren das kleinbürgerliche Anwesen in Leopoldschlag doch hinter dem, was man in Wien gewohnt war, sehr weit zurückstand, fiel bei meiner Mutter irgendwie ins Gewicht. Aber unendlich schwer wurde es ihr doch, sich in den Mangel jeder geistigen Anregung zu finden, welche ihr gerade in ihrem bisherigen Berufe in Hülle und Fülle zu Theil und gewissermaßen zu einem fast unentbehrlichen Lebenselemente geworden war. Dazu kam noch die Trennung von ihrem ihr erst vor so kurzer Zeit angetrauten Gatten, den sie wahr und innig liebte und nach welchem sie, je einsamer sie sich fühlte, um so heißere Sehnsucht empfand.

Gewiß geschah auch von Seite ihrer neuen Familie, ihrer neuen Umgebung so viel, als nur immer in deren Kräften stand, meiner Mutter den Schmerz der Trennung zu erleichtern, ihr das Gefühl des Verlassenseins möglichst zu benehmen. Um sie etwas zu zerstreuen, unternahm ihr geistlicher Schwager mit ihr und einer seiner Schwestern einen Ausflug, der sie nach Kremsmünster, nach Gmunden

Tauris", das Jahr 1816 aber Goethe's Leonore im „Taſſo" und Shakeſpeare's Julie. Ihre letzte größere Rolle war die der Camilla in Collin's „Horatier und Curiatier", die wohl zu denjenigen gehörte, die ſie noch unter der Leitung ihres unvergeßlichen Lehrers einſtudirt hatte. Am 20. Januar 1817 trat ſie in dieſer ſchwierigen Rolle auf. „Sie entwickelte in ihr," heißt es in einem gleichzeitigen Referate, „eine hohe tragiſche Kraft, und belebte, fern von aller „Manier, feſtgehalten in den Schranken der Kunſt, ihr Spiel „mit einem Feuer, welches unwillkürlich das Mitgefühl der „Zuſchauer in Anſpruch nahm und in ihr die liebende und „tiefgebeugte, aber allzeit hochgeſinnte Römerin erkennen „ließ."

Heirat meiner Eltern.

Mit dem Jahre 1817 trat eine Wendung in dem Leben meiner Mutter ein, welche für sie eine völlige Umgestaltung desselben mit sich brachte.

Schon auf den ersten dieser Blätter habe ich des Umstandes Erwähnung gethan, daß mein Vater Zutritt in dem Kreise gefunden hatte, welcher zu jener Zeit sich in dem Hause der Karoline Pichler versammelte. So hoch stand mein Vater in der Gunst dieser ausgezeichneten Frau, daß sie es nicht verschmähte, den jungen und strebsamen Officier durch mehrere eingehende Briefe, die sie ihm noch nach seinem nichts weniger als vergnüglichen Aufenthaltsorte Moldautein schrieb, wahrhaft zu entzücken. Auch daß er nach seiner Rückkehr nach Wien bei ihr wieder die herzlichste Aufnahme fand, wurde bereits erwähnt, und er besuchte mit seinem Zöglinge, dem Grafen Joseph Dietrichstein, fast täglich diesen Kreis. Dort traf er häufig mit meiner Mutter zusammen, welche schon während des Winters von 1815 auf 1816 einen sehr tiefen Eindruck auf das jugendliche Gemüth meines Vaters hervorgebracht zu haben scheint, denn ihre Züge waren es ja, die er in der herrlichen Madonna di San Sisto zu Dresden, als er im Sommer des Jahres

1816 vor dieſem Meiſterwerke Rafaels ſtand, wiederzufinden meinte.

Von einer ſolchen Stimmung beherrſcht, ſcheint mein Vater ſich während des nächſtfolgenden Winters eifrig bemüht zu haben, ſich meiner Mutter mehr und mehr zu nähern. Die geſelligen Vereinigungen bei der Pichler gewährten den beſten Anlaß hiezu, und die ſtille, aber innige Werbung meines Vaters brachte allmälig auch auf die, welcher ſie galt, eine immer tiefere Wirkung hervor. War es auch vielleicht nicht mehr die heiße, ja glühende Liebe, welche ſie fünf Jahre früher dem begeiſterten Dichter Körner entgegenbrachte, ſo war es doch gewiß eine wahre, tiefempfundene Neigung, die ſie dem jungen und ernſten Manne zuwandte, deſſen edle Geſinnung, deſſen ſittenreiner Charakter ſie mit hoher Achtung durchdrang und von dem ſie mit Beſtimmtheit annehmen durfte, daß ſie in eine beſſere, eine treuere und eine ſicherere Hand als die ſeinige ihr zukünftiges Lebensſchickſal niemals zu legen im Stande ſein würde.

Wenn aus dieſer Empfindung nach und nach ein freundliches Entgegenkommen erwuchs, das meine Mutter einem für ſie ſo begeiſtert fühlenden jungen Manne, wie mein Vater dies war, zu Theil werden ließ, ſo ermuthigte ihn das nicht wenig, raſcher und entſchiedener als bisher auf ein Ziel loszugehen, von deſſen Erreichung nach ſeiner Meinung ſein Lebensglück abhing. Am Morgen des 21. April 1817 ſchrieb er ihr aus Anlaß eines Zuſammentreffens, das an ihrem gewöhnlichen Vereinigungsorte projectirt war, ein Billet, in welchem er ſich folgendermaßen ausſpricht:

„Vielen Dank bin ich der guten Frau von Pichler „ſchuldig, daß ſie es ſo fügte, daß ich heute länger die

„Seelenluſt genieße, um Sie zu ſein, denn es iſt nicht leicht
„zu ſagen, wie viel mir Ihr Bild ſeit Langem vorſchwebt,
„beſonders ſeitdem ich vor der heiligen Jungfrau Himmel-
„fahrt zu Dresden ſtand und Sie lebend vor mir dachte;
„ſeitdem üben Sie, mein Fräulein, eine heilige Gewalt
„über mich. Zürnen Sie mir nicht und verkennen Sie mich
„nicht.“

So deutlich auch dieſe Sprache meines Vaters war, ſo wagte er es doch noch durch einige Zeit nicht, weiter zu gehen, und erſt nach mehr als zwei Wochen, am 7. Mai, ſchrieb er meiner Mutter neuerdings ein Billet, in welchem er ähnliche Andeutungen wiederholte. „Ich kann Ihnen,
„mein verehrtes Fräulein,“ ſo ſchließt es, „nicht oft genug
„ſagen, wie wohl mir die Sonne Ihrer Gegenwart thut,
„und wie ſie alle beſſeren Kräfte meiner Seele zu friſcherem
„Leben erweckt, das ſich der Schöpfung und des Schönſten
„in derſelben unnennbar freut. Doch ſeien Sie nicht bloß
„großmüthig, ſondern auch wahr gegen mich!“

Noch an demſelben Abende antwortete meine Mutter hierauf unter Anderem Folgendes:

„Wie könnte ich bei ſo herzlicher Theilnahme an
„meinem Schickſal, bei ſo zarter Güte, mit der Sie mich be-
„handeln, unwahr gegen den Menſchen ſein, der vor ſo vielen
„Anderen ſo vortheilhaft ſich auszuzeichnen vermag. So gebe
„ich Ihnen hier feierlich mein Wort: Ihre Achtung iſt mein
„Stolz! Bedecken Sie es mit Ihrer freundlichen Güte,
„wenn ich zu weit gehen ſollte, und denken Sie, daß ſeit
„langer, langer Zeit kein ſo reines Gemüth in meine düſteren
„Lebenskreiſe trat, daß mein Herz ſtilljubelnd ſich öffnet und
„die herzliche Annäherung mir ſehr wohlthätig iſt. Darin
„ſuchen Sie meine Entſchuldigung, wenn ich vielleicht die

„Grenze überschreite, welche Natur und Geschlecht mir an„weisen und die mir noch nie drückend erschien. Ich denke „immer, durch Ihre Güte gestärkt, recht vertrauensvoll: „„Er weiß schon, wie du es meinst, sag's nur““ — und „heraus strömt fast Alles, was ich auf dem Herzen habe. „Nehmen Sie also die Versicherung von mir, ich bin nicht „großmüthig gegen Sie, aber wahr!“

Damit war endlich das Eis gebrochen, und am Abende des 9. Mai schrieb mein Vater an meine Mutter einen Brief, in welchem er ihr in schwärmerischen Worten seine Empfindungen schilderte und sie um ihre Hand bat. Sie aber antwortete ihm am folgenden Morgen in fröhlicher Weise. „Verzeihen Sie,“ schreibt sie ihm, „daß ich Ihnen „nicht ernster zu erwiedern vermag. Ich bin sehr, sehr ver„gnügt und heiter, es lacht Alles um mich, in mir, und „darum kann ich Ihnen nichts Anderes sagen als dies: „„Ich habe Sie von ganzem Herzen lieb, habe keine Freude, „keine Zufriedenheit als Ihr Glück, und recht festen, ernsten „Willen für das Gute; daß davon Muth im Unglück un„zertrennlich ist, glaube ich.““

In seinem Werbungsbriefe hatte mein Vater auch, schlicht und treuherzig, wie es in seinem Wesen lag, seine materiellen Verhältnisse erwähnt und offen erklärt, daß die Erfüllung seiner sehnlichsten Wünsche eigentlich von der freilich oft schon bewährten Güte des Fürsten Dietrichstein abhängig sei. „Wenn der Fürst,“ so lauten seine Worte an meine Mutter, „auf meinen Vorschlag eingeht, so kann „ich Ihnen eine ziemlich unabhängige, auch bürgerlich nicht „unangenehme Lage zusichern; wenn das nicht, so muß ich „wahr sein und mir selbst das Wehthuendste sagen, dann „kann ich das nicht.“

Fürſt Dietrichſtein aber rechtfertigte das Vertrauen meines Vaters auch diesmal in glänzender Weiſe. Schon am 14. Mai ſchrieb er an ihn:

„Wir Alle ſind ſterblich, und ſelbſt wenn von Hoch-
„zeit die Rede iſt, muß man das nicht vergeſſen. Ich bin
„Ihnen ſeit ſechs Jahren ſchon viel ſchuldig geworden und
„werde es Ihnen noch mehr werden. Ein glücklicher Zufall,
„da doch manchmal der Zufall auch gerecht iſt, bietet mir
„nun eine Gelegenheit dar, zu Ihrem Lebensglück mitzu-
„wirken: ich kann ſie nur mit Vergnügen und Eile ergreifen."
Und als das Reſultat dieſer Bereitwilligkeit überſandte der Fürſt meinem Vater den Entwurf eines Vertrages, der im Falle der Zuſtimmung des Letzteren von dem jungen Grafen copirt, von dem Fürſten und meinem Vater aber als Contrahenten und von den zwei Brüdern des Fürſten als Zeugen unterzeichnet werden ſollte. Es iſt wohl unnöthig zu verſichern, daß all dem aufs Pünktlichſte nachgekommen wurde.

Die gütevolle Willfährigkeit des Fürſten iſt um ſo höher anzuſchlagen, als durch die plötzliche Verlobung meines Vaters die Plane, welche der Fürſt für die nächſte Zukunft ſeines Sohnes entworfen hatte, in arge Verwirrung geriethen. Noch im Frühſommer 1817 ſollte mein Vater den jungen Grafen zu einer Zuſammenkunft mit ſeiner Mutter, welche, von ihrem Gemal getrennt, meiſtens in Italien lebte, nach Florenz geleiten und mit ihm bei dieſem Anlaſſe die dortigen Kunſtſammlungen eingehend ſtudiren. Dann aber war ein längerer, vielleicht mehrjähriger Aufenthalt in Genf in Ausſicht genommen, denn zu jener Zeit geſchah es nicht ſelten, daß die Söhne vornehmer Familien ſich dorthin begaben, um ſich in der franzöſiſchen

Sprache zu vervollkommnen und außerdem nicht nur die Vorleſungen der vielen ausgezeichneten Gelehrten zu hören, an denen Genf gerade zu jener Zeit ungemein reich war, ſondern ſich auch womöglich im näheren Umgange mit ihnen noch mehr auszubilden. Was war nun zu thun? Bei allem Wohlwollen für meinen Vater ließ doch der Fürſt ſeine eigenen Plane nicht gern durch eine äußere Einwirkung ſtören; es blieb alſo nichts übrig, als einen Weg einzuſchlagen, auf welchem beide Projecte, das der Reiſe und das der Heirat meines Vaters realiſirt werden konnten.

So geſchah es denn auch in der That. Vor Allem mußte auf die ſchleunigſte Löſung des dienſtlichen Verhältniſſes meiner Mutter zum Burgtheater hingearbeitet werden, und dann wurde verabredet, daß ſie zwar nicht mit nach Italien reiſen, aber die Zeit, die mein Vater dort zubringen würde, bei ſeinen Eltern in Oberöſterreich verweilen, dort von meinem Vater abgeholt werden und hierauf mit ihm und ſeinem Zöglinge in Genf bleiben ſollte.

Nicht nur in Oeſterreich allein gehen auch ungewöhnliche Dinge leicht und raſch von Statten, wenn eine vornehme Hand fördernd in ſie eingreift. So geſchah es auch mit der Beurlaubung meines Vaters vom Antikencabinete und mit der Entlaſſung meiner Mutter aus dem Burgtheater; ja ſchon der 17. Juni 1817 wurde als der Tag beſtimmt, an welchem ihre Abſchiedsvorſtellung ſtattfinden ſollte. Die hiefür gewählte Rolle war die der Jertha in der „Schuld", denn ſie war eine derjenigen, in denen ſich meine Mutter durch ihre herzgewinnende Perſönlichkeit und durch ihr vortreffliches Spiel zum Liebling des Publicums gemacht hatte. Auf dieſes Stück ſollte ein von der

Pichler gedichteter, von meiner Mutter gesprochener Epilog folgen, und das Erträgniß der Vorstellung war ihr bestimmt.

„Zum letzten Male stand ich," sagt sie selbst über diesen Abend, „vor denen, die mir schon als Kind liebreich die „Hand boten, um meine Schritte zu leiten, vor deren Augen „ich begonnen hatte, als meine arme Mutter enden mußte, „weil ihre Krankheit sie frühzeitig ins Grab brachte. Von „denjenigen sollte ich dankend Abschied nehmen, die meine „Mutter geehrt, geliebt, auf den Händen getragen hatten. „Es war eine schwere Aufgabe. Der Gedanke, so gewichtig „als er war, hatte noch eine schmerzliche Seite. Ich fürch„tete, die Rührung würde mich übermannen und Arneth „vielleicht den Gedanken fassen, es sei ein zu großes Opfer „für mich. Früher wußt' ich es nicht, als aber der Augen„blick wirklich da war, als ich hervortrat, mein Wort an „diese liebenswürdige Menge richtend, vor welcher ich so „oft und in jeder Bewegung jede Faser meines Herzens „entwickelt, welche jeden Kummer meiner Seele, jede Hoff„nung, jede Freude, jeden Schmerz und jede Anstrengung „mit gütiger Theilnahme verfolgt und belohnt hatte, — da „brach auch jede Schranke und jede Rücksicht schwand, und „mit tausend Thränen, die ich nicht stillen, deren ich nicht „Herr werden konnte, sagte ich meinen geliebten Mitbürgern „Lebewohl. Meine mütterliche Freundin Pichler hatte mir „schlichte, anspruchslose Worte in den Mund gelegt, es „ging auch ganz gut bis zu der Stelle, wo ich anerkennend „davon sprach, daß ich ja dem Andenken an meine Mutter „die Liebe des Publicums verdanke. Da brach ein Sturm „des Beifalls los, den ich nur mit dem Sturme meines „Gefühles vergleichen kann, der noch jetzt, nach sechsund-

„vierzig Jahren, meine Dankesthränen fließen macht. Habe „ich es auch nie nur einen Augenblick bereut, so werde ich „doch diesen Tag niemals im Leben vergessen können.“

Zwei Tage nach dieser Abschiedsvorstellung meiner Mutter fand zu Weidlingau bei Wien die Trauung meiner Eltern statt. Die Wahl dieses Ortes wurde dadurch herbeigeführt, daß Fürst Dietrichstein in seinem dortigen Schlosse die kleine Festlichkeit veranstalten ließ, welche die Trauung begleitete. Er selbst aber war nicht dabei anwesend. „Ich „heiße Sie Beide,“ schrieb er an diesem Tage meinen Eltern, „in der Heimat willkommen. Ich hätte Sie freilich „als Hausherr empfangen sollen, aber ich vermuthe, Sie „brauchen eben keine Zeugen. Glückseligkeit genießt sich am „besten in der Einsamkeit. Sit vobis vita dulcis.“

Ganz im Gegensatze zu der heutigen Gewohnheit blieb das junge Ehepaar noch durch etwa vierzehn Tage in Wien, dann aber begab es sich nach Leopoldschlag, dem Geburtsorte meines Vaters, bei dessen Eltern meine Mutter untergebracht werden sollte, bis er käme, sie nach Genf abzuholen. Einige glückliche Tage brachten sie dort zusammen zu, bis nur allzufrüh für sie die Stunde des Abschiedes schlug. In Freistadt, wohin meine Mutter ihren Gatten begleitete, fand am 11. Juli die Trennung statt, und am 14. traf mein Vater zu großer Zufriedenheit des Fürsten, der Verabredung gemäß, in Weidlingau ein. Es scheinen Zweifel rege geworden zu sein, ob sich denn auch mein Vater von seiner ihm erst angetrauten Gattin so rasch werde losreißen können. Aber wie allzeit während seines ganzen Lebens bewährte er sich auch diesmal vor Allem als pflichttreu. „Ich habe es ja gesagt,“ rief der Fürst bei seinem Eintritte aus, „er kommt gewiß!“

Für meine beiden Eltern begann damals eine recht trübſelige Zeit. Meine Mutter war, von ihrem Schwiegervater und einer ihrer Schwägerinnen begleitet, von Freiſtadt nach Leopoldſchlag zurückgekehrt, und trotzdem man es dort an liebevoller Behandlung nicht fehlen ließ, mußte ſie ſich doch wie in einem Exil daſelbſt fühlen. Eine größere Verſchiedenheit zwiſchen den Verhältniſſen, in denen ſie aufgewachſen war und bisher gelebt hatte, und denjenigen, die ſie in dem Vaterhauſe ihres Gatten vorfand, läßt ſich wirklich kaum denken. Nicht als ob ſie etwa durch Luxus irgendwie verwöhnt geweſen wäre, was nicht im Entfernteſten der Fall war. Auch nicht die Verſchiedenheit der Lebenseinrichtungen, hinſichtlich deren das kleinbürgerliche Anweſen in Leopoldſchlag doch hinter dem, was man in Wien gewohnt war, ſehr weit zurückſtand, fiel bei meiner Mutter irgendwie ins Gewicht. Aber unendlich ſchwer wurde es ihr doch, ſich in den Mangel jeder geiſtigen Anregung zu finden, welche ihr gerade in ihrem bisherigen Berufe in Hülle und Fülle zu Theil und gewiſſermaßen zu einem faſt unentbehrlichen Lebenselemente geworden war. Dazu kam noch die Trennung von ihrem ihr erſt vor ſo kurzer Zeit angetrauten Gatten, den ſie wahr und innig liebte und nach welchem ſie, je einſamer ſie ſich fühlte, um ſo heißere Sehnſucht empfand.

Gewiß geſchah auch von Seite ihrer neuen Familie, ihrer neuen Umgebung ſo viel, als nur immer in deren Kräften ſtand, meiner Mutter den Schmerz der Trennung zu erleichtern, ihr das Gefühl des Verlaſſenſeins möglichſt zu benehmen. Um ſie etwas zu zerſtreuen, unternahm ihr geiſtlicher Schwager mit ihr und einer ſeiner Schweſtern einen Ausflug, der ſie nach Kremsmünſter, nach Gmunden

und an den Atterſee führte. Von der prächtigen Benedictinerabtei entwirft ſie, ohne zu ahnen, welchen wichtigen Platz dieſelbe dereinſt als Bildungsſtätte ihrer Söhne in ihrem eigenen Ideenkreiſe einnehmen werde, in einem ihrer Briefe an ihren Gatten eine ebenſo anſchauliche als günſtige Schilderung. Von der Schönheit der beiden Seen aber, obgleich ihr der Anblick des einen durch den in Gmunden herrſchenden Regen etwas vergällt wurde, iſt ſie entzückt. Dennoch freut ſie ſich von Linz aus wieder auf die baldige Rückkehr nach Leopoldſchlag, wo ſie ſich wenigſtens äußerlich ruhig ihren nach der Ferne ſchweifenden Gedanken hingeben konnte.

Aber nicht mit dieſen allein war ſie beſchäftigt. Um ſich als Vorbereitung für den Aufenthalt in Genf im Franzöſiſchen auszubilden, überſetzte ſie — allerdings eine eigenthümliche Wahl, die wohl zunächſt meinem guten Vater zur Laſt fällt — eine Schrift des berühmten Republikaners Carnot — „Réponse au rapport fait sur la conjuration du 18 fructidor par Bailleul“ — ins Deutſche. Sie ſelbſt aber war keineswegs ſehr zufrieden mit dieſer Arbeit, die auch, wie es ſcheint, trotz des auf ſie verwendeten Fleißes nicht eben raſche Fortſchritte machte. Daneben las ſie zu ihrer Erbauung den Thomas a Kempis, zu ihrer Zerſtreuung aber die Schriften von Claudius, und über die geiſtige Anregung, die ſie beiden Büchern, ſo verſchieden ſie auch waren, doch gleichmäßig verdankte, äußerte ſie ſich gegen ihren Gatten in anerkennenden Worten.

Aber auch für die Perſonen und die Verhältniſſe um ſie her beſaß ſie ein offenes Auge, einen offenen Sinn. In wirklich rührender Weiſe äußert ſich dies, wenn es um die Armen, die Gebrechlichen in dem Marktflecken ſich handelt.

Da will ich nur einen einzigen der verſchiedenen Fälle erwähnen, von denen ſie in ihren Briefen an meinen Vater erzählt. „Ich habe hier," ſo ſchreibt ſie ihm einmal „ſchon „recht viele Freunde gewonnen, beſonders die arme alte „blinde Sandel, die Schweſter der Kuhhirtin; ſie kennt Dich „auch und möchte gar ſo gern einmal Deine Hand küſſen. „Ich habe ſie mir eigentlich durch eine Kleinigkeit erobert; „da ſie neulich in der überfüllten Sonntagskirche ſo herum„geſtoßen wurde, nahm ich die Hilfloſe in meinen ſicheren „verſchloſſenen Betſtuhl. Da er nun der erſte iſt, und ich „mich in demſelben befand, ſo fühlte ſie weniger die Wohl„that, nicht mehr gedrückt und geſtoßen zu werden, als, „wie wenigſtens ſie es nennt, die Ehre, die ich ihr anthat, „und meine Herablaſſung und Güte. Glaube nur ja nicht, „daß ich ſo kindiſch bin, dies für etwas Gutes zu halten, „aber ihre Rührung that mir ſo wohl, daß ich jetzt recht „oft komme, die dunkle Nacht dieſer Armen durch einen „kleinen Beſuch zu erhellen, wobei ich ihr aus einem Gebet„buche vorleſe, während die Unglückliche ſpinnt. Wenn es „wahr iſt, was ich ſelbſt zuverſichtlich glaube, daß eine „innige Fürbitte etwas nützt, ſo haben wir Beide eine Für„bitterin an dem alten Mütterchen gewonnen, ich wenigſtens „eine Gefährtin meines heißen Gebetes für Dich, und wenn „ich in der Kirche in dieſem Gebete für Dich die Hände „falte, ſo thut es mir ungemein wohl, zu wiſſen, daß noch „Jemand mit mir an Dich denkt und für Dich betet."

Ich weiß nicht, welchen Eindruck dieſe ſchlichten und anſpruchsloſen Zeilen auf Menſchen hervorbringen werden, welche meine Mutter niemals gekannt haben. Ich für meine Perſon aber kann mir nicht leicht ein anziehenderes Bild denken als die junge und ſelten ſchöne, vor Kurzem noch

ſo viel gefeierte Frau darbieten mochte, welche, wie Körner ſeinem Vater von ihr ſchrieb, in den erſten Zirkeln der Reſidenz die zuvorkommendſte Aufnahme gefunden hatte, wie ſie nun aus reiner Menſchenliebe einer armen, alten und blinden Spinnerin aus ihrem Gebetbuche vorlieſt.

Weniger herzerfreuend iſt die Schilderung, welche meine Mutter in demſelben Briefe von den damaligen Schulzuſtänden in Leopoldſchlag entwirft, aber ſie mag hier umſomehr eine Stelle finden, als ſie wenigſtens einen kleinen Beitrag zur Beurtheilung des Zuſtandes liefert, in welchem ſich damals das Schulweſen unter der jetzt von gewiſſer Seite ſo lebhaft zurückerſehnten geiſtlichen Oberaufſicht befand. „Heute war Schulviſitation," ſchreibt meine Mutter, „und ich war eingeladen, der Prüfung beizuwohnen. Aber „weit beſſer hätten die Leute gethan, nur ja Niemand zu „laden, denn die Unwiſſenheit der Kinder iſt groß, noch „größer aber jene des Lehrers. Der Schulmeiſter geht „kaum einmal die Woche zur Schule, und er iſt ſo heftigen „Temperamentes, daß die Kinder von ihm gar nichts, „während ſie von dem höchſt unwiſſenden Lehrer Alles ver„kehrt lernen. Hat ſich ſeit Deiner Schulzeit hier Alles ſo „ſehr ins Schlechte verändert, oder dankſt Du es Deinen „ungewöhnlichen Anlagen, daß Du hier als Kind etwas „lernteſt? Jedenfalls ſpricht dies ſehr für Dich."

Ein wahres Glück war es für meine Mutter, daß das freundliche Verhältniß, welches von allem Anfange an zwiſchen ihr und ihren Schwiegereltern herrſchte, ſich, je länger ihr Aufenthalt in dem Hauſe derſelben dauerte, ſtets inniger geſtaltete. Beſonders zu der Mutter ihres Gatten fühlte ſie ſich immer mehr hingezogen, und die gemeinſame Liebe zu einer und derſelben Perſon feſſelte die zwei Frauen

aufs Engſte an einander. „Komm zurück in unſere Arme,“ ſchrieb meine Mutter an meinen Vater, „zu den beiden „weiblichen Seelen, die Dich am innigſten lieben auf „Erden.“

Vor der Hand war es ihm freilich noch nicht vergönnt, dieſem Wunſche, der auch ſeine ganze Seele erfüllte, Folge leiſten zu können. Am früheſten Morgen des 15. Juli hatte er mit ſeinem Zöglinge und einem Diener unter ſtrömendem Regenguß Wien verlaſſen. Mit Extrapoſt reiſend, fuhren ſie über den Semmering; Bruck an der Mur, Klagenfurt, Conegliano, Meſtre, Venedig bildeten vorerſt die Richtpunkte ihrer Reiſe. Aus dem, was mein Vater über dieſelbe an meine Mutter ſchrieb, läßt ſich recht deutlich die Stimmung erkennen, die ihn beherrſchte. Trotz der Schönheit der ſteiermärkiſchen und der kärntneriſchen Gegenden, die er mit ſeinem Gefährten durchzog, wollte ihm, wozu freilich das ungünſtige Wetter nicht wenig beitrug, nichts recht gefallen, und ſeit er den Boden Italiens betrat, ſtieg ſeine Unzufriedenheit aufs Höchſte. Das, was ſich ja gegen Land und Leute, und vielleicht damals mit noch mehr Recht als heutzutage, einwenden ließ, die Unſauberkeit und bettelhafte Zudringlichkeit der Einwohner, der Schmutz in den Ortſchaften und ſo vieles andere Unerfreuliche drängte ſich ihm aufs Widerlichſte auf; für die Schönheit der Gegend, welche gerade auf dem Wege zwiſchen Ponteba und Conegliano eine nicht zu leugnende iſt, hatte er keinen rechten Sinn, und auch die Kunſtwerke in Venedig brachten auf ihn nicht jenen Eindruck hervor, den ſie unter anderen Umſtänden gewiß nicht verfehlt hätten. Schon daß das Meer, auf deſſen erſten Anblick er ſich ſeit ſeiner Kindheit ſo außerordentlich gefreut, ſich ihm in Meſtre faſt nur wie

eine große Pfütze präsentirte, nahm ihn von vorneherein gegen Venedig ein, und nur allmälig öffneten sich ihm Auge und Sinn für die unvergleichlichen Reize dieser doch wahrhaft einzigen Stadt.

Ueber Padua, Vicenza, Verona, Mantua ging nun die Reise weiter bis Bologna, und unglücklich fühlte sich mein Vater, den weiten und eintönigen Weg durch die zwar fruchtbare, aber reizlose oberitalische Ebene unter der glühenden Julihitze zurücklegen zu müssen. Erst die Apenninen brachten einige Abwechslung mit sich, und man muß unwillkürlich lächeln, wenn mein guter Vater die Fahrt von den Höhen derselben herab gegen Florenz zu mit derjenigen von seiner Heimat gegen Freistadt vergleicht, und dabei in seiner Voreingenommenheit der italienischen Gegend eine große Ehre angethan zu haben meint.

Ungefähr vier Wochen dauerte der Aufenthalt in Florenz, der meinem Vater durch die drückende Hitze und die Sehnsucht nach der Heimat, die ihm sein Liebstes barg, gar sehr verbittert wurde. Insbesondere aber waren es die Bewohner des Landes, mit denen er sich gar nicht zu befreunden vermochte, und manchmal, so bei der Schilderung eines Ausfluges nach Fiesole, das er nur von wohlgenährten Priestern und abgehärmten Bettlern bevölkert wähnt, findet diese Stimmung einen recht drastischen Ausdruck.

Endlich, am 27. August, dem Namenstage meines Vaters, schlug für ihn die Stunde der Erlösung. Am Morgen dieses Tages verließ er mit seinem Zöglinge Florenz, am 29. waren sie in Mailand, am 3. und 4. September an und auf dem Lago Maggiore. Ueber Domo d'Ossola überschritten sie den Simplon, waren am 7. September in

Saint-Maurice im Canton Wallis und Tags darauf in Genf, worauf mein Vater, nachdem er dort die nöthigsten Vorbereitungen zur zweckmäßigen Unterbringung seines Zöglings getroffen, mit der Erlaubniß des Fürsten in dem bisher benützten Reisewagen so rasch als möglich nach seiner Heimat eilte, um seine Frau, nach der er sich während der ganzen zwei Monate seiner Trennung so heiß gesehnt hatte, wiederzusehen und sie dann nach der Schweiz zu führen.

Zu dem gemeinschaftlichen Aufenthalte der drei jungen Leute in Genf, der nun bevorstand, hatte Fürst Dietrichstein trotz seines sehr großen Vertrauens zu meinem Vater und meiner Mutter doch nicht ganz ohne Bedenken seine Zustimmung ertheilt, und ein objectiver Beurtheiler kann ihm darin nur Recht geben. „Glauben Sie meiner Erfahrung," hatte er meinem Vater kurz nach dessen Verheiratung geschrieben, „meiner Weltkenntniß, Freundschaft und Vater„sorge. Als Eheleute, als Liebende, als Freunde, als Mentor „und Mentorsgattin zeigen Sie sich Niemand anders denn „als Freunde einerlei Geschlechtes, so zu Hause, so außer „Hause, so vor Fremden, so vor dem Anvertrauten hier, „und besonders im Wagen und in den Gasthöfen, und „sparen alles Uebrige für unstörbares, unfehlbares, unhör„bares tête-à-tête! Würden Sie wohl dem neunzehn„jährigen Jünglinge gewisse Gemälde und Kupferstiche in „die Hand geben, und müßten nicht lebendige Darstellungen „noch mehr und noch übler auf ihn wirken? Auch darf er „nichts an Ihnen zu tadeln finden."

Es mag unentschieden bleiben, ob bei dem so ausgezeichneten Charakter meiner Eltern diese Ermahnung des Fürsten nothwendig war oder nicht, das aber ist gewiß, daß ihrerseits ganz in diesem Sinne gehandelt wurde. Für

alle drei, den Mentor, wie der Fürſt ſich ausdrückte, deſſen Gattin und den Zögling begann nun ein friedliches, gemüthvolles Leben, deſſen ſie ſich auch noch in ihrer letzten Lebenszeit mit frohem Behagen erinnerten. Und zu der heiteren Einigkeit, die in ihrem engeren Kreiſe herrſchte, geſellte ſich noch der Umgang mit einer ganzen Reihe von Männern, welche auf dem Gebiete der verſchiedenſten Wiſſenſchaften wahrhaft Ausgezeichnetes geleiſtet hatten. Gerade auf dieſen Umgang legte der Fürſt für ſeinen Sohn den höchſten Werth, und er wiederholte meinem Vater den Ausſpruch des berühmten Genfer Arztes Jurine: „Die dortigen „Geſellſchaften ſeien die beſte Schule.“ Dort könne der junge Graf das am leichteſten lernen, weshalb er eigentlich nach Genf geſchickt worden ſei: „Franzöſiſch, Ausſprache, Styl, „Weltton, Artigkeit.“

Das geſellige Leben in Genf muß damals wirklich ebenſo reizvoll als belehrend geweſen ſein. So erzählt mein Vater einmal ſeinem Jugendfreunde Gaisberger von einer Abendgeſellſchaft im Hauſe Bonſtetten's, bei der ſie anweſend waren. Außer dem geiſtig ſo anregenden Hausherrn ſelbſt fanden ſie dort Sismondi, den berühmten Geſchichtſchreiber der italieniſchen Republiken im Mittelalter, den ausgezeichneten Publiciſten Dumont, den großen Botaniker de Candolle, den hervorragenden Rechtslehrer Prevoſt, endlich Simond, Verfaſſer der Beſchreibung einer Reiſe nach England. „Der „Intereſſanteſte von Allen aber,“ ſagt mein Vater, „war „der blinde Greis Huber, welcher, obgleich ſeit ſeinem ein„undzwanzigſten Jahre des Augenlichtes beraubt, Verfaſſer „eines höchſt ausgezeichneten Werkes über die Bienen wurde. „Solche Leute kann man hier oft verſammelt finden, und „das unter einer Bevölkerung von zwanzigtauſend Menſchen.

„Man darf sich da, um froh zu bleiben, keine Vergleichung „erlauben."

Der Gipfelpunkt des Glückes aber wurde in dem Augenblicke erreicht, in welchem meine Mutter, und zwar am 16. März 1818 ihr erstes Kind zur Welt brachte.

Mein Vater wie meine Mutter scheinen sich mit ziemlicher Zuversicht der Erwartung, die denn auch in Erfüllung ging, hingegeben zu haben, daß ihr Kind ein Sohn sein werde. Für diesen Fall wurde Fürst Dietrichstein, der sich meinem Vater fortwährend äußerst gewogen zeigte, gebeten, die Pathenschaft zu übernehmen; sein Sohn sollte ihn bei der Taufhandlung vertreten. Mit größter Liebenswürdigkeit ging der Fürst auf die Bitte meiner Eltern ein, aber so rasch man sich über diese Sache verständigt hatte, eine eben so große Meinungsverschiedenheit ergab sich über die Wahl des Namens, der dem zu erwartenden Kinde gegeben werden sollte, und es macht fast einen erheiternden Eindruck, zu sehen, mit welchem Ernste diese Frage zwischen dem Fürsten und meinem Vater erörtert wurde.

Bei seiner großen Vorliebe für alles Römische war meinem Vater der Gedanke gekommen, seinem Zukunftssohne den Namen „Cäsar" beilegen zu lassen. Als zweiten Namen sollte er den des Taufpathen, „Franz", und als dritten den des Stellvertreters, „Joseph" erhalten. Den beiden letzteren Vorschlägen stimmte Fürst Dietrichstein zu, gegen den ersteren aber erklärte er sich mit einer Auseinandersetzung, die ob ihrer Umständlichkeit fast schon den Namen einer Abhandlung verdient.

„Aehnlichkeiten der Namen," schrieb er meinem Vater, „können manchmal, aber gewiß nur da Nachahmung erzeugen, wo natürlicher Hang, Gefühl und Mittel sie auch

„ohne den Namen erzeugen würden. Aber wir können nur „Namen, nicht Hang und Gefühl und positive und relative „Mittel geben: wir können also im Namengeben sehr leicht „ein Disparat gründen, das uns in der Folge sehr reuen, „ja dem, welchem wir ihn gegeben, eben dadurch, und wäre „es auch nur durch Anlaß zur Sarkyre, schaden könnte. „Bleiben wir aber jetzt nur bei dem stehen, was wir wün„schen mögen und was sich mit unserer Lage verträgt. Die „Egypter hatten Unrecht, ganze Stämme dem nämlichen Be„rufe zu weihen; ebenso Unrecht hätten wir, einem Kinde „den zu entfernten, den unerreichbaren Beruf nahezulegen. „Und wozu? Wir sind nicht in der Lage von Cäsars „Eltern, nicht im ehemaligen Rom. Und könnten Sie wohl „Ihrem Sohne Cäsars Charakter wünschen? Was war er „denn anderes als der Napoleon seines Zeitalters? Warum „erscheint er uns minder gehässig? Blos der Jahrhunderte, „die ihn von uns trennen, und der Panegyriker wegen, „die er gefunden. Was war sein Schicksal, wie seine Mo„ralität? Wie ist sein Name größtentheils durch seine „römischen Nachfolger verunehrt worden? War er nicht „auch der Feind unserer Altvordern und erscheint Ihnen Cato „nicht ungleich schätzbarer? Ich würde daher unmaßgeblich „zu drei Namen rathen, wovon der zweite Franz, der „dritte Joseph, der erste aber aus unserer deutschen Ge„schichte wo immer her, von und zwischen Hermann „bis Max genommen würde. Es gibt ja ihrer so „viele und sowohl durch eigene Bedeutung wie durch „Erinnerung so schöne, bei denen also auch Ihre Absicht „ohne die von mir erwähnte Gefahr erreicht wäre! Doch „überlasse ich dies Alles Ihrer besseren Ueberlegung und „Wahl.“

„Wäre es ein Mädchen, so würde der nämliche zweite „und dritte Name blos weiblich und könnte der erste auch „deutsch, also Mathilde sein, da er wohlklingend, mit Er„innerungen verbunden und doch nicht auffallend ist. Gegen „Cäsar hätte ich aber fast ebensoviel einzuwenden als gegen „den zweiten Brutus, was Ihnen zugleich meine Unpartei„lichkeit beweiset."

Es ist kaum anzunehmen, daß dieser am 28. Februar geschriebene Brief des Fürsten am 16. März noch nicht in die Hände meiner Eltern gelangt war. Aber wie es scheint, befanden sie sich, oder wenigstens mein Vater, so sehr in dem Zauber des antiken Wesens, daß sogar die von ihm sonst so hochgehaltene Anschauung des Fürsten Dietrichstein diesmal nur geringe Beachtung bei ihm fand. Zwar wurde der ursprünglich geplante Name Cäsar schließlich doch fallen gelassen, aber gleichwohl eine Wahl getroffen, gegen welche wenigstens ein Hauptbedenken des Fürsten fortbestand. Allerdings ließen sich gegen den Charakter des trojanischen Hektor nicht jene Einwendungen erheben, die der Fürst wider den des römischen Cäsar vorgebracht hatte. Aber dafür traf das, was er gegen die Wahl so auffallender, dem Alterthume entlehnter Namen im Allgemeinen eingewendet hatte, bei Hektor vielleicht in noch höherem Maße als bei Cäsar zu.

Wie dem aber auch sein mag, der Hektor war einmal da, und er wurde bei seiner Ankunft nicht nur von seinen hochbeglückten Eltern aufs Zärtlichste, sondern nach Empfang der Nachricht von seiner Geburt auch von dem Taufpathen freundlichst begrüßt. Und auf die Wahl des Namens kam derselbe, als sie bereits geschehen war, nur noch einmal zurück. „Wie Sie mit Ihrer Denkungsart," schrieb er,

nachdem sie ihm bekannt geworden war, meinem Vater, „den „Namen Hektor wählen konnten, bleibt mir doch nicht wohl „begreiflich, so schön ihn auch Homer gemacht hat. Ich „habe nichts dagegen, obschon ich einen zweisilbigen deutschen „Namen — Hermann, Rudolph, Reinhard, Edgar, Alfred, „Adolf, Edmund, Sigmund — vorgezogen hätte."

Die Ansicht des Fürsten bewährte sich wenigstens insofern als die richtige, daß mein Bruder, als er in die öffentlichen Schulen trat, wegen der Stichelreden seiner Kameraden, die ihn mit seinem Hundenamen neckten, seine Eltern dringend bat, denselben ablegen und seinen zweiten Namen Franz als den ersten führen zu dürfen. Und dabei ist es denn auch während seiner ganzen Lebenszeit geblieben.

Damals aber, gleich nach seiner Geburt, welche meiner Mutter viel Schmerzen verursacht hatte, glaubte weder sie noch mein Vater daran, daß sie ihm mit seinem Namen eigentlich kein zweckmäßiges Angebinde gemacht hatten. Ganz unbekümmert hierum gedieh der kleine Hektor in zufriedenstellender Weise, obgleich die erste Nahrung, welche seine Mutter ihm zukommen ließ, sich bald als unzulänglich erwies und man zu einem künstlichen Ersatzmittel, Lindenblüthenthee mit Milch, Zuflucht nehmen mußte.

Wie gesund und kräftig das Kind war, bewies es am besten dadurch, daß es sich schon vierthalb Monate nach seiner Geburt als ein wackerer Kamerad auf der kleinen Luftreise erwies, welche seine glücklichen Eltern, die es nicht über das Herz bringen konnten, sich auch nur für kurze Zeit von ihm zu trennen, mit ihm und dem jungen Grafen Dietrichstein in der ersten Hälfte des Juli 1818 von Genf nach Chamouny unternahmen.

Die Art, in welcher dieſes Project verwirklicht wurde, muß für den heutigen Geſchmack wohl eine etwas abenteuerliche genannt werden. Der ſanft anſteigende Weg von Genf bis Saint-Martin bei Sallanches wurde von der Reiſegeſellſchaft auf guter Straße bequem im Wagen, von da aber in ganz eigenthümlicher Weiſe zurückgelegt. Es wurde die folgende Karawane formirt: voran ritt der damals zwanzigjährige Graf Dietrichſtein auf einem ſtarken Gebirgspferde. Hinter ihm ſchritt ein kräftiger Mann mit einem ihm feſt auf den Rücken gebundenen Tragkorbe, in welchem mein kleiner Bruder lag. Ihm folgte mein Elternpaar, auf Maulthieren reitend, und hinter ihnen desgleichen die Wärterin des Kindes.

In einer kleinen Schilderung dieſes Ausfluges, welche mein Vater damals entwarf, gedenkt er mit wahrem Entzücken des Gefühles der Seligkeit, das ihn durchdrang, als er mit der heißgeliebten Gattin, mit ſeinem Kinde und ſeinem jugendlichen Freunde durch die überwältigend prachtvolle Gegend dahinritt. Auch meine Mutter, welche ſich nur ſehr ſchwer und auf eindringlichſtes Zureden herbeigelaſſen hatte, ſich und ihr Kind an der Expedition zu betheiligen, verſchloß ſich dem Gefühle der Bewunderung nicht ganz. Aber es war doch durch die Angſt paralyſirt, welche ſie für ihren Kleinen, obgleich derſelbe faſt während des ganzen Weges vor ihren Augen aufs Sanfteſte ſchlief, unausgeſetzt empfand. „Das Herz zitterte mir im Leibe," ſchrieb ſie an ihre ältere Schweſter, „und mir war ganz kalt." Und noch weniger machte ihr Chamouny ſelbſt einen gewinnenden Eindruck. Viel zu froſtig und eiſig fand ſie die dortige Natur, und lebhaft ſtimmte ſie Dietrichſtein's Bemerkung bei, nur ein Menſchenhaſſer könnte ſich Chamouny freiwillig

zum Aufenthalte wählen. Und obschon sie auf einigen Punkten, wie an der Source de l'Arveyron und auf dem Glacier des Bossons sich an der Großartigkeit der Natur gleichfalls erfreute, war sie doch innerlich froh, als sie insgesammt wohlbehalten nach der so schön gelegenen traulichen Villa in Chougny bei Genf zurückgekehrt waren, die sie den Sommer hindurch bewohnten.

Den Winter von 1818 auf 1819 brachten meine Eltern wieder in der Stadt selbst zu. Er verlief nicht weniger angenehm für sie als dies mit seinem Vorgänger der Fall gewesen war. Aber noch nahte dieser zweite Winteraufenthalt in Genf nicht völlig seinem Ende, da wurde es immer gewisser, daß das für sie so glückliche Verweilen in dieser Stadt, sowie überhaupt das Verhältniß, in welchem mein Vater bisher zu dem jungen Grafen Dietrichstein stand, allmälig einen Abschluß finden müsse, denn im Interesse Beider ließ sich dasselbe wenigstens in seiner bisherigen Gestalt nicht mehr aufrecht erhalten. Mein Vater mußte nach fast zweijähriger Abwesenheit doch endlich wieder in seine amtliche Stellung im kaiserlichen Münz- und Antikencabinete zurücktreten, wenn er ihr nicht völlig entsagen wollte. Graf Dietrichstein aber war eben im Begriffe, sein einundzwanzigstes Lebensjahr zu vollenden, und er konnte daher unmöglich länger unter der bisherigen Bevormundung meines Vaters bleiben. „Ihren Beistand, Ihren Rath, Ihre Leitung," schrieb der Fürst dem Letzteren, „soll er ferner mit Vertrauen benützen, jedoch anfangen, „mit eigenen Flügeln zu fliegen. Dies soll unseren Vertrag „zwischen Ihnen und mir nicht seiner möglichsten Er„füllung berauben, wozu sich verschiedene Modalitäten finden „werden." Und schon zwei Jahre später, im Februar 1821

gründete Graf Dietrichstein, noch nicht ganz dreiundzwanzig Jahre alt, durch seine Vermälung mit der Gräfin Gabriele Wratislaw seinen eigenen Herd.

In der zweiten Hälfte des März 1819 fand der Aufbruch von Genf und in den ersten Apriltagen die Ankunft in Wien statt. Es scheint, daß die kleine Reisegesellschaft die Fahrt bis Linz und St. Florian gemeinsam zurücklegte. Im Stifte sahen meine Eltern den Bruder, der inzwischen durch seine einstimmige Erwählung zum Stiftsdechant auf den zweiten Platz nach dem damals schon hochbetagten Prälaten Michael Ziegler gestellt worden war, und auch die Eltern wieder, welche eigens von Leopoldschlag nach St. Florian gekommen waren, um den erstgebornen Enkel ihres Namens zu begrüßen.

Von St. Florian eilte mein Vater mit Dietrichstein voraus nach Wien, während ihnen meine Mutter mit ihrem Kinde nach einigen Tagen folgte. Am 7. April traf auch sie in Wien ein, und nun bezogen meine Eltern ein Absteigquartier unter den Tuchlauben, dann aber eine bescheidene Wohnung im dritten Stockwerke eines auch jetzt noch vorhandenen unscheinbaren Hauses in der Praterstraße, welches heutzutage die Nummer 48 trägt. In diesem Hause kam ich am 10. Juli 1819, und zwar in dem kleinen Zimmer zur Welt, dessen Fenster das letzte in der Richtung gegen den Prater ist. In der gerade gegenüberliegenden Johanniskirche wurde ich getauft, und der jugendliche Freund meiner Eltern, Graf Joseph Dietrichstein fungirte dabei als mein Pathe. Mit stets sich wiederholender Heiterkeit erzählte er mir oft, und mein Vater bestätigte die Wahrheit dieser Anekdote, daß der italienische Geistliche, der mich taufte, die in dem Ritual vorgeschriebenen Worte fehlerhaft ausgesprochen und

gefragt habe: „Widerſagſt Du dem böſen Feinde und ſeinem „Hofrath?“ während es doch „ſeiner Hoffart“ hätte heißen ſollen. Lachend folgerte Dietrichſtein hieraus, ich würde es im Staatsdienſte nie bis zum Range eines Hofrathes bringen können, weil ich ja ſchon bei der Taufe hierauf Verzicht geleiſtet habe.

II.

Kindheit und Jugendzeit.

1819—1836.

Kinderjahre in Wien.

Meine Eltern behielten ihre Wohnung in der Praterstraße nicht lang, sondern sie bezogen bald eine solche in einem Hause in der Währingerstraße, das auf dem Platze sich befand, auf welchem jetzt ein von dem seither verstorbenen Grafen Otto Chotek errichteter Neubau steht. Sie war wohl hauptsächlich wegen der unmittelbaren Nähe des Dietrichstein'schen Gartens gewählt worden, hatte aber auch außerdem sehr viele Vorzüge. Sie bestand aus hohen und luftigen Zimmern, war für die wenig zahlreiche Familie meiner Eltern hinreichend geräumig und besaß einen großen Hof, der uns Kindern zum Spielplatze diente. Der Eingang in den gleichfalls vorhandenen Garten, den sich der Besitzer des Hauses, der Kunsthändler Mollo vorbehielt, war uns leider versagt, aber wir wurden hiefür durch die Erlaubniß einer unbeschränkten Benützung des weit ausgedehnten, damals allerdings etwas verwilderten, dafür aber um so schattigeren Gartens des Fürsten Dietrichstein mehr als entschädigt.

Ueber die Zeit meiner früheſten Kindheit, von der ich natürlich selbst nichts mehr weiß, sind keinerlei Aufzeichnungen meiner Eltern vorhanden. Nur das kann ich sagen, daß Anfangs Juni 1820 mein Vater sich für kurze

Zeit von Wien entfernte, um der am 6. dieſes Monats in Leopoldſchlag ſtattfindenden goldenen Hochzeit ſeiner Eltern beizuwohnen; ſein Bruder, den er in St. Florian abholte, vollzog die kirchliche Function bei dieſem Feſte. Von ſechs verheirateten Kindern beſaß das Jubelpaar damals einunddreißig Enkel und eine Urenkelin, von denen der größere Theil der Feierlichkeit beiwohnte. Meinen beiden Eltern gab dieſe kurze Trennung Gelegenheit zum Austauſche der zärtlichſten Briefe, meinem Vater aber zu einer Bemerkung, die in dem letzten derſelben vorkommt, und die ich ſchon aus Eitelkeit nicht ganz übergehen kann. „Mach',“ ſchrieb er am 4. Juni an meine Mutter, „daß Hektor nicht weniger „lärmt, wenn ich komme, und daß Alfred nicht weniger „deutſcher Engel ſei!“

Alſo noch nicht ein Jahr alt und ſchon ein deutſcher Engel! Der erſte Lobſpruch in meinem Leben, der wohl ebenſowenig verdient war als gar viele, die ihm folgten.

Nicht weiter als bis zum Jahre 1823 reichen meine Erinnerungen in meine Kindeszeit zurück, dieſe aber leben dafür ungemein deutlich in meinem Gedächtniß. Meine Eltern hatten beſchloſſen, daß meine Mutter mit uns Beiden den Sommer in Oberöſterreich, und zwar zum kleineren Theile in St. Florian und zum größeren in Leopoldſchlag zubringen ſolle. Dorthin werde unſer Vater uns nachkommen und nach einem gemeinſchaftlichen Aufenthalte daſelbſt mit uns die Rückreiſe antreten.

In den letzten Tagen des Juli trafen wir mit unſerer Mutter in St. Florian ein, und lebhaft erinnere ich mich des imponirenden Eindruckes, welchen der erſte Anblick des prächtigen Stiftsgebäudes auf uns hervorbrachte. Auf dem Rückſitze des Wagens knieten wir, als derſelbe den Berg

hinauffuhr, auf welchem das Stift liegt, und eifrig drängten wir uns an das hinter dem Sitze des Kutschers befindliche Fenster, um nur ja das herrliche Schauspiel recht zu genießen. Oben angelangt, wurden wir, da der Prälat Ziegler im vergangenen Winter gestorben war, von unserem Onkel als einstweiligem Vorstande des Stiftes mit großer Herzlichkeit empfangen.

Es lag in der Natur der Sache, daß damals in St. Florian die bald bevorstehende Prälatenwahl die Menschen unausgesetzt beschäftigte. Auf meinen Onkel, als Dechant des Stiftes, waren natürlich Aller Augen gerichtet, aber es gab auch eine starke Partei unter den Geistlichen, welche einem Anderen ihrer Mitbrüder, Namens Mayerhofer, den Vorzug gab. Diese wichtige Frage bildete oft den Gegenstand ernsten Gespräches zwischen meiner Mutter und ihrem Schwager. Während sie gleich meinem Vater nicht nur in seinem eigenen Interesse, sondern kaum weniger in dem des Stiftes seine Erwählung lebhaft herbeiwünschte, war auch er selbst vielleicht innerlich nicht vollkommen frei von dem leicht erklärlichen Wunsche, diesen ersten Platz einzunehmen in der Laufbahn, die er gewählt hatte. Aber andererseits folgte er doch wieder nur den Gründen seiner Vernunft und dem Gewichte seiner reiflichen Erwägung, wenn er sich recht ernstlich gegen seine Wahl sträubte. Unerschöpflich war er in der Aufzählung alles dessen, was ihm fehle, um ein vollkommen tüchtiger Prälat zu sein, aber freilich blieb er auch die Antwort auf die Frage schuldig, wo denn derjenige sei, der alle die Eigenschaften besitze, die er hiezu für nöthig erachte. Er werde, so meinte er außerdem, weit, weit glücklicher auf einer Pfarre als in der Stellung des Hauptes eines so großen Gemeinwesens sein, und dagegen ließ sich allerdings nicht viel Begründetes

einwenden. Vollends waren seine Handlungen alle dahin gerichtet, es Jedermann deutlich erkennbar zu machen, daß er seine Stellung als Stiftsdechant nicht zur Sicherung seiner eigenen Erwählung mißbrauche, sondern daß er sie eher dazu anwende, diejenige seines Rivalen zu fördern.

Uns Knaben, die wir damals erst fünf und vier Jahre zählten, lag freilich diese Sache vollständig fern, und wahrscheinlich wußten wir auch gar nichts von ihr. „Die „Kinder," schreibt meine Mutter zu jener Zeit über uns, „sind wohl und gesund und unterrichten sich hier sehr. „Sie waren im Brauhaus, im Meierhof, sind schon auf „Pferden gesessen, haben einen Ochsen schlachten gesehen, und „gestern hat sie der Küchenmeister in den Obstgarten geführt, „um ihnen die Bäume zu zeigen und sie selbe unterscheiden „zu lehren. Auch hier gefällt Alfred allen Leuten, Hektor aber „Deinem Bruder besser, an den er sich recht innig drängt."

Nach einem etwa zehntägigen Aufenthalte in St. Florian brach meine Mutter mit uns von dort auf. Onkel Moser holte uns mit seinem Wagen von Linz ab und führte uns nach Leopoldschlag, zu einem weit fröhlicheren Aufenthalte, als ihn meine Mutter das erste Mal dort gemacht hatte. Wenn sie sich auch aufs Innigste nach unserem Vater sehnte und dieser Empfindung in jedem ihrer zahlreichen und ausführlichen Briefe an ihn recht wehmüthigen Ausdruck verlieh, so konnte doch diesmal das Gefühl der Vereinsamung nicht über sie kommen, welches sie das erste Mal so sehr bedrückt hatte.

Daß dies jetzt nicht wieder geschehe, dafür sorgten schon wir Knaben in hinlänglichem Maße. „Unsere Buben „treiben es entsetzlich," berichtet die Mutter über uns, „über„all heißt es dabei sein, und da haben sie sich einen tüchtigen

„Schnupfen geholt, aber das thut ja nichts. Beſonders „Hektor wird recht muthig.“ Und ein anderes Mal ſagt ſie über uns: „Die Kinder dreſchen heute. Sie haben ſich „bei der Frage nach ihrem Lieblingsorte ganz für Leopold„ſchlag erklärt. So aufmerkſam hört Hektor immer Deine „Briefe an und ſagt: „„O der gute, der liebe Vater.““ „Die Mutter und Deine älteſte Schweſter ſagen, er ſei Dir „aus dem Geſichte geriſſen und mache es gerade wie Du mit „der Mutter, als Du klein warſt und ſo an ihr hin- und her„ſtricheſt mit der Hand und ihr ſo ins Geſicht tätſcheltest. „Deine anderen Schweſtern finden, Alfred ſehe Dir ganz „ähnlich, und im Markte ſagt Alles: „„Der Große iſt „der Vater, der Andere der Geiſtliche.““ Aber beide „Buben ſind brav. Sie fürchten das Waſſer ſehr, aber „nicht den Koth und das Klettern und ſehen aus wie die „Schweine, die Alfred alle Tage nach Ungarn in den „Thiergarten, wie er ihre Umzäunung nennt, treiben muß. „Geſtern erzählte ich Deinen Eltern den Spaß, daß mein „Bruder Heinrich mich immer ſo glücklich preiſt, der alber„nen Kinder wegen. Da legt Alfred über eine Weile den „Löffel weg, neigt ſein Köpfchen ſeitwärts und ſagt mit „ſeinem eigenen ſchlauen Lächeln: „„Ja, ja, Du glückliche „Mutter, denn Deine Kinder ſind gar ſo brav.““ Er war „zum Freſſen und Deine Eltern haben gelacht, daß ihnen „die Thränen herabliefen.“

„Die Buben haben es heute wieder wüthend getrie„ben,“ heißt es ein drittes Mal, „aber es iſt nichts ge„ſchehen; ich war immer auf ihren Ferſen.“

Allzeit ging es jedoch in dem kleinen Hauſe voll Menſchen nicht ganz ſo toll zu, als man nach dem eben Geſagten zu glauben verſucht wäre. Einmal ſchildert meine

Mutter in einem Briefe an meinen Vater einen Besuch, den sie von zweien ihrer Schwägerinnen erhielt, während die jüngste derselben ohnedies bei dem Vater wohnte. „Du „kannst Dir gar nicht vorstellen, wie rührend es bei uns „war. Ich las Deinen schönen, dankbaren Brief vor. Wie „es mir bei derlei Dingen geht, weißt Du wohl; ich verlor „die Fassung und konnte nicht mehr weiter. Der Vater „begann zu weinen, darüber brach mir die Stimme ganz, die „beiden Schwestern, Klara und Leonore, weinten laut vor „Rührung; nur die wackere Mutter saß still und mit gefal„teten Händen da, ohne zu weinen. Es ist wahr, sie ist viel „vernünftiger, denn ich weine schon jetzt wieder ein klein „wenig. Aber hätte sie laut gelesen wie ich, so hätte wohl „auch ihr die Stimme versagt. Mir kommt Deine gute „Mutter jetzt noch viel freundlicher vor als vor sechs Jahren. „Als ich schließlich sagte, Du seiest ein so guter, dankbarer „Sohn, entgegnete sie: „„Ja wohl, genug, genug dankbar““, „und dabei war auch ihre Stimme recht leise. Du Guter, „Theurer, wie wir Dich Alle doch gar so lieb haben!“

Unerschöpflich werden die Briefe unserer guten Mutter an unseren Vater, wenn sie auf ihre, auf unsere Liebe zu ihm zu reden kommt. In rührenden Worten schildert sie die Art und Weise, in der sie damals mit uns die Feier seines Namenstages beging. Ihr überaus gutmüthiger Schwager Moser hatte ihr zum Troste im Jahre 1817 auf einer Anhöhe in nächster Nähe seines Hauses, des sogenannten Geyerhammer, am Rande des Waldes eine Denksäule mit dem Bilde des Schutzheiligen meines Vaters errichten lassen. Am Vorabende des 27. August wanderten wir allein mit unserer Mutter nach dem Geyerhammer, um dort zu schlafen und gleich am nächsten Morgen unsere Andacht

bei der Denksäule zu verrichten. Wie freudig überrascht war jedoch meine Mutter, als sie des Abends gewahr wurde, daß drei Lampen dort oben brannten.

„Wir gingen," schrieb sie darüber am folgenden Tage an meinen Vater, „vom schönsten Mondlichte beleuchtet, um „neun Uhr hinauf. Du weißt, wie leicht Manches und „schon gar Alles, was Dich angeht, auf mich wirkt, aber „dieser Augenblick war erhebend. Die Stille, die helle „warme Mondnacht, der leise laue Luftzug bei dem Denk„mal meiner Liebe und meiner ängstlichen Sorge, meine „beiden Söhne, die Freude und vielleicht einst der Stolz „unseres elterlichen Gefühls, still und in sich gekehrt knieend „neben mir, Alles vereint im andächtigen Gebet für Dein „Wohl, Deinen Frieden, Deine Zufriedenheit. Alle In„brunst meiner Liebe zu Dir, aller Dank für Dein Ver„trauen, Deine schöne Neigung zu mir, Alles, was ich für „Dich fühle und nicht nennen kann, vereinigte sich in zwei „süße, wohlthätige Thränen, die auf meine andächtig ge„falteten Hände herabrollten."

Aber wie es schon gewöhnlich so geht im Leben, wurde auch die friedliche Idylle dieser stillen Tage in Leopoldschlag durch einen hie und da gar lebhaften Streit manchmal recht unerquicklich gestört. Derselbe drehte sich um die bevorstehende Prälatenwahl in St. Florian, und während mein Großvater aufs Innigste wünschte, daß sie auf seinen Sohn falle, meinte die Großmutter, er werde sich auf einer guten Pfarre weit glücklicher fühlen. Mitten in diese manchmal nicht ganz ohne Erbitterung geführten Debatten fiel die Nachricht von dem Ergebnisse der Wahl, die wirklich meinen Onkel getroffen hatte. So mächtig war die Wirkung derselben auf seine Eltern und Geschwister,

daß dem glänzenden Resultate gegenüber jede Stimme, die sich früher im entgegengesetzten Sinne ausgesprochen hatte, allmälig verstummte.

Im Herbste des Jahres 1823 kehrten meine Eltern und wir mit einem Familienzuwachse nach Wien zurück. Während des Aufenthaltes meiner Mutter in Leopoldschlag schloß sich ein kleines, damals kaum fünf Jahre zählendes Mädchen, das vorletzte Kind ihrer jüngsten Schwägerin Klara, mit einer Innigkeit an sie an, welche für das ohnedies so warm fühlende Herz meiner Mutter etwas ungemein Rührendes hatte. „Es ist wirklich unbeschreiblich," schrieb sie einmal meinem Vater, „wie das kleine Mädchen Deiner Schwester „an mir hängt. Gestern schenkte ihr ein barmherziger „Bruder einen Ring, und die arme Kleine gab sich alle „Mühe, mir ihn an die Uhr zu hängen. Du armes gutes „Kind, wie wenig glücklich sind die Zeichen, die um Deine „Wiege standen! Ich getraue mich kaum hierüber etwas „zu sagen, aber ich fürchte, Deine arme Schwester wird „nichts für ihre Kinder zu thun im Stande sein, und das „liebe kleine Mädchen könnte recht viel werden; es ist ein „so gutes und nachgiebiges Kind."

„Sieh, gar so oft," heißt es in einem anderen Briefe an meinen Vater, „denke ich mir, ob uns vielleicht der „Himmel ein Mädchen vorenthielt, damit wir eines Deiner „Schwestern annehmen und bei uns versorgen und erziehen „sollten." Einstweilen ließ es meine Mutter bei diesen Präliminarien bewenden, als aber mein Vater nach Leopoldschlag kam, rückte sie mit ihrem Anliegen neuerdings hervor. Eine mächtige Verbündete fand sie an ihrer Schwiegermutter, der wieder das Interesse ihrer vom Schicksale recht hart mitgenommenen Lieblingstochter Klara und ihrer Kinder

besonders am Herzen lag. Gar zu hartnäckig scheint übrigens auch der Widerstand meines im Allgemeinen und insbesondere gegen die Mitglieder seiner Familie ungemein wohlwollenden Vaters nicht gewesen zu sein, und so wanderte denn die kleine Nanny im Herbste mit uns nach Wien. Sie und ich schlossen uns besonders innig an einander, während Hektor sich weit spröder gegen die neue Ziehschwester verhielt.

1824 wiederholte meine Mutter, jetzt mit drei Kindern, den Ausflug nach St. Florian, wo sie schon am Tage der Sonnwendfeier eintraf. Von der äußerst primitiven Art, in der damals diese Reisen bewerkstelligt wurden, kann man sich heutzutage kaum mehr einen Begriff machen. Einige Tage vor Antritt einer solchen Fahrt begab sich mein Vater in das Gasthaus „zur Dreifaltigkeit", wo die St. Pöltener Lohnkutscher einkehrten. Mit einem von ihnen wurde er handelseins und derselbe erschien dann am Tage der Abfahrt am frühesten Morgen, etwa um vier, spätestens um fünf Uhr in der Währingergasse vor unserer Wohnung. Am ersten Tage trafen wir ungefähr um fünf Uhr Abends in St. Pölten ein, wo wir mit der Mutter regelmäßig die gute Frau Streins besuchten, bei der sie noch als Kind vergnügte Tage zugebracht hatte. Am nächsten Morgen ging es mit frischen Pferden weiter, aber auch nur bis Amstetten, wo neuerdings übernachtet wurde und der eiserne Ritter auf dem Marktplatze ein gar lieber Bekannter von uns Knaben war. Ueber Strengberg, wo die freundliche Postmeisterin, welche dereinst meinen Onkel Heinrich, der auf einer Reise in ihrem Hause ernstlich erkrankt war, mit großer Sorgfalt gepflegt hatte, uns allzeit zuvorkommend empfing, kamen wir erst am dritten Tage nach St. Florian, wo die beste Aufnahme unser harrte.

Von kaum kürzerer Dauer, aber mit noch weit größerer Umständlichkeit und Unbequemlichkeit verbunden war die Rückkehr nach Wien. Mit einem Wagen des Stiftes St. Florian fuhren wir bis an das rechte Ufer der Donau gegenüber von Mauthausen. In den damals ganz verödeten Auen stiegen wir aus und schrieen nun aus Leibeskräften über den Strom, die Schiffer in Mauthausen aufmerksam zu machen, daß sie uns holen sollten. Nachdem dies geschehen war, mußten wir warten, bis eines der an bestimmten Tagen vorüberkommenden Flöße, meistens das sogenannte Münchner Floß oder die Regensburger Ordinari, vorüberkam und uns zur Weiterfahrt aufnahm. Mit demselben erreichten wir, wenn es gut ging, am ersten Abende Marbach am Fuße des Wallfahrtsortes Maria Taferl, am zweiten Nußdorf vor Wien, von wo wir mit einem recht primitiven Vehikel, Zeiselwagen genannt, nach der Stadt fuhren. Da aber diese Rückkehr immer nur im Spätherbste stattfand, zu welcher Jahreszeit manchmal die dichten Nebel auf der Donau längeren und recht unfreiwilligen Aufenthalt verursachten, so mußte in solchen Fällen auch noch in Zwentendorf übernachtet werden, und wir kamen dann erst am dritten Tage nach Wien.

Hatte im vergangenen Jahre die Richtschnur, welche mein Vater für uns Knaben vorzeichnete, dahin gelautet, die Mutter möge uns nur recht lustig in die Welt hineintollen lassen, so war in dieser Beziehung jetzt die Aenderung eingetreten, wir sollten tüchtig zum Lernen angehalten werden. Denn in der ersteren Richtung war wohl allmälig vielleicht zu viel geschehen, und insbesondere Hektor gab durch seinen Ungehorsam und seine Wildheit der Mutter häufigen Anlaß zu Klagen, die freilich immer wieder durch die gleichzeitig

durchschimmernde Liebe zu dem prächtig gedeihenden Knaben gar sehr an Bitterkeit verloren. Zum Beweise setze ich hier bei, was sie am 2. Juli über eine Tags zuvor stattgefundene Fahrt von St. Florian nach Linz meinem Vater berichtet. „Hektor bat, auf dem Bocke sitzen zu dürfen," so schreibt sie, „ich erlaubte es, da der Kutscher vorsichtig und klug „ist. Wir fuhren vielleicht dreiviertel Stunden im herr„lichsten Wetter, als es sich plötzlich verfinsterte und sehr „stark zu regnen begann. Natürlich ließ sich Hektor nicht „bewegen, in den Wagen zu kommen; ich sagte auch nicht „viel, da ich erstens weiß, daß er ohnehin nicht folgt, und „zweitens bin ich froh, wenn er etwas probirt. Eigentlich „gestehe ich gern, sein kecker Muth, sein Verachten der Ge„fahr, sein Drängen und Wagen gefällt mir sehr; ich möchte „es um Alles nicht zügeln. Als wir in Linz ankamen, „war er jubelnd, aber dabei ganz starr vor Nässe. Ich „zog ihn auf der Stelle vom Kopf bis zu den Füßen um, „gab ihm eine Tasse Camillenthee, und der Bursche war „nach wie vor kreuzwohlauf und wir Beide die besten „Freunde. Weniger gut geht es heute, er war so unge„horsam, erklärte rund heraus, er wolle nichts lernen, ich „dagegen, er bekäme nichts als Suppe; er erhielt auch wirklich „nichts, aber der prächtige Kerl macht sich nichts aus dem „Essen und ist so unbändig wie zuvor. Seit Empfang „Deines ernsten, liebevollen Briefes an ihn war er aber „heute recht still und nachdenkend darüber und versprach „recht folgsam zu sein." Aber er mochte wohl dieser Zusage nicht sehr gewissenhaft nachgekommen sein, denn bald berichtet die Mutter wieder, sein Ungehorsam kenne keine Grenzen und sie sei wider Willen genöthigt gewesen, ihn recht fühlbar und empfindlich zu strafen.

Bisher hatte unsere Mutter, die sich überhaupt uns fast ausschließlich widmete, den Unterricht, den wir frühzeitig erhielten, allein besorgt. Ganz ohne Erfolg scheint ihre Bemühung doch nicht gewesen zu sein, wenigstens finde ich, daß mein Bruder schon im Jahre 1823 und ich im folgenden, also jeder von uns fünf Jahre alt, schon einen, wenn auch nur ganz kleinen Zusatz zu einem Briefe der Mutter an den Vater hinzumalen vermochte, wobei freilich unentschieden bleiben mag, wie viel die führende Hand der Mutter hinzuthat. Zwischen ihr und meinem Onkel, dem Prälaten, der den seltenen sittlichen und geistigen Werth meiner Mutter frühzeitig erkannt hatte und von tiefer Hochachtung für sie durchdrungen war, fanden nun mehrfache Erörterungen über unsere Erziehung und die Nothwendigkeit statt, uns wo möglich noch während unseres Aufenthaltes in St. Florian einen seiner Aufgabe gewachsenen Lehrer zu geben.

Ehe man jedoch hierüber zu einer Vereinbarung gelangt war, unternahm der Onkel mit unserer Mutter und uns Kindern einen kurzen Ausflug nach Leopoldschlag. Man kann sich denken, mit welchem Jubel er dort, wo er zuerst als Prälat erschien, von seinen Eltern, seinen Geschwistern, von der ganzen Ortschaft empfangen wurde. Natürlich fand diese Huldigung zunächst in Gastereien ihren Ausdruck, von denen die ausgiebigste im Moser'schen Hause stattfand. Es charakterisirt meine Mutter, daß sie sich von derselben hinwegstahl, um durch etwa eine halbe Stunde bei der geliebten Denksäule Sehnsuchtsthränen nach dem fernen Gatten zu vergießen. Am selben Abende aber besuchte sie noch die arme Sandel, deren Herz sie sich vor sieben Jahren bei ihrem ersten Aufenthalte in Leopoldschlag gewonnen hatte. „Ich fand sie," so schreibt sie, „auf einem

„Strohsacke, an der Wassersucht krank, ja beinahe sterbend. „Ich glaubte, das Herz müsse mir zerspringen; die Arme „hatte nichts gegessen! Auf der einen Seite ein solcher „Ueberfluß, gleich nebenan ein so großer Mangel. Mutter „schickte ihr noch Abends etwas und versprach mir ein besse„res Bett für sie. Welch armes Leben!“

Kaum waren wir nach St. Florian zurückgekehrt, als endlich ein Lehrer für uns ausfindig gemacht wurde. Ich weiß wirklich nicht mehr, wer es war, aber ich glaube fast, es wird der Chorherr von St. Florian, Friedrich Mayer gewesen sein, der auch nachher noch so oft und so wohlthätig eingriff in unser Leben; wenigstens nennt er sich in einem späteren Briefe ausdrücklich unseren ersten Lehrer. Nur als Curiosum führe ich an, daß ich bei diesen frühesten Lehrstunden meinen Bruder überflügelte und sogar die kleine Nanny ein Gleiches zuwege brachte, während in ziemlich naher Zeit gerade das Gegentheil hievon geschah und es so auch während unserer ganzen langen Studienzeit blieb.

Der Herbst des Jahres 1824 brachte meinem Vater, der seit seiner Rückkehr aus Genf nicht nur den Pflichten seines Amtes aufs Eifrigste nachkam, sondern auch mit ziemlich rasch aufeinander folgenden Publicationen das Gebiet gelehrter Forschung mit nicht ganz gewöhnlichem Erfolge betreten hatte, einen so reichen Zuwachs an Arbeit, daß dies seine wenngleich überaus rüstige Leistungskraft doch fast überstieg. Den dringenden Bitten des Professors der historischen Fächer an der Universität, Martin Wikosch, welcher trotz seines hohen Alters und seiner Kränklichkeit die Enthebung von seinem Posten nicht erlangen konnte, weil man wegen eines Nachfolgers in Verlegenheit war, gab er nach und nahm den Antrag der Studienhofcommission an, den-

ſelben proviſoriſch zu ſuppliren. Damit begann aber eine Zeit der Ueberbürdung für meinen Vater, welche nicht nur die ernſtlichſten Beſorgniſſe meiner Mutter, ſondern auch die ſeines arbeitsgewohnten Bruders erregte. Denn abgeſehen von der eifrigen Erfüllung der Pflichten, welche die Anſtellung meines Vaters am Antikencabinete ihm auferlegte, mußte er jeden Augenblick, den er nicht daſelbſt zubrachte, auf ſeine Lehrkanzel verwenden, welche nicht weniger als vier verſchiedene Fächer, und zwar die Weltgeſchichte, die öſterreichiſche Staatengeſchichte, die Heraldik und die Diplomatik umfaßte. Ja er mußte in einigen derſelben, insbeſondere den letzteren, ſich durch eifriges Studium erſt ſelbſt zum Vortrage befähigen. Und endlich galt es, für das wichtigſte dieſer Fächer, die Geſchichte Oeſterreichs, durch weit ablenkende Detailſtudien den literariſchen Stoff anzuſammeln, da ein die Ergebniſſe der einzelnen Forſchungen zuſammenfaſſendes Handbuch nicht exiſtirte. Der Entwerfung eines ſolchen waren nun vorzugsweiſe die Abendſtunden gewidmet, während die Zeit von halb acht Uhr Morgens bis halb fünf Uhr Nachmittags durch das Antikencabinet und die Vorleſungen an der Univerſität in Anſpruch genommen war.

Gegen eine derartige Ueberladung mit aufreibender Arbeit erhob nun der ältere Bruder recht eindringliche Vorſtellung. „Wie geht es Dir," ſchrieb er im März 1825 meinem Vater, „mit Deinem Proviſorium? Bei Kraft und „Luſt hält ſich's in Deiner Lage freilich auf einige Zeit aus, „aber auch damit nur auf einige Zeit. Von halb acht bis „halb fünf Uhr in Einem fort arbeiten, iſt zu viel. Und „dann erſt nach kurzer Ruhe aufs Neue daran, ſtundenlang „daran, um am folgenden Tage wieder von halb acht bis

„halb fünf Uhr die gleiche Aufgabe zu lösen. Und wie „viel Anderes noch verlierst Du dabei, Deine Frau, Deine „Kinder, und was erntest Du dagegen für Gewinn? Ja „wäge nur Gewinn und Verlust im Zeitlichen und Geistigen, „am Todten und Lebendigen, an schönerem und erquicken„derem Dasein gegen einander ab, und es kann in meinen „Augen nicht zweifelhaft sein, wohin die Schale sich neigt."

Bei der innigen Liebe und der wahren Verehrung, welche mein Vater seinem weit älteren Bruder, seinem Wohlthäter zollte, war es kaum anders möglich, als daß dessen Vorstellungen einen tiefen Eindruck auf ihn hervorbrachten. Dennoch konnten sie wenigstens zu jener Zeit keine thatsächliche Wirkung erzielen, denn es mußte doch als ganz unthunlich erscheinen, daß mein Vater, kurz nachdem er sich einer freilich besonders schweren Aufgabe unterzogen, sich ihrer schon wieder entledigt hätte. Es blieb ihm deshalb nicht viel Anderes übrig, als unverdrossen fortzuarbeiten in Erfüllung derselben. „Daher gehören die vier „Jahre," sagt sein hochverdienter Biograph, Dr. Friedrich Kenner, „in welchen er die Lehrkanzel versah, zu den „schwersten und angestrengtesten seines Lebens; sie zeigen „uns aber auch den pflichttreuen Mann von der glänzendsten „Seite, indem er durch Verwaltung des neuen Amtes nicht „eine Stunde des Dienstes in der Anstalt versäumte, dessen „Geschäfte er ganz wie sonst fortführte. Neben der eigenen „Vorbereitung auf die Vorlesungen trieb er das Selbst„studium fremder Sprachen fort, neben der zeitraubenden „Beurtheilung umfangreicher Concurrenzarbeiten, mit denen „ihn das Universitätsconsistorium zum Oefteren „„beehrte"", „steht er schon 1825 in brieflichem Verkehre mit dem hoch„verdienten Historiker Franz Kurz über den Mangel eines

„Lehrbuches für österreichische Geschichte, und trotz der väter-
„lichen Abmahnungen desselben vor zu großen Anstren-
„gungen, und obwohl er 1826 auch die numismatische
„Lehrkanzel versehen mußte, schrieb er schon im Herbste
„dieses Jahres die Vorrede zu dem vollendeten Manuscripte
„seiner Geschichte des Kaiserthums Oesterreich, welche im
„nächsten Jahre erschien.“ Und wenn auch diese Arbeit von den neueren Forschungen so ziemlich nach jeder Richtung hin weit überflügelt wurde, so läßt sich doch nicht verkennen, daß sie damals dem beabsichtigten Zwecke vollkommen entsprach und das Lob verdiente, das ihr Pölitz, wohl der competenteste Richter ertheilte, indem er sie das Resultat eines glücklichen Gedankens und ein verdienstliches Werk nannte. Uns aber erscheint sie als solches besonders wegen der edlen Tendenz und des Geistes inniger Vaterlandsliebe, die sie durchwehen, wichtige Vorzüge, welche sich bei neueren Erscheinungen auf dem Gebiete der österreichischen Geschichtskunde leider manchmal schmerzlich vermissen lassen.

Trotz des wohl entscheidenden Gewichtes der Gründe, die gegen die Ansicht meines Onkels in die Wagschale fielen, hielt derselbe doch an ihnen fest und kam auch im folgenden Jahre noch einmal auf sie zurück. Zur Verstärkung des Eindruckes seiner Vorstellungen wies er diesmal auf die Nothwendigkeit hin, daß mein Vater mehr, als es bisher geschehen, der Erziehung seiner Söhne sich widme. Darum ermahnt er ihn neuerdings ernstlich, sich blos auf das Münz- und Antikencabinet und seine gelehrten Forschungen und Arbeiten zu beschränken, alles Anderen aber, als nur zur Zersplitterung führend, sich möglichst bald zu entledigen.

Es mag meinem Vater nicht leicht geworden sein, den immer wiederkehrenden Vorstellungen seines Bruders zu widerstehen. Einstweilen aber meinte er auf dem einmal eingeschlagenen Wege beharren zu müssen, und so blieb es denn vor der Hand bei demselben. Auch die uns Allen schon so lieb gewordenen Besuche in St. Florian und in Leopoldschlag kehrten in den Sommern 1825 und 1826 wieder zurück, nur mit dem für uns doppelt empfindlichen Unterschiede, daß einerseits mein Vater sich nur durch sehr kurze Zeit an ihnen zu betheiligen vermochte, und daß andererseits in dem Gesundheitszustande meiner Großeltern eine schmerzliche Veränderung vorgegangen war. Beide siechten auffallend dahin, wie denn auch mein Großvater wirklich schon am 30. December 1825 an Altersschwäche starb. Lebhaft erinnere ich mich, wie mein Vater, als die für ihn so erschütternde Nachricht kam, uns Knaben in sein Zimmer rief, wie wir auf sein Geheiß uns niederknieten und unter heißen Thränen die Seele des Verstorbenen Gott empfahlen.

War aus diesen Gründen der Aufenthalt in Leopoldschlag, wo wir im Sommer 1826 die nun verwittwete Großmutter allein und in einem wahrhaft kläglichen Zustande antrafen, nur kurz und traurig, so war dagegen unser Verweilen in St. Florian um so länger und vergnügter. Es war damals eine glückliche Zeit für dieses ungemein schöne Stift. Geistig hochbegabte, wissenschaftlich hervorragende Männer nahmen die vordersten Plätze daselbst ein, Frömmigkeit und Milde erfüllten die Gemüther, und es herrschte eine Urbanität der Umgangsformen, die man auch in vornehmen Kreisen nur selten findet. Am treffendsten charakterisirt dies mein Onkel selbst in einem Briefe an seinen Bruder.

„Ueberhaupt ist Alles," so schreibt er ihm einmal, „so fröh-
„lich um mich her, so gut unter einander, und dabei so
„wohlanständig, so geistlich und so thätig in Amt und
„Beruf, daß ich oft recht heiter mit den Uebrigen bin, diese
„Art zu sein, sowie diese Stimmung um keinen Preis missen
„und nur ja keine Kopfhänger dafür eintauschen wollte."

Für meine Mutter brachte dieser Aufenthalt in St. Florian einen für sie eigentlich neuen und sie wahrhaft beglückenden Genuß. Es war dies der geistliche, der Kirchengesang, und sie spricht sich hierüber in ihren Aufzeichnungen in folgender Weise aus:

„In der Kirche zu St. Florian," so berichtet meine Mutter, „habe ich zuerst empfunden, was *singen* heißt.
„Arneth hatte einmal im Stifte erzählt, daß ich sänge.
„Trotz meiner gewohnten Unbefangenheit hatte ich aber
„nicht den rechten Muth dazu, bis der ehrwürdige Pfarrer
„Kurz meine Bedenken dadurch beseitigte, daß er, der da-
„mals noch in ziemlich guten Jahren stand, vor mir zu
„singen begann. Ein eifriger Schüler des berühmten
„Albrechtsberger, mit einem schönen Bariton begabt, trug
„er einfach und edel eine Arie aus der „„Schöpfung"" vor,
„was mich auf der Stelle dahin brachte, ohne Umstände
„das schöne Duett von Adam und Eva mit ihm zu singen.
„Immer daran gewöhnt, die Kunst vor Augen zu haben,
„das Kunstproduct und nicht den Darstellenden zu beachten,
„hatte es für mich gar nichts Sonderbares, daß mein Adam
„reichlich noch einmal so alt war als ich und im geistlichen
„Gewande da saß; später bemerkten dies die Anderen
„lächelnd. Ich aber hatte einmal die Scheu überwunden
„und mit wahrer Lust sang ich noch Duetten aus der
„„Schweizerfamilie"" und dem „„Waisenhaus"" von Weigl.

„Später ſollte ich es auf den Wunſch meines Schwagers ver-
„ſuchen, in der Kirche zu ſingen, was jedoch auf eine große
„Schwierigkeit ſtieß, indem ich nicht feſt genug in der Muſik
„war und vor dem Mechaniſchen Angſt hatte. Aber der
„ungemein eifrige und muſikaliſch tüchtige Stiftsbeamte
„Scheffler, der mir das ſchöne Offertorium von Preindl
„einſtudierte, fand leicht einen Ausweg, indem er einen
„kleinen Sängerknaben, Namens Hein anwies, auf meiner
„Schulter zu taktiren und mich ſo im Gleichgewichte zu er-
„halten. Es ging gut und ich ſang ſehr oft in der Kirche.
„Vogl, der ſpäter manchmal anweſend war und mir das
„bekannte Lied: „„Süße, heilige Natur““ für das kleine
„Stück: „„Die Erbſchaft““ componirt und einſtudirt hatte,
„war voll Freude, und noch mehr ſchmeichelte mir der Bei-
„fall meines Schwagers, als er ſagte: „„Von der Künſtlerin
„habe ich mir viel erwartet, aber in Ihrem heutigen
„Geſange noch viel mehr gefunden.““ Kurz ſagte: „„Sie
„ſingen ſehr ſchön, denn Sie ſingen andächtig““, und
„Hammer, der freilich damals für mich ſehr eingenommen
„war, meinte, er *ſehe* mich noch lieber ſingen, als er mich
„*höre*, weil er fühle, daß vor der innigen Begeiſterung,
„in der ich ſchwebte, alle Frivolität verſchwände.“

„So war es die Kirche zu St. Florian, welche dieſem
„Zweige meiner künſtleriſchen Fähigkeit Würde und volle
„Bedeutung gab. Denn ſeit dem erſten Tage, an welchem
„ich kirchlichen Geſang vortrug, wußte ich, was ſingen heißt,
„was der Geſang bedeutet, was er wirken kann, wie man
„ein Gebet in Form der Töne und des Geſanges zu em-
„pfinden vermag, wie man ſeine ganze Seele emporträgt und
„aushaucht über die Wolken zum Himmel hinauf, wie man
„eine gottgeweihte Kriegerſchaar zum Streite begeiſtern kann.“

Meine Mutter beendigt auch dieſen Bericht über ihren Kirchengeſang in St. Florian mit eben ſo innigen Dankesworten an ihren verſtorbenen Vater, wie ſie ſich derſelben am Schluſſe der Schilderung ihrer Begegnung mit Beethoven bediente. Sie meint, daß von ihm der Reiz und der Schmelz der Stimme, von ihm die rege Empfänglichkeit für die Ausübung dieſer Kunſt und die heilige Freude an ihr auf ſie übergegangen ſei. Und in ihrem tiefen und aufrichtigen Gefühle der Dankbarkeit vergißt ſie, daß ſich derlei herrliche Gaben durchaus nicht vererben laſſen, und daß ſolches nur dann wenigſtens in gewiſſem Sinne geſchehen kann, wenn ſchon von vorneherein, von Natur aus, möchte ich ſagen, der empfängliche Boden hiefür vorhanden iſt. Für die Richtigkeit meiner Anſicht bin ich ſelbſt ein trauriger Beweis. Schönere, erhebendere Muſik, als ich in meiner Kindheit und Jugend gehört habe, kann auch meiner Mutter in ihrem väterlichen Hauſe nicht dargeboten worden ſein. Und lebhaft erinnere ich mich noch des heiligen Entzückens, das mich als Knabe durchdrang, wenn die Stimme meiner Mutter mit wahrhaft ſeraphiſchem Klange die hochgewölbte Kirche von St. Florian durchtönte. Und dennoch ging nichts von alledem auf mich über, und mein ganzes Leben hindurch klebt mir ein muſikaliſches Unvermögen, ja ein muſikaliſcher Unverſtand an, den ich wahrhaft beklage und der mich der herrlichſten Genüſſe beraubt.

Es muß im Jahre 1826 geweſen ſein, daß Grillparzer auf ſeiner Rückkehr von Deutſchland, wo er Dresden und Berlin, Goethe in Weimar, endlich München beſucht hatte, nach St. Florian kam. Meine Mutter kannte damals Grillparzer noch nicht perſönlich, während ihr ſeine bis dahin entſtandenen dramatiſchen Schöpfungen natürlich

nicht fremd waren. „Eines Tages," ſo erzählt ſie, „kam „ich in St. Florian zu Tiſche und fand ihn bei meinem „Schwager. Wie und mit wem er gekommen war, weiß „ich nicht mehr: ich erinnere mich nur deutlich, daß ich „mich kaum laut zu reden getraute, weil ſeine Gegenwart „mir ſo ſehr imponirte, daß ich fürchtete, dieſes zart und „fein beſaitete Gemüth durch irgend einen Gemeinplatz zu „verletzen, denn daß er melancholiſch und leicht verletzlich „ſei, wußte ich wohl. Kurz ich wagte kaum, mich in das „Geſpräch zu miſchen, bis ſpäter ſeine Natürlichkeit und der „Takt meines Schwagers, der von hundert Dingen ſprach, „nur nicht von der Kunſt, ihn warm machte und auch mir „die Laſt vom Herzen nahm."

„Nachmittags wurde Muſik gemacht, und ich ſang „mit vielem Vergnügen Schubert'ſche Lieder. Da Grill- „parzer gründlich muſikaliſch iſt, ſo wußte er dieſem nach „meiner Meinung ausgezeichnetſten Liedercomponiſten aufs „Tiefſte nachzuempfinden. Nach den Müllerliedern, nach „manchem heiteren Liede brachte ich Wilhelm Meiſter, „und — verzeiht mir die Eitelkeit — nie werde ich den „Augenblick vergeſſen. Nachdem ich das Lied des Harfners: „„Wer ſich der Einſamkeit ergibt"", vollendet hatte, „und er ganz in ſich gekehrt ſo da ſaß und vor ſich hin- „blickte, ſagte Jemand: „„Das iſt ein herrliches Lied!"" „Da ſah er mich wie verwundert an und ſagte leiſe: „„Ja, „man weiß nicht, wo man genug hinhorchen ſoll, auf dieſe „Stimme, dieſe Compoſition oder auf dieſe Worte."" „War das Lob? Um keinen Preis hätte ich irgend ein „Wort herausgebracht, ſo tief erfreute mich ſeine Aeußerung. „Und nun kam erſt der Abend heran. Nach einem kurzen „Spaziergange kehrten wir bald zurück und verfügten uns

„in die Kirche, die vortreffliche Orgel zu hören, was am „Vormittage nicht möglich gewesen, weil der ausgezeichnete „Organist Kattinger nicht zu Hause war, außerdem Gemälde„galerie und Bibliothek diese Stunden weggenommen hatten „und der verehrte Gast am nächsten Morgen mit dem Früh„esten wieder abreisen mußte. Kattinger war ebenfalls hoch„erfreut, vor einem so eminenten Musikkenner und eifrigen „Verehrer Beethovens spielen zu dürfen. Wie ein Sturm „brausten die Orgelklänge daher, denn er verstand es „wahrlich, diesen Wald von Tönen zu bemeistern. Das „Flöten der Nachtigall, das Schmettern der Lerche, die Ge„sänge der Andacht sowie die Posaunen des Weltgerichtes „und der Schlachtenruf der Völker, Alles das schien ihm da „unterthan. Die Kirche war ganz dunkel geworden, tiefe „Stille umgab uns, man hörte athmen. Da präludirte „Kattinger Schubert's „„Ave Maria"", und in heiliger Scheu „und Ehrfurcht sang ich besser als je zuvor und inniger „als jemals nachher dieses herrliche Lied. Was sage ich „Lied? Diesen Hymnus, diesen Sphärengesang, dieses Ton„gebet, das später nie mehr erreicht worden ist."

„Ich war so ergriffen, daß mir die Thränen über „die Wangen liefen und manchen Ton verschlangen; mein „Schwager hatte es von mir verlangt, sonst hätte ich es „nicht gewagt. Es war das erste und letzte Mal, daß ich „ganz allein und zu solcher Zeit in der Kirche sang. Als „ich vom Chor zurückkam, sagte mir Grillparzer, der be„geisterte Dichter, der liebe, brave, melancholische Mensch: „„Das ist ein schöner Tag."" Wie beglückte mich dieses „Wort, wie tief drang es mir ins Herz! Was haben doch „so hochbegabte Menschen für einen Reichthum in ihrer „Macht. Kein Kaiser hätte mir eine solche Freude bereiten

„können. Er, der seltene Dichter, dem so viele Menschen „so herrliche Stunden des Entzückens verdankten, er hatte „einen schönen Tag gehabt, und ich hatte ihm diesen Tag „verschönert; fürwahr ein Gedanke, der mich mit tiefster „und reinster Freude durchdrang!“

In geradem Gegensatze hiezu brachte das Jahr 1827 zwei Todesfälle, welche meinen Eltern zu innigem Schmerze gereichten. Am 30. Januar starb meine Großmutter in Leopoldschlag und am 22. Mai in Wien die Tante, Erzieherin und Wohlthäterin meiner Mutter, die ihr während ihrer Theaterzeit als zwar strenge, aber dafür auch als feste und verläßliche Führerin durchs Leben gedient hatte, wofür ihr meine Mutter immer unbegrenzte Dankbarkeit zollte.

Seit ihrem Tode war nur mehr ein einziges aus der ehedem so zahlreichen Schaar der Geschwister meiner mütterlichen Großmutter am Leben, deren jüngste Schwester Eleonore, welche an den berühmten Geburtsarzt Dr. Johann Lucas Boër verheiratet war.

Selbstverständlich kann es meine Aufgabe nicht sein, die außerordentlichen Verdienste zu schildern, welche Boër als Bahnbrecher auf dem Gebiete der neueren Geburtshilfe sich nicht nur um die Wiener medicinische Schule, sondern, man darf wohl sagen, um die ganze Menschheit erwarb. Umsoweniger habe ich dies hier näher zu erörtern, als ich ja zu jener Zeit gar nicht einmal wußte, welch hervorragenden Platz der liebenswürdige, allzeit heitere Greis in der ärztlichen Welt einnahm, der uns immer mit gleicher Freundlichkeit willkommen hieß, wenn wir, was sehr häufig geschah, unsere Mutter zu einem Besuche bei ihm und seiner Frau, unserer Großtante, begleiten durften. Sie wohnten damals, und wenn ich nicht irre, bis zum Ende ihres Lebens

in dem ſogenannten rothen Hauſe in der Alſervorſtadt, einer dem Fürſten Eſterhazy gehörigen rieſigen Zinskaſerne, die aber jetzt abgebrochen wird und Neubauten Platz machen muß. Für mich wird damit auch wieder eine mir liebgewordene Stätte der Erinnerung vom Erdboden vertilgt.

Der Tod meiner Großtante Nanny brachte in den Lebensverhältniſſen der jüngeren Geſchwiſter meiner Mutter eine gewaltige Aenderung hervor. Dieſelben, mein Onkel Pepi und meine Tante Mimi hatten bisher bei ihrer Tante gelebt; mit der durch ihren Tod herbeigeführten Auflöſung des Haushaltes wurde die Nothwendigkeit für Beide herbeigeführt, ſich anderswo einzuwohnen. Pepi zog zu ſeiner älteſten Schweſter Louiſe, verehlichten Dilg, Mimi aber zu dem älteſten Bruder Heinrich, der als Cabinetscourier in engliſchen Dienſten ſtand und ſich vor nicht langer Zeit mit einer Griechin, Martha Oekonomus, vermält hatte.

Sowohl mein Onkel Pepi als meine Tante Mimi, der Erſtere mehr phlegmatiſcher, die Letztere aber lebhafter Natur, waren ſchwächlich und kränklich, und dieſer bedauerliche Umſtand ſowie der Wunſch, ſie nach dem ſo ſchweren Verluſte, den ſie durch den Tod ihrer Tante erlitten, etwas zu zerſtreuen und zu erheitern, brachte das Project einer Erholungsreiſe nach Salzburg zur Reife, welche meine Mutter mit ihren beiden Geſchwiſtern unternahm. Ich, der ich den Winter über ſtark gehuſtet hatte, durfte ſie begleiten, während mein Bruder bei dem Vater blieb, der ſich, wie mir ſcheint, ſeiner übergroßen Geſchäftslaſt wegen den ganzen Sommer hindurch nicht freimachen konnte.

Um dieſe Zeit begannen wir allmälig den Kinderſchuhen zu entwachſen und ſteckten ſchon mitten im Lernen.

Im September 1826 hatten wir von St. Florian aus an der Hauptſchule zu Steyr mit günſtigem, hoffentlich nicht ganz unverdientem Erfolge eine Prüfung aus der zweiten Normalclaſſe abgelegt, zu der uns der liebenswürdige Freund unſerer Kindheit, der Florianer Stiftsgeiſtliche Friedrich Mayer vorbereitet hatte. Bei dieſem Anlaſſe wurde die Umwandlung des Namens meines Bruders Hektor in Franz zum erſten Male officiell conſtatirt. In dem gleich darauf beginnenden Schuljahre traten wir in die dritte Claſſe der Hauptſchule im k. k. Waiſenhauſe als öffentliche Schüler ein. Nicht nur die Nähe unſerer Wohnung von dieſer Schule, ſondern mehr noch der Umſtand ſcheinen entſcheidend für dieſen Entſchluß meiner Eltern geweſen zu ſein, daß der ihnen ſehr befreundete ausgezeichnete Pädagog Franz Michael Vierthaler, der früher durch zwanzig Jahre in Salzburg eine ungemein ſegensreiche, erſt in neueſter Zeit wieder rühmend anerkannte Thätigkeit auf dem Gebiete des Schulweſens entwickelt hatte, als Director an der Spitze dieſer Anſtalt ſtand.

Indem ich dieſe Zeilen zu Papier bringe, ſehe ich die hohe ehrfurchtgebietende Geſtalt Vierthalers vor mir, wie er gleichwohl uns Knaben liebreich entgegentrat. Leider verloren wir und die Anſtalt mit uns ihn ſchon im folgenden Jahre, indem er am 3. October 1827, vom Schlage gerührt, plötzlich ſtarb. Wir aber brachten auch noch das folgende Schuljahr am Waiſenhauſe, und zwar in der vierten Normalclaſſe zu. Denn einerſeits legte mein Vater, wohl zunächſt aus ökonomiſchen Gründen, ſehr großen Werth darauf, daß wir Brüder eine und dieſelbe Claſſe beſuchten, und andererſeits hatte ich im Sommer 1827 erſt mein achtes Lebensjahr vollendet, und aus dieſem Grunde

wäre auf meine Zulaſſung zum Gymnaſium wohl in keinem Falle zu hoffen geweſen.

Auch im folgenden Jahre, im Herbſte 1828, ging dies nicht ſo ganz leicht von Statten. Als mein Vater uns Beide zur Aufnahme in das Schottengymnaſium dem dicken Profeſſor Pater Sebaſtian Burger vorſtellte, erhob derſelbe bei meinem Bruder, der das Minimalalter von zehn Jahren um etwa ſechs Monate überſchritten hatte, nicht den leiſeſten Anſtand. Als aber die Reihe an mich kam, bemerkte er allſogleich, daß mir noch mehr als neun Monate zum Minimalalter fehlten. Andererſeits ſchien es ihm doch leid zu thun, uns trennen und mich zurückweiſen zu ſollen. „Arneth, Arneth," ſagte er endlich unſchlüſſig, „ſind Sie etwa gar Verwandte des Herrn Prälaten von „St. Florian?" „Der Prälat iſt mein einziger Bruder," erwiderte beſcheiden mein Vater, „und gleich mir wünſcht „er ſehnlich, daß die beiden Knaben die Studien, die ſie „gemeinſam begannen, auch ebenſo fortſetzen können." „Nun, „da machen wir halt dem Herrn Prälaten einen gehorſamen „Diener," ſo lautete die reſolute Antwort des Paters Sebaſtian, und meine Aufnahme war entſchieden.

Damals ſchmeichelte es natürlich meiner kindiſchen Eitelkeit gar ſehr, daß ich hinter meinem Bruder nicht zurückbleiben mußte. Aber erſt viel ſpäter lernte ich auch die bedenkliche Seite der Sache einſehen, welche darin liegt, daß man nicht geiſtige Anforderungen an Kinder ſtellen ſoll, welche ſie wegen ihrer noch nicht hinreichenden Reife weit ſchwerer als ſolche erfüllen können, die ihnen im Alter merkbar voraus ſind. Ich glaube es wenigſtens dieſem Umſtande zuſchreiben zu dürfen, daß ich, obgleich ich nicht gerade viel weniger fleißig und auch kaum viel ſchlechter

veranlagt war als mein Bruder, doch mit demſelben, was den Erfolg unſerer Studien betraf, nie ganz gleichen Schritt halten konnte.

Unmittelbar vor unſerem Eintritte in das Gymnaſium hatte ſich übrigens in Bezug auf unſeren Ferialaufenthalt eine Veränderung zugetragen, welche uns Knaben aufs Höchſte beſchäftigte. An meine Mutter, welche bei der ihr eigenen Tiefe des Gemüthes auch ihre Geſchwiſter und insbeſondere die zwei jüngeren aufs Innigſte liebte, trat die Mahnung heran, für die Geſundheit ihrer kränklichen Schweſter Mimi Ausgiebiges zu thun, und bald ſtand der Entſchluß feſt, daß ſie uns nach Oberöſterreich begleiten ſolle. Aber ſich mit ihr ebenfalls in St. Florian einzuquartieren und daher, wenn man auch die kleine Nanny hinzurechnet, mit drei weiblichen Weſen in dieſes geiſtliche Haus einzuziehen, ſchien doch kaum ausführbar zu ſein. Da wurde denn ein ſich darbietender Ausweg mit Freude begrüßt und allſogleich verwirklicht.

Das Stift St. Florian beſaß damals noch das Schloß Tillysburg, ein ziemlich weitläufiges Gebäude mit vier Eckthürmen, welches in der Entfernung einer kleinen Wegſtunde von St. Florian auf einem anſehnlichen, eine weit ausgedehnte Fernſicht gewährenden Hügel liegt. Das im Ganzen ziemlich vernachläſſigte Schloß war bis in die letztere Zeit nur von dem herrſchaftlichen Verwalter, dort Pfleger genannt, und dem Förſter bewohnt worden. Der Letztere blieb, die gut erhaltene Wohnung des Erſteren aber wurde dadurch frei, daß die Adminiſtration der Herrſchaft Tillysburg mit der von St. Florian vereinigt worden war. Der Onkel Prälat trug nun unſerem Vater die Wohnung in Tillysburg zur Benützung an. Dieſer entſchloß ſich zwar

ungern zu dem Tauſche, denn der Umgang mit ſeinem Bruder und mit ſo vielen anderen, zum Theile hochgebildeten Stiftsgeiſtlichen, die bequeme Benützung der reichen Bibliothek, der Beſuch der Gemäldegalerie und die Beſchäftigung mit der werthvollen Münzenſammlung bildeten ja die eigentlichen Anziehungspunkte für ihn. Unſere Mutter hingegen ſtimmte bereitwillig zu, denn bei vorübergehenden Beſuchen hatte es ihr in Tillysburg außerordentlich gefallen, und für ſich ſelbſt wie für uns verſprach ſie ſich dort ein freieres Landleben, als dies in St. Florian, wo fortwährend Gäſte kamen und unterhalten ſein wollten, durchführbar zu ſein ſchien. Die Rückſicht auf Mimi entſchied endlich für Tillysburg, und mit lautem Halloh zogen wir Kinder, uns vor Allem der Veränderung freuend, ein in die weiten Räume des bis dahin ziemlich verödeten Schloſſes.

Die ungebundene Art, in der wir in demſelben und in ſeiner ganz zu unſerer Verfügung ſtehenden Umgebung, insbeſondere im Garten, im Walde, ſowie auf und in dem am Fuße des Schloßberges vorüberfließenden Bache hantirten, war ganz dazu geeignet, unſere phyſiſche Entwicklung, mit ihr aber auch unſeren Muthwillen, ja manchmal hätte man ſchon ſagen können, unſere Ausgelaſſenheit zu fördern. Als ein kleines Beiſpiel will ich anführen, daß eines Tages plötzlich von St. Florian herüber, wo meine Mutter ſich eben befand, durch einen Boten die Nachricht kam, wir Knaben ſollten ſchleunigſt hinübereilen, unſer Vater ſei, und zwar nicht allein, ſondern mit ſeinem Freunde, dem Grafen Dietrichſtein und einem Prinzen Lobkowitz angekommen. Die Herren würden nur kurze Zeit verweilen und ihren projectirten gemeinſchaftlichen Ausflug nach Salzburg und München alsbald fortſetzen.

In dem Aufzuge, in dem wir uns eben befanden, konnten wir selbstverständlich uns nicht nach St. Florian begeben, denn er war wie gewöhnlich zerknittert und beschmutzt. Es hieß also rasch Wäsche und Kleider wechseln, das geschah aber mit einem solchen Spektakel, daß unsere Tante Mimi, die sich wahrscheinlich für unser reputirliches Aussehen verantwortlich fühlte, in heftigen Zorn gerieth und in demselben meinem Bruder, der es am ärgsten trieb, eine ihrer Meinung nach tüchtige Maulschelle verabfolgte. Wie sehr aber stieg erst ihre Entrüstung, als er sich ihr zu Füßen warf und sie um Verabfolgung einer zweiten Ohrfeige bat, denn die erste habe ihm gar so gut geschmeckt.

Man würde uns übrigens Unrecht thun, wenn man glauben würde, wir hätten unsere ganze Ferienzeit in Tillysburg mit derlei Tollheiten zugebracht. Wir mußten nämlich auch ganz tüchtig, ja, ich möchte fast sagen, im Schweiße unseres Angesichtes lernen, denn den fast einstündigen Weg, den wir jetzt freudig nach St. Florian hinüberstürmten, um unseren Vater und den Grafen Dietrichstein wiederzusehen, wanderten wir täglich bei jedem Wetter, im Regenguß wie im glühenden Sonnenstrahl, hin und zurück, um uns zu den Lehrstunden zu verfügen, die ein jüngeres Mitglied des Stiftes, Herr Strasser, in St. Florian uns gab. Wir theilten dieselben mit unserem Vetter Alois Moser, der sich damals bei unserem gemeinschaftlichen Onkel, dem Prälaten, in St. Florian befand, um zum Eintritte in das Linzer, sowie wir zu dem in ein Wiener Gymnasium vorbereitet zu werden. Alois war in der That ein gutes Vorbild für uns, denn einen eifrigeren und fleißigeren Studenten als ihn mag es nur selten gegeben haben. Ausschließlich widmete er sich dem Lernen, alles Uebrige, woran jugendliche Herzen sich so

leicht erfreuen, Poeſie, Kunſt, Lectüre ſchien für ihn kaum zu exiſtiren; er concentrirte ſich auf die Studien und that es daher in ihnen auch uns Beiden zuvor.

Nach Wien zurückgekehrt und in das Gymnaſium bei den Schotten getreten, erreichten wir daſelbſt, von unſeren erſten lateiniſchen Inſtructoren, den Herren Martignoni und Sporn mit Eifer unterſtützt, während der zwei Jahre, welche wir überhaupt an dieſer Lehranſtalt zubrachten, ganz befriedigende Erfolge, die freilich bei meinem Bruder immer glänzender als bei mir waren.

Aber nicht dem Lernen allein war unſere Zeit gewidmet; unſere Mutter ſorgte ſchon dafür, daß wir in unſeren Erholungsſtunden uns mit Dingen beſchäftigten, aus denen unſere jugendlichen Seelen Nutzen ziehen konnten für die Zukunft. Sehr früh ſchon erhielten wir Lehrer für das Zeichnen wie für die Muſik, leider bei mir wenigſtens mit nicht viel Erfolg, und noch heute necke ich manchmal den ſehr verdienten und überaus ehrenwerthen Hofkapellmeiſter Preyer mit der Behauptung, es bilde einen Makel an ſeinem Leben, daß er mein erſter Clavierlehrer war. Von unendlich größerer Wirkung für uns war es, daß unſere Mutter, ſo weit unſer Verſtändniß hiefür zureichte, uns einführte in das Gebiet der Poeſie. Schiller'ſche Gedichte laſen wir mit ihr und lernten ſie auswendig; ſelbſt eine Meiſterin im Vorleſen, unterwies ſie uns darin, und unſer Entzücken ſtieg aufs Höchſte, als wir das erſte Mal bei einer Darſtellung von „Wilhelm Tell" das Burgtheater betreten durften. Möchten doch alle Eltern dieſes Beiſpiel nachahmen und ihre Kinder nicht durch den Beſuch von Luſtſpielen, Poſſen oder gar Balletten allzufrüh abſtumpfen gegen den wahrhaft erhebenden Eindruck, welchen die drama-

tiſche Poeſie in ihrer edelſten Geſtalt auf jugendliche Gemüther hervorbringen kann!

In unſerer Einbildungskraft richtete „Wilhelm Tell“ eine wahre Umwälzung an. Tag und Nacht drehten ſich unſere Gedanken um ihn, und kaum war des Abends die Freiſtunde gekommen, ſo verſetzten wir drei, mein Bruder, unſere Ziehſchweſter Nanny und ich uns in das, was wir euphemiſtiſch unſer Coſtüm nannten, und begannen Jedes drei oder vier Rollen gleichzeitig zu ſpielen. Meinem Bruder als dem Aelteſten fielen zumeiſt Attinghauſen, Walter Fürſt, Werner Stauffacher zu; mit beſonderer Vorliebe aber ſpielte er den grauſamen Geßler. Ich gab Tell und Rudenz den Vorzug, Nanny aber war bald als Hedwig mein Weib oder als Bertha von Bruneck meine Braut.

Im Frühlinge und in der Sommerszeit, die den Ferien vorherging, gab es der Erholung und Unterhaltung ſchon noch mehr. Die größte Wohlthat war es für uns, daß wir freien Zutritt in den in nächſter Nähe unſerer Wohnung gelegenen Dietrichſtein'ſchen Garten genoſſen und uns in demſelben nach Herzensluſt umhertreiben durften. Der nachmals ſo berühmte Clavierviruoſe Sigmund Thalberg lehrte uns daſelbſt, leider nicht Clavierſpielen, ſondern das Gehen auf Stelzen, welches damals die Knaben leidenſchaftlich liebten und in welcher Fertigkeit auch wir es ziemlich weit brachten.

Lieber noch waren uns die Ausflüge auf das Land, wie zu den Familien des hochangeſehenen Arztes Biſchoff und des berühmten Orientaliſten Hammer nach Döbling, oder des in der damaligen Beamtenwelt eine bedeutſame Stellung einnehmenden Hofkanzlers Philipp von Stahl nach Gerſthof, mit deſſen Töchtern unſere Mutter ſehr

befreundet war. Gern wanderten wir auch zur Baronin Pereira, mit welcher unſere Mutter noch von ihrer Theaterzeit her in beiderſeits ſorgfältig aufrecht erhaltenen Beziehungen ſtand; an der Straße von Wien nach Hietzing, wo ſich jetzt das bekannte Etabliſſement Schwender befindet, beſaß die Baronin ein ſchönes Landhaus mit einem Meierhofe und einem ſehr großen Garten. Und mit ganz beſonderer Vorliebe beſuchten wir die verwitwete Baronin Geymüller in Pötzleinsdorf, wo ſie gleichfalls ein geräumiges Landhaus, das ſogenannte Schloß, mit einem weitausgedehnten, noch jetzt exiſtirenden Parke bewohnte. Dort wurden wir nicht nur aufs Freundlichſte bewillkommt, ſondern für unſere Begriffe auch glänzend bewirthet. Der Hauptſpaß aber beſtand darin, daß unſere Mutter und wir am Abende meiſtens mit einem leichten Jagdwagen der Baronin, einer ſogenannten Wurſt, nach der Stadt geführt wurden. Abwechſelnd durfte hiebei einer von uns beiden auf dem Sitze des Bedienten, der in der Jägerſprache der Löffel genannt wurde, Platz nehmen.

Unendlich viel einfacher, aber nicht weniger gemüthlich war die Landpartie, welche einmal im Jahre zu unſerer Milchfrau, der Kiefnerin in Weidling bei Kloſterneuburg, unternommen wurde. Hiezu mußte ſich auch der Vater freimachen und mit uns den Fußweg über Grinzing, das Krapfenwaldl und die Einſattlung des Kahlengebirges, die Sulzwieſe, den Berg hinunter nach Weidling zurücklegen. Dort trieben wir uns den ganzen Tag umher, badeten wenigſtens die Füße im Bache, da er für den ganzen Körper zu ſeicht war, thaten uns bei der Kiefnerin an mitgebrachten oder erſt durch Einkauf beſchafften Victualien gütlich und wanderten des Abends nach Kloſterneuburg,

von wo uns ein Zeiſelwagen müde und ſchläfrig heimbrachte.

Aber alles dies trat weit in den Hintergrund zurück vor dem Jubel, den es in uns erregte, als wir in den letzten Tagen des Mai 1830 mit ausdrücklicher Bewilligung unſeres geiſtlichen Profeſſors unſere Eltern auf einem Ausfluge begleiten durften, den ſie auf Einladung des Grafen Dietrichſtein mit ihm nach Nikolsburg, das damals ſeinem Vater gehörte, unternahmen. Außer dem Bilde des alterthümlichen Schloſſes, an das ich mich, obgleich ich niemals mehr dort war, ebenſo wie an ſeinen Garten deutlich erinnere, habe ich vornehmlich drei Dinge im Gedächtniſſe behalten: den Waldbereiter, der beim Empfange des Grafen durch die Beamten in ſeiner grünen, mit Silber geſtickten Uniform von den Uebrigen vortheilhaft abſtach, die beiden prächtigen Pferde, welche Graf Dietrichſtein und mein Vater auf einem Ausfluge nach der Parzinſel ritten, und endlich den mächtigen Vorſtehhund Janko, der binnen Kurzem mein treuer Spielgenoß wurde.

Darf ich noch einen Rückblick auf die Ereigniſſe werfen, die ſich im Jahre 1830 in Wien zutrugen, ehe wir meine Vaterſtadt für längere Zeit verließen, ſo kann ich das wichtigſte derſelben, die große Ueberſchwemmung, von welcher Wien in der Nacht vom 28. Februar zum 1. März heimgeſucht wurde, nicht mit Stillſchweigen übergehen.

Im Spätherbſte 1829 hatten meine Eltern die Wohnung, in der ſie ſich ſeit zehn Jahren befanden, mit einer anderen, etwas näher an der Stadt gelegenen vertauſcht. Die für ſie entſcheidende Urſache beſtand offenbar in dem Wunſche, etwas mehr Raum zu gewinnen, da ſie deſſen für unſeren neuen Hausgenoſſen, den nachmaligen Stabs-

feldarzt Dr. Leopold Eichler bedurften, der nicht gerade als Lehrer, wohl aber als Mentor und Begleiter bei uns fungirte. Die neue Wohnung lag ganz oben in der heutigen Bergstraße, die damals wenigstens im Volksmunde noch der Ochsenberg hieß, aber ungewöhnlich schön lag. Denn die jetzige Türkenstraße existirte noch nicht, die Fenster der Häuser der Bergstraße genossen also ungehindert die Strahlen der Morgensonne und weithin dehnte sich vor ihnen die Aussicht nicht nur über das Glacis nach der Stadt aus, sondern links hinab über die Niederungen an dem Donaucanale und über sie hinaus nach den Baumgipfeln des Augartens und des Praters.

Am 1. März ungefähr um sieben Uhr Morgens zog unser Zimmergenoß Eichler wie gewöhnlich die Vorhänge an den Fenstern in die Höhe, als ihm ein Schrei des Erstaunens, ja des Entsetzens entfuhr, denn die ganzen niedrig gelegenen Theile der unfern vom Donaucanale gelegenen Vorstädte, das dortige Glacis, die Leopoldstadt, Alles glich, so weit nur das Auge reichte, einem See, auf dem hie und da nicht nur vereinzelte Eisschollen, sondern auch allerlei Hausgeräth und besonders viel Holz umherschwammen. Mit einem Satze waren wir Knaben aus den Betten und bei den Fenstern, das unerhörte Schauspiel ebenfalls zu sehen. Den ganzen Lärm, der doch unfehlbar schon während der Nacht entstanden war, hatten wir völlig verschlafen.

Es versteht sich von selbst, daß geraume Zeit hindurch unsere Gedanken und unsere Einbildungskraft sich mit nichts so sehr als mit dem Unglücke beschäftigten, welches urplötzlich über den ärmsten Theil der Bewohner der betreffenden Vorstädte hereingebrochen war und mehr als siebzig derselben

das Leben gekostet hatte. Und es beglückte uns, daß, nachdem sich die Wasser vorerst nur ein wenig verlaufen hatten, unsere Eltern uns schon erlaubten, die am härtesten mitgenommenen Straßen zu besuchen, den angerichteten Schaden zu betrachten und durch Vertheilung bescheidener Gaben an Geld und an Kleidungsstücken auch ein kleinwenig beizutragen zur Linderung der Noth.

Aber wie sehr waren wir erst entzückt, als unsere Mutter von dem damals allmächtigen Staatskanzler, dem Fürsten Metternich in den schmeichelhaftesten Ausdrücken gebeten wurde, sich durch eine Declamation an dem großen Concerte zu betheiligen, das er veranstaltete, um dessen Erträgniß den durch die Ueberschwemmung Beschädigten zu Gute kommen zu lassen. Am Abende des 4. April, eines Sonntags, fand dieses Concert im großen Redoutensaale unter ungeheurem Zudrange statt. Nicht blos viele Mitglieder vornehmer Familien — ich nenne unter ihnen nur eine Fürstin Lobkowitz, die Gräfinnen Esterhazy, Herberstein, Dietrichstein, Taaffe, Windischgrätz und Wallis, die Grafen Amadé, Kuefstein, Lazanzky, Esterhazy und Mniszek —, auch die ausgezeichnetsten musikalischen Kräfte Wiens wirkten dabei mit. Die Ouverture zur Oper „Semiramide" von Rossini wurde auf acht Clavieren von sechzehn Spielenden aufgeführt. Meine Mutter aber sprach Schiller's Ballade: „Der Graf von Habsburg" mit außerordentlicher Wirkung. Mit klopfendem Herzen horchten wir Söhne ihrer prachtvollen Declamation, und mit Jubel stimmten wir ein in den frenetischen Beifall, den sie hervorrief.

Einen Abend möchte ich noch erwähnen, den wir bei einem Feste zubrachten, das im Juli 1830 in der Erziehungsanstalt des Herrn von Klinkowstroem, mit welcher wir

außerdem, ſo viel ich weiß, in keinen Beziehungen ſtanden, zu Ehren des Leiters der Anſtalt gegeben wurde. Aber es war dies wohl das einzige Feſt ähnlicher Art und ganz gewiß das letzte, das wir in Wien überhaupt mitmachten. „Rührend war es zu ſehen," ſchreibt meine Mutter hierüber an meinen Vater, „wie die Knaben des Inſtituts das „Haupt desſelben, Klinkowſtroem, gar ſo ſehr verehren. „Alles Mögliche geſchah, um ſeinen Namenstag glänzend zu „feiern. Blumenkränze, Pyramiden, Altäre, Vaſen mit „lodernden Flammen, Beleuchtung, Feuerwerk, Alles wurde „producirt und am Ende ſangen wir noch: „„Gott erhalte „Franz den Kaiſer!"" Eine großartige Jauſe war unſeren „Kindern wohl das Liebſte, für uns Erwachſene aber gab „es einen wahrhaft erhebenden Moment. Gerade als man „mit der Beleuchtung beginnen wollte und Alt und Jung „in Gruppen ſtand oder ſaß oder umherging, läutete man „von der naheliegenden Kirche zum Abendgebet. Im Augen„blicke flogen alle Mützen und Hüte von den Köpfen, und „mauerfeſt ſtanden die ſonſt ſo unbändigen Jungen und „beteten ſtill und andächtig, Alle gegen die Kirche gewendet, „von welcher der Glockenklang herkam. „„Wo Mehrere „in meinem Namen verſammelt ſind, da bin ich unter „ihnen,"" mußte ich unwillkürlich denken, und um ſo tiefere „Rührung überkam mich, als ich mich der ſchmerzlichen „Betrachtung nicht zu erwehren vermochte, daß wir unſere „Kinder künftighin nur ſehr ſelten mehr in ſo ſchönen und „heiligen Momenten bei uns haben werden."

Man ſieht wohl, wie ſehr meine Mutter zu jener Zeit unter dem Eindrucke eines Ereigniſſes ſtand, das lang ſchon ſeine trüben Schatten vorherwarf und ſie mit ſchmerzlicher Beſorgniß erfüllte.

Der Wechsel der Wohnung, dessen ich bereits erwähnte, der Besitz einer solchen, die allen vernünftigen Anforderungen genügte, unsere befriedigenden Fortschritte an dem ausgezeichneten Gymnasium, das wir besuchten, Alles dies zusammengenommen hätte, wie es scheint, meine Eltern eher bestimmen sollen, festzuhalten an diesen Zuständen und Einrichtungen, als daran zu denken, sie von Grund aus zu ändern. Hiezu kam noch, daß mein Vater schon vor mehr als Jahresfrist die Supplirung der Lehrkanzel der Geschichte an der Universität wieder aufgegeben, hiedurch seine übergroße Arbeitslast ansehnlich vermindert und somit mehr als bisher Zeit gewonnen hatte, sich uns und unserer Erziehung zu widmen. Aber gerade er war es, der die Meinung vertrat, für Knaben sei es unendlich viel besser, auf dem Lande und nicht in der Stadt, unter der strengeren und consequenteren Leitung von Fremden und nicht unter derjenigen der Eltern, unter einer Schaar gleichalteriger Jungen aufzuwachsen und nicht in der Isolirung des väterlichen Hauses. Nur wenig Beachtung fand bei ihm das schöne Wort Bonstetten's, auf welches ihn sein Bruder vor drei Jahren mit so viel Nachdruck aufmerksam gemacht hatte. „Nun erst fühle ich," so lautet es, „wie nichtig eine „Erziehung ist, wo kein häusliches Wesen zum Grunde „dient, wo keine häuslichen Freuden existiren. Eine Erzie„hung, in welcher die Seele Ruhe findet, wo sich Gedanken „und Empfindungen bilden, ist nur da möglich, wo gebil„dete Mütter ein häusliches Glück zu schaffen wissen."

Die Ansichten meines Vaters wurden von unserem damaligen Hausgenossen, dem Florianer Stiftsgeistlichen Joseph Chmel durch lebhaftes Zureden gewaltig unterstützt. Gleich vielen seiner Amtsbrüder vor und nach ihm hatte

auch Chmel, welcher von seinem Prälaten, meinem Onkel, nach Wien gesendet worden war, um seinen später so erfolgreich gewordenen historischen Studien im Staatsarchive und in der Hofbibliothek obliegen zu können, gastliche Aufnahme in dem Hause meiner Eltern gefunden. Denn freudig ergriffen sie die ihnen sich darbietende Gelegenheit zu einer Gegenleistung für die Gastfreundschaft, die ihnen selbst und ihren Kindern in St. Florian so oft und in so reichlichem Maße zu Theil wurde. Aus seinem Verweilen in unserem Hause ergab es sich gleichsam von selbst, daß Chmel, zu jener Zeit nur wenig über dreißig Jahre alt, sich viel mit uns Knaben beschäftigte und sich lebhaft für unsere Erziehung interessirte. Es mag sein, daß ihm dieselbe zu weichlich, zu wenig ernst und energisch, zu sehr den wiederkehrenden Zerstreuungen unterworfen zu sein schien, welche mit dem Leben in einer großen Stadt fast unzertrennlich verbunden sind. Er lenkte die Aufmerksamkeit unserer Eltern auf das Convict in Kremsmünster, lobte dessen einsichtsvolle Leitung, die gesunde Gegend, die herrliche Lage des Stiftes. Daß er selbst und der Freund unserer Eltern, Friedrich Mayer, daselbst erzogen worden waren, konnte das Gewicht seiner Vorstellungen nur verstärken.

Ausschlagend für den von meinem Vater und Chmel vertretenen Standpunkt war eine recht bedeutende Erkrankung, ein Nervenfieber, welches mein Bruder zu jener Zeit überstand. Immer nur von dem ausgehend, was sie für uns zuträglich hielt, widersprach auch meine Mutter nicht länger, so peinlich ihr auch das Opfer erschien, welches ihre dauernde Trennung von uns ihr verursachte. Und allzeit bestrebt, jeglicher Sache, so schmerzlich ihr dieselbe auch sein mochte, die beste Seite abzugewinnen, malte sie sich jetzt die vermeint-

lichen Nachtheile ihrer eigenen Erziehungsweise, die Vortheile einer fremden für uns aus. „Uns thut das Herz zu „weh," schrieb sie meinem Vater, als derselbe auch in diesem Sommer wieder einen kurzen Ausflug nach Nikolsburg unternommen hatte, „wir sehen immer nur unsere fehlenden „Kinder vor uns. Statt kalt zu strafen, sind wir gekränkt, „statt großmüthig zu verzeihen, sind wir gerührt und weich, „und jedes dieser Ereignisse bringt in dem Alter, in welchem „die Nerven der Kinder geschont und sie nur ruhig ihrer „Ausbildung entgegengeführt werden sollen, eine Familien„scene hervor. Sie sehen zu viel unser Herz, unseren Kopf „aber zu wenig wirken. Vor diesem würden sie Achtung „haben, auf jenes aber pochen sie zu viel. Sie lernen uns „vielleicht in unserem Schmerze inniger bemitleiden, aber „sie fürchten uns zu wenig. Und hiezu kommt noch so „Vieles, was sich von dem äußerlichen Leben der Haupt„stadt so annimmt und einschleicht. Kurz ich will glauben, „daß es in Kremsmünster gut gehen kann."

Mein Vater war ungleich weniger bereit als meine Mutter, auch in sich selbst einen Theil der Ursache zu suchen, weshalb unsere bisherige Erziehung seinen Wünschen und Anschauungen nicht völlig entsprach. Aber er war es zufrieden, daß sie sich allmälig ein klein wenig leichter in den Gedanken, uns von sich zu lassen, zu finden begann. Und um sie noch mehr über die Trennung zu trösten, die ihr bevorstand, versprach er ihr, das Ganze ungeschehen zu machen und uns wieder nach Wien zurückzunehmen, wenn die in Kremsmünster erreichten Resultate keine befriedigenden sein sollten.

Kremsmünster.

a) Eintritt in das Convict.

Was uns betrifft, so freuten wir uns mit dem Leichtsinn, ja fast möchte ich sagen, mit der Liebloſigkeit der Kinder auf die uns bevorstehende Veränderung und das luſtige Leben mit einer zahlreichen Schaar von Kameraden. Und da unſere Mutter, immer das eigene Intereſſe in den Hintergrund drängend, uns ſehr viel von den ſchönen Gebäuden und der herrlichen Lage Kremsmünſters erzählte, das ihr vor dreizehn Jahren einen ſo überaus günſtigen Eindruck gemacht hatte, ſo konnten wir die Fahrt dorthin vor Unguld kaum mehr erwarten. Sie war auch in hohem Grade befriedigend, und insbeſondere brachte, als wir Kremsmünſter uns näherten, das friſche und fröhliche Geplätſcher zahlreicher kryſtallklarer Bächlein, welche von den die Straße begrenzenden Hügeln herabſprudeln, einen anmuthenden Eindruck hervor, der durch die ſpiegelnden Teiche, die das Stift umgeben, nur noch verſtärkt wurde. Andererſeits war uns im erſten Augenblicke klar, daß ſich dasſelbe an architektoniſcher Schönheit mit St. Florian nicht meſſen könne.

Bei unſerem erſten Beſuche des Convictes zu Kremsmünſter, dem wir nun definitiv angehören ſollten, begann aber unſere bisher ſo gehobene Stimmung mehr und mehr zu ſinken. War der ehrwürdige Prälat Joſeph Altwirth

von wahrhaft väterlicher Güte für unsere Eltern und uns gewesen, so schien uns der Convictsdirector Amand Mayerhauser ein Mann zu sein, den man wohl respectiren und fürchten, zu dem aber die Jugend sich nicht leicht ein Herz fassen konnte. Weicher und gütiger kam uns unser neuer Präfect, P. Richard Preinfalk, Vorsteher der zweiten Abtheilung entgegen, der jedoch ungemein kränklich war und, wie wir bald weghatten, hauptsächlich wünschte in Ruhe gelassen zu werden, wogegen er gern bereit war, auch seinerseits in Ruhe zu lassen. Wenn „Erziehen" in nicht viel Anderem als in dem eifrigen Bestreben besteht, die Anlagen und Eigenschaften der zu Erziehenden zu ergründen, die guten zu fördern und zu entwickeln, die tadelnswerthen aber zurückzudrängen und wo möglich ganz zu beseitigen, so ist ein so apathisches Verhalten eines Erziehers allerdings kein ganz ersprießliches zu nennen.

Der Gymnasialprofessor, der nach der damaligen Gepflogenheit den vollständigen Unterricht in der ganzen, und zwar bei uns in der dritten Lateinclasse ertheilte, war P. Georg Benedikt, ein sehr großer, schlanker Mann mit heiteren, etwas burschikosen Manieren. Da die Umgangsformen, die wir von Wien mitbrachten, vielleicht etwas weniger eckige als die unserer oberösterreichischen Mitschüler waren, so gewann P. Georg uns lieb, ohne uns jedoch auch nur im Geringsten eine ungehörige Bevorzugung vor den Uebrigen zu Theil werden zu lassen. Und auch das muß ich zu seiner Ehre bemerken, daß er ganz so wie P. Richard von dem dünkelhaften Hochmuthe vollkommen frei war, den man bei geistlichen und vielleicht auch bei manchen weltlichen Gymnasialprofessoren so häufig antrifft, und der auf die armen Eltern oft so demüthigend, auf

die noch ärmeren Schüler so einschüchternd wirkt, der aber in Kremsmünster überhaupt nur selten vertreten war.

Die bei weitem wichtigsten Personen waren für uns jedoch nicht unsere Präfecten und nicht unsere Professoren, sondern unsere Mitschüler, mit denen wir von nun an leben sollten in ununterbrochener und engster Gemeinschaft.

Ich trete meinen damaligen Kameraden, von denen heutzutage nur mehr wenige am Leben sind, hoffentlich nicht zu nahe, wenn ich wahrheitsgemäß versichere, daß eigentlich keiner unter ihnen war, zu dem wir uns gleich im Beginne unseres Zusammenseins lebhafter hingezogen, und ebenso keiner, von dem wir uns irgendwie abgestoßen fühlten. So kam es, daß wir uns in dem Augenblicke der Trennung von unseren Eltern sehr vereinsamt vorkamen, und daß bei uns, als sie wirklich fort waren, eine so heftige Sehnsucht nach ihnen und nach unserem Vaterhause ausbrach, daß man sie schon ein förmliches Heimweh nennen kann. Aber wir kämpften tapfer dagegen an. In unseren Briefen an die Eltern ist keine Spur davon zu entdecken, und als wir die Weihnachtsferien beim Onkel in St. Florian zubringen durften, brachten wir fröhliche Gesichter dorthin mit und das Heimweh schien so ziemlich überwunden.

In ganz gleicher Lage befanden sich unsere Eltern und insbesondere unsere Mutter. Auch ihr war der Abschied von uns außerordentlich schwer geworden, auch ihr schien nach ihrer Rückkehr nach Wien ihr Haus ganz verödet — denn auch unsere Ziehschwester Nanny war aus demselben geschieden —, aber auch sie ließ sich in ihren Briefen an uns nicht das Mindeste davon abmerken.

Fand meine Mutter schon darin einigen Trost, daß ihre Schwester Mimi — ihr Bruder Pepi war schon am

4. October 1829 geſtorben — jetzt ganz zu ihr zog und bleibend ihre Hausgenoſſin wurde, ſo erſchien es wie ein Geſchenk der Vorſehung, daß ſie gerade damals zu einer edlen und gemüthvollen Frau in ein ſo inniges, ja zärtliches Freundſchaftsverhältniß trat, daß aus ihm für beide Theile eine Fülle beglückender Lebensfreude erwuchs.

Es gereicht meiner Mutter gewiß nur zur Ehre, daß ſie gerade auf ausgezeichnete Frauen, je hervorragender dieſelben waren, eine wirklich ſeltene Anziehungskraft ausübte. Ich führe zum Beweiſe dieſer Behauptung nur zwei an, eine Altersgenoſſin meiner Mutter, die Gräfin Julie Rothkirch, und eine viel jüngere, die Gräfin Julie Dietrichſtein, einzige Tochter des Grafen Moriz, welche ſich gerade zu jener Zeit mit dem Fürſten Karl zu Oettingen-Wallerſtein vermälte.

Beide gehörten, ſo verſchieden ſie auch ſonſt von einander ſein mochten, nicht ſo ſehr zu den ſanften und milden als zu den ſtarken, willenskräftigen, charaktervollen Frauen, und gerade weil ſie ſelbſt ſo ausgeprägte Individualitäten waren, gaben ſie ſich dem Zauber einer ſolchen, wie meine Mutter ſie beſaß, um ſo vollſtändiger hin.

Von vielleicht etwas geringerer geiſtiger Begabung, aber von nicht weniger ſittlichem Werthe als dieſe beiden Frauen war diejenige, von der ich jetzt ſprechen will, die Baronin Fanny von Pasqualati. Um einige Jahre jünger als meine Mutter, war ſie vor nicht langer Zeit Witwe geworden, und das Gefühl der Vereinſamung, das ſie, wenngleich aus ganz verſchiedenen Urſachen, damals Beide gleichmäßig bedrückte, ſcheint ſie noch raſcher und inniger an einander gekettet zu haben, als dies vielleicht ſonſt der Fall geweſen wäre.

Vor Allem aber war es ein gewisser schwärmerischer und poetischer, ja verklärender Zug, welcher Fanny — so wurde sie von den ihr Näherstehenden ausschließlich genannt — meiner Mutter als ein Wesen erscheinen ließ, wie ihr ein ähnliches kaum jemals im Leben begegnet war. Mit einer Güte des Herzens, die unwiderstehlich für sie einnahm, paarte sich eine Selbstaufopferung, eine Bescheidenheit und ein Wohlthätigkeitssinn, die nicht leicht ihresgleichen fanden, Eigenschaften, welche ihr die Zuneigung meiner Mutter in wirklich seltenem Maße gewannen.

Es war zwar nur eine Aeußerlichkeit, trug aber doch nicht wenig dazu bei, für meine Mutter die Freuden des Umganges mit Fanny zu erhöhen, daß sie mit ihr in demselben Hause auf der Melkerbastei eine Wohnung bezog. Täglich, ja nicht selten mehrmals im Tage sahen sich die Beiden, und es that meiner Mutter unendlich wohl, der geliebten Freundin die Nachrichten aus Kremsmünster mittheilen und sich gegen sie über Alles, was uns betraf, vertrauensvoll aussprechen zu können.

Und diese Nachrichten waren denn auch wirklich ganz befriedigender Art. Insbesondere lautete der Bericht, welchen unser sorglicher Freund Mayer nach unserem Weihnachtsaufenthalte in St. Florian über uns erstattete, nur günstig für uns. „Ein Spaß ist es," schrieb er, „wie Jeder von uns, der wirklich oder vermeintlich zu „Ihrem Entschlusse beitrug, die Knaben nach Krems„münster zu geben, sich jetzt darob höchlich rühmt. Chmel „z. B. sagte: „„Das reut mich nun einmal gar nicht, daß „ich immerfort antrieb, die Knaben nach Kremsmünster „zu schicken, und es ist etwas Seltenes, daß mich etwas „ganz und gar nicht reut. Vor einigen Stunden sind sie

„wieder fort, und zwar ebenso fröhlich, als sie hier an-
„kamen.““

Diese Fröhlichkeit hinderte jedoch nicht, daß wir mit wahrer Sehnsucht den Tag erwarteten, an welchem wir unsere Eltern, oder wenigstens, da der Vater erst später abkommen konnte, unsere Mutter wiedersehen würden. Am 5. Juli 1831 kam sie in Begleitung ihrer Schwester und des Stiftsgeistlichen Stülz zu uns nach Kremsmünster. Sie sei, berichtete sie dem Vater, mit uns Beiden zufrieden, aber mit meinem Bruder in jeder Hinsicht mehr als mit mir. Franz sei etwas breiter und größer geworden, ich aber weit weniger als er. „Außerordentlich sittig und artig,“ so lauten ihre Worte, „doch dabei recht zutraulich und ehrlich „war Franz; ich glaube aber, er war nur so vor den „geistlichen Herren, die ihn gern haben und ihm imponiren, „zu Hause wird er schon lauter sein. Alfred ist viel kecker „und gemeiner und spricht ein entsetzliches Deutsch, was sich „ja wohl wieder geben wird. Anlagen, meinen sie Alle, „hätte er, aber viel weniger ausdauernden Fleiß; im Gan-
„zen könnte er, glaubt P. Richard, doch weiter kommen als „der Große. Alfreds Classen haben sich sehr gebessert, und „P. Georg scheint ihn sehr gern zu haben. Der Religions-
„professor P. David hat mir keine Ruhe gelassen, ich mußte „Jedem einen funkelnden Zwanziger schenken, was ich der „Ordnung wegen nicht thun wollte. Fanny und Du, lieber „Arneth, standet gestern gar immerfort vor meinen Augen; „Ihr Beide, mir die liebsten Menschen, würdet Euch gar „sehr gefreut haben über die frischen Jungen.“

Genau vier Wochen später kam meine Mutter, welche inzwischen mit ihrer Schwester ihren ziemlich vereinsamten Wohnsitz in Tillysburg aufgeschlagen hatte, in derselben

Begleitung wie das erſte Mal neuerdings nach Krems-
münſter, uns nach dem Schluſſe des Schuljahres von dort
abzuholen. Ich weiß nicht wie es kam, daß ſich in dieſer
kurzen Zeit meine Stellung in der Schule merkbar ver-
ſchlimmert hatte. Wohl unter dieſem drückenden Bewußt-
ſein war es mir in Kremsmünſter nicht mehr recht geheuer,
und ich ſchrieb meiner Mutter, unendlich viel lieber als
dort wäre ich bei ihr. Und als ſie endlich wieder zu uns
kam, da eilten wir ihr etwa anderthalb Stunden auf der
Straße entgegen, um ſie nur ja ſo früh als möglich zu
ſehen. „Sehr heiter waren ſie," berichtet darüber unſere
Mutter dem Vater, „beſonders der Große, denn Alfreds
„Zeugniſſe ſind nicht ſo gut ausgefallen, als er glaubte.
„P. Georg ſcheint ihn ungemein gern zu haben, hat mich
„mit allem Möglichen zu beruhigen verſucht, indeß die Zeug-
„niſſe ſind darum nicht beſſer. Als wir geſtern nach unſerer
„Rückkehr zum Onkel kamen, war ſeine erſte Frage nach
„den Zeugniſſen, und während er Franz herzlich die Hand
„reichte, gab er Alfreds Zeugniß ohne Bemerkung zurück,
„was ihm ſo zu Herzen ging, daß er in Thränen ausbrach.
„Indeß war er heute beim Frühſtück doch wieder ſtörriſch
„und trotzig, meinte, es gäbe noch viel ſchlechtere Zeugniſſe,
„und ſeine Claſſen ſeien gar nicht ſo übel. Die Profeſſoren
„ſeien ihm alle gut, und es ſei gar nicht ſo erwieſen, daß
„er Talent habe. Da nahm ich meine ganze Geduld zu-
„ſammen und redete ihn nieder, ſo daß er weinend mich
„recht gerührt um Verzeihung bat und mich anflehte, ich
„möge bei Dir ſeine Fürſprecherin ſein."

Ich beſitze leider dieſes ominöſe Zeugniß nicht mehr
oder konnte es wenigſtens bisher nicht finden, bin alſo nicht
im Stande, den Umfang meiner damaligen Miſſethat ganz

zu ermeſſen. Gar arg ſcheint ſie übrigens wirklich nicht geweſen zu ſein, wenigſtens machte mein Vater, ſonſt in Lernſachen ſo äußerſt genau, in ſeiner Antwort an die Mutter gar nicht viel Weſens aus der Sache. Und als er bald darauf zu uns nach Tillysburg kam, war er gegen mich gerade ſo freundlich wie gegen meinen Bruder und ſtellte mich in gar keiner Weiſe gegen denſelben zurück.

Unſer Vater war der Ueberbringer eines Projectes, deſſen erſte annähernde Mittheilung ſchon meinen Bruder und mich in wahres Entzücken verſetzte. Wiederholt mußte ich im Laufe dieſer Erzählung darauf hindeuten, daß ſeine alte freundſchaftliche Verbindung mit dem Hauſe Dietrichſtein auch durch die Trennung von dem Grafen Joſeph keine Abſchwächung erfuhr. Der Fürſt blieb ihm fortan geradeſo gütig geſinnt, wie es nun ſchon faſt ſeit zwei Jahrzehnten der Fall geweſen war, und mein Vater ſtand mit ihm fortwährend in reger ſchriftlicher oder perſönlicher Berührung. Die frühe Heirat des Grafen Joſeph und die Gründung ſeines Haushaltes in Prag brachte es freilich mit ſich, daß mein Vater ihn nach der erſten Zeit ihrer Trennung weit ſeltener ſah als ſonſt. Aber auch dieſes änderte ſich wieder, und die gemeinſame Reiſe nach München im Jahre 1828, ſowie die in drei aufeinanderfolgenden Jahren wiederholten Beſuche meines Vaters bei dem Grafen in Mähren zeigten zur Genüge, wie nahe ſich die Beiden fortwährend ſtanden. Nun war ein neuer, weit länger dauernder Beſuch geplant, der diesmal nicht allein meinen Vater, ſondern die ganze Tillysburger Colonie nach den Dietrichſtein'ſchen Gütern in Böhmen verpflanzen ſollte.

Am Morgen des 26. Auguſt 1831 wurde von Linz aus die Reiſe nach Prag angetreten. Am Nachmittage

kamen wir an der Heimat unſeres Vaters vorbei und ſahen mit Rührung ſeinen Geburtsort Leopoldſchlag rechts unten am Berge im Sonnenglanze liegen. Tauſend Jugenderinnerungen durchkreuzten den Sinn meines Vaters und in lebhafter Schilderung gab er ihnen anregenden Ausdruck. Wir fuhren die Nacht durch und kamen um zwei Uhr Nachmittags in Prag an. Dort ſahen wir die Gräfin Dietrichſtein und ihre Töchter, mit denen ſie, ich weiß nicht mehr wo, den Sommer zubringen wollte. Der Graf aber fuhr am nächſten Tage mit uns nach Libochowitz, wo wir mit ihm nun vier Wochen verweilten.

Das war für uns Knaben eine frohe, glückliche Zeit, denn zum erſten Male lernten wir die Freuden eines, ich will nicht gerade ſagen glänzenden, aber doch äußerſt behaglichen Schloßlebens kennen. Unſere Hauptfreude beſtand darin, daß wir, bald nach unſerer Ankunft in die Reitſchule geführt, nur einige Male in den Anfangsgründen des Reitens unterrichtet wurden und dann die Erlaubniß erhielten, an den faſt täglichen Reitpartien des Grafen und unſeres Vaters Antheil zu nehmen. Wir machten unſere Sache ſo gut und hielten ſo wacker die richtige Mitte zwiſchen friſchem, fröhlichem Dahinſprengen und der für Ungeübte doch immer gebotenen Vorſicht, daß man uns volles Vertrauen ſchenkte und es nicht übel nahm, wenn wir uns in jugendlichem Uebermuthe hie und da erlaubten, uns ſelbſt und den Pferden die Zügel etwas ſchießen zu laſſen.

Ein zweites ſehr großes Vergnügen war die Jagd, in welche man uns ebenfalls einführte. Noch lebte mein alter Freund Janko von Nikolsburg her, und er konnte nicht glücklicher ſein als wir Beide es waren, wenn es hinaus

ging zur Jagd. Doch erinnere ich mich nicht, daß wir auf diesem Gebiete durch sonderliche Fertigkeit geglänzt hätten, ich vielleicht ein klein wenig mehr als mein Bruder, der seiner schon damals sich geltend machenden Kurzsichtigkeit wegen immer ein wenig glücklicher Schütze blieb.

Spazierfahrten mit den Damen, das Baden in der Eger, der unabläſſige Aufenthalt im Garten, luſtige Spiele und andererſeits, in entſchiedenſtem Gegenſatze hiezu, aufmerkſamſtes Zuhören bei den ernſten Discuſſionen über die Ereigniſſe des ruſſiſch-polniſchen Krieges, der gerade damals — am 7. September — zum Falle von Warſchau geführt hatte, erhöhten für uns noch den Reiz des Aufenthaltes in Libochowitz. Freilich wurde er für die Erwachſenen durch das ſtete Geſpräch über die Cholera, über die argen Verheerungen, die ſie in Ungarn anrichtete, über die Wahrſcheinlichkeit, daß ſie bald auch in Wien auftreten werde, endlich über den wirklichen Ausbruch der Epidemie in meiner Vaterſtadt wieder etwas getrübt. Schon in St. Florian waren die geiſtlichen Herren in ſehr großer Angſt vor der Cholera geweſen, und ſie wurden ob dieſes Kleinmuthes von meiner muthwilligen Mutter weidlich geneckt. Auch in Libochowitz war man nicht frei von Sorge, und ich erinnere mich, wie der gute Dietrichſtein meinem Vater ernſtlich anlag, er möge um Urlaubsverlängerung einkommen, denn es ſei eitel Thorheit, der Cholera geradezu in den Rachen zu laufen. Obgleich aber die Nachrichten über das Auftreten der Krankheit in Wien immer düſterer lauteten, wieſen doch Vater und Mutter den Gedanken, nicht dorthin zurückzukehren, weit von ſich ab. Einmüthig waren ſie der Meinung, man dürfe ſich nicht muthlos finden und nicht abhalten laſſen von treulicher Erfüllung einer obliegenden

Pflicht. Wir Knaben wurden selbstverständlich nicht gefragt, wäre dies aber der Fall gewesen, so würden wir freudig unseren Eltern zugestimmt haben, denn ich weiß noch recht wohl, wie sehr wir uns insgeheim über ihre Anschauung freuten.

Am 25. September verließen wir Libochowitz, wo wir so glücklich gewesen waren, und nach einigem Aufenthalte in Prag kamen wir am 29. nach St. Florian und am 30. nach Kremsmünster zurück, wo wir am 1. October von unseren theuren Eltern recht bitteren Abschied nahmen. Nach vierzehn Tagen kamen sie noch einmal zu uns, und dann reisten sie nach Wien, wo etwa drei Monate nach ihrer Rückkehr — am 12. Januar 1832 — Fanny, die Freundin meiner Mutter, sich mit einem ungarischen Gelehrten, Anton von Gévay, der damals als Scriptor in der Hofbibliothek diente, in zweiter Ehe vermälte.

Es war ein Glück für meine Mutter, daß durch diese Heirat in den so innigen Beziehungen zu ihrer geliebten Freundin durchaus keine Aenderung herbeigeführt wurde. Daß dieselbe ihr von nun an nicht mehr ganz so viel Zeit widmen konnte als früher, wurde von meiner Mutter als selbstverständlich betrachtet und rückhaltslos acceptirt. Der feinfühlende Takt der beiden hochgebildeten Frauen traf auch hier immer das Rechte, und daher blieb Alles beim Alten, und glücklicher Weise bei dem für sie Beide gleich erfreulichen Alten.

Der Anfang des Jahres 1832 brachte für meine Mutter eine Verbindung mit sich, die ihr bis an das Ende ihres Lebens eine Quelle reinster Freude und berechtigten Stolzes, ja, wahrer Erhebung wurde, wenngleich die Aufgabe, die mit ihr verknüpft war, ihr insbesondere in den

ersten Jahren, in denen sie sich ihr unterzog, ein nicht geringes Maß von Mühe und Arbeit verursachte.

Ihre Majestät die Kaiserin Caroline Auguste, Gemalin des damals noch regierenden Kaisers Franz, deren edler Wohlthätigkeitssinn den Völkern Oesterreichs, insbesondere aber den ärmeren Classen der Einwohnerschaft Wiens so sehr zum Segen gereichte, hatte vor nicht langer Zeit in der Vorstadt Erdberg ein Institut gegründet, in welchem Töchter verheirateter Soldaten Aufnahme finden und zu braven Dienstmädchen herangebildet werden sollten. Denn diesen Kindern wurde ja durch ihre Entfernung aus den Kasernen, in denen sie mit ihren Eltern wohnen und wo sie so Manches mitansehen mußten, was keinen günstigen Eindruck auf sie hervorbringen konnte, eine unbeschreiblich große Wohlthat erwiesen. Anfangs stand dieses Institut unter der Leitung der ersten Kammerfrau der Kaiserin, Baronin Bibra. Da jedoch dieselbe zu kränklich und vielleicht auch sonst dieser Aufgabe nicht ganz gewachsen war, trachtete Ihre Majestät, eine andere, geeignetere Dame zu finden, der sie diesen Posten übertragen und von der sie zugleich erwarten konnte, daß sie ihn um der Sache selbst willen und somit ohne irgend welches Entgelt übernehmen würde.

Ich weiß nicht, durch wen die Kaiserin auf meine Mutter aufmerksam gemacht wurde, aber ich gehe wohl nicht zu weit, wenn ich auch darin ein neues Kennzeichen der allgemeinen Hochachtung erblicke, deren sie in Wiens besten Kreisen sich erfreute. Anfangs Januar 1832 fanden die ersten Besprechungen Ihrer Majestät mit meiner Mutter statt, und ein Zufall bot ihr die Gelegenheit dar, hiebei auch die Stiefschwester der Kaiserin, die Erzherzogin Sophie

und deren älteſtes Söhnlein zu ſehen. „Ihre kaiſerliche „Hoheit," ſchrieb uns die Mutter am 12. Januar nach Kremsmünſter, „war ungemein gnädig mit mir; ſie erkun„digte ſich angelegentlich nach Euch und wünſcht Euch alles „Liebe und Gute. Allerliebſt iſt ihr kleiner Erzherzog „Franz; bildſchön, freundlich und kräftig. Er beſitzt einen „großen Strohwagen, in welchem er herumgeführt wird; „den zieht er im ganzen Zimmer an der Schnur umher, „wenn der Wagen leer iſt, was doch für ein Kind von „ſechzehn Monaten gewaltig viel ſagen will."

Beſſere Oeſterreicher und treuere Anhänger des Kaiſerhauſes als meine Eltern konnte es wirklich nicht geben, und ſchon in unſerer früheſten Kindheit pflanzten ſie dieſe Geſinnung in unſere hiefür ſo empfänglichen Gemüther. Wie viel hatten wir uns nicht darauf eingebildet, als einmal im Parke zu Baden der Erzherzog Karl, der ruhmreiche Sieger von Aſpern, in ſchlichtem Civilkleide einhergehend, unſeren Vater anſprach, den er in der Burg, wo das Amtslocal desſelben war, ſo häufig begegnete und dem er wahrſcheinlich des Umſtandes wegen, daß mein Vater im Jahre 1813 freiwillig in die Armee getreten war, ſich allzeit beſonders gnädig erwies. Der Erzherzog war von ſeinen zwei älteſten Söhnen, mein Vater von uns Beiden begleitet. Der Größe nach ſtellte uns der Erzherzog in einer Reihe auf, ſo daß mein Bruder zum Erſten, der jüngere Prinz aber zum Letzten wurde. „Nun ich bin begierig, wer von Euch zuerſt „wirklich in Reih' und Glied ſtehen wird," ſagte der Erzherzog mit freundlichem Lächeln, und in gar keiner Weiſe ließ er uns merken, daß ſeine Söhne uns hiebei vorausſichtlich einen ganz gewaltigen Vorſprung abgewinnen würden.

Diese und ähnliche Erinnerungen wurden gar hoch gehalten in unserem bescheidenen Kreise. Wie oft kamen meine Eltern uns gegenüber nicht nur mündlich, sondern in ihren Briefen nach Kremsmünster auch schriftlich auf die Nothwendigkeit echt patriotischer Gesinnung zurück, und die über alles Lob erhabene Haltung der kaiserlichen Familie während der Cholera gewährte ihnen auch reichlichen Anlaß hiezu. Es war daher auch nicht anders als natürlich, daß meine Mutter sich der ihr von der Kaiserin zugedachten Aufgabe nicht nur gern und willig, sondern auch mit jenem Eifer unterzog, den sie überhaupt an Alles wandte, was sie unternahm. Den schönsten Lohn aber für die sehr viele Plage, die ihr das Institut verursachte, fand sie in den außerordentlich häufigen und oft sehr lange Zeit dauernden Besprechungen, deren die Kaiserin sie würdigte. Immer mit gleicher Güte empfangen, mit gleicher Güte angehört, freute meine Mutter sich lebhaft, wenn das beiderseits mit Lust und mit Eifer geführte Gespräch sich allmälig auch auf Anderes als auf die Angelegenheiten des Instituts erstreckte, ja wenn Ihre Majestät ihr gerade durch die eingehende Erörterung so fernabliegender Dinge den sprechendsten Beweis ihrer lebhaften Sympathie und ihres unbeschränkten Zutrauens gab.

Die Vorleserin der Kaiserin, wie hie und da gedruckt zu lesen ist, war meine Mutter nie. Denn wenn sie, die unnachahmlich schön vorlas, dies auch Ihrer Majestät gegenüber nicht selten that, so geschah es, wenngleich auf Begehren der Kaiserin, doch allzeit nur freiwillig und niemals in Folge eines dienstlichen Verhältnisses zu ihr.

Für mich erwies sich der Verlauf des Jahres 1832 und der ihm zunächst folgenden Jahre insofern als erfreulich,

als der gar so große Unterschied, der während des ersten Jahres unseres Aufenthaltes in Kremsmünster zwischen den Fortgangsclassen meines Bruders und meinen eigenen obwaltete, sich wenigstens annähernd ausglich. Er rückte, wenn ich so sagen darf, ein klein wenig zu mir herunter, wozu freilich seine zu jener Zeit sich recht peinlich geltend machende Schwäche der Augen gewiß das Allermeiste beitrug. Dennoch verschwand dieser Unterschied zwischen unseren Studienerfolgen niemals ganz, ja er hat sich in den späteren Jahren unseres Aufenthaltes in Kremsmünster sogar zu meinen Ungunsten wieder verschärft.

Noch eine mir willkommene Veränderung brachte das Jahr 1832 mit sich. Wir hatten die beiden Ferienmonate zum Theile in Tillysburg und zum Theile in St. Florian, aber diesmal ohne den Vater, der sich nicht freimachen konnte, und ohne unsere Tante, welche in Folge einer sehr schweren Krankheit, die sie im Winter durchgemacht, die Reise nach Oberösterreich nicht unternehmen durfte, mit unserer Mutter allein, aber doch ganz vergnügt zugebracht. Insbesondere war es ein längerer Ausflug zu den Moser's nach Leopoldschlag, während dessen wir in deren zahlreichen Kindern, unseren Vettern und Cousinen, die fröhlichsten Spielgenossen fanden, in deren heiterer Gesellschaft wir uns in ungebundenster, ja manchmal vielleicht sogar etwas toller Weise vergnügten. Am Schlusse der Ferien nach Kremsmünster zurückgekehrt, wurde ich mit einigen meiner Mitschüler in die dritte, die höchste Convictsabtheilung versetzt. Eigenthümlicher Weise blieb mein Bruder mit einer Mehrzahl unserer Classengenossen noch in der niedereren, der zweiten Abtheilung zurück. Eine Auszeichnung konnte in dieser Vorrückung nicht erblickt werden, denn diese

hätte mein Bruder und wahrscheinlich noch mancher Andere der Zurückbleibenden gewiß weit mehr verdient als ich. Eine disciplinare Maßregel lag gleichfalls kaum darin, denn die Zöglinge in der dritten Abtheilung wurden nicht strenger, ja eher etwas weniger streng behandelt als die in der zweiten. Ich konnte also schon damals und kann auch jetzt noch den Grund dieser Art von Vorrückung in nichts Anderem als in der Absicht, mich unter eine etwas aufmerksamere Leitung, als der so kränkliche P. Richard sie ausüben konnte, und vielleicht auch in der großen Vorliebe erblicken, welche mein neuer Präfect, P. Heinrich Hassack für mich empfand, und von der er mir während der ganzen vier Jahre, die ich unter seiner Aufsicht stand, zahlreiche Beweise zu Theil werden ließ.

Doch würde dem guten P. Heinrich Unrecht widerfahren, wenn man in dieser Vorliebe für mich eine unmotivirte Begünstigung erkennen wollte, deren ich mich zum Schaden meiner Abtheilungscollegen zu erfreuen gehabt hätte. Das war durchaus nicht der Fall; im Gegentheile, da ich bei weitem der Jüngste und wohl auch der Kleinste unter ihnen war, so betrachteten mich Alle gewissermaßen als ihr gemeinsames Kind und gönnten mir die Art von Bevorzugung, welche in irgend einem freundlichen Worte, einem Leckerbissen, und wenn es hoch kam, in einer Begleitung auf einem Spaziergange oder gar einer Ausfahrt bestand, zu welcher die Anderen sich gar nicht so sehr drängten. Da ich immer fröhlich, immer zu hundert kleinen Schelmereien aufgelegt, aber auch immer für jede mir erwiesene Freundlichkeit dankbar war, so hatten mich eigentlich Alle gern und Alle zeigten mir dies auch. So kam es, daß ich einmal, es war im Juni 1833, meinen Eltern in vollem

Herzensergusse schrieb: „Ich kann sagen, daß ich meine jetzige „Lage wohl mit der keines Anderen vertauschen möchte. „Liebreiche Eltern, einen guten Bruder, treue Freunde, „einen wohlmeinenden Präfecten, einen so guten Onkel, „freundliche Verwandte, was bleibt mir zu wünschen übrig? „Mit Recht darf ich behaupten, daß ich einer der Glück- „lichsten unter den hiesigen Studirenden bin."

Gleichzeitig mit der Vorrückung in eine höhere Convictsabtheilung fand auch im Gymnasium eine ähnliche statt. Mit der vierten Classe war das, was man jetzt das Untergymnasium nennt, absolvirt und wir rückten in die fünfte Classe ein, die damals die Poesie genannt wurde. Hiedurch verloren wir auch nach dem damaligen eigenthümlichen Gebrauche unseren bisherigen Lehrer P. Georg, der wieder zur untersten Classe zurückkehrte und mit derselben neuerdings bis in die vierte aufstieg. So ungern wir uns von ihm trennten, so aufrichtig freuten wir uns auf unseren neuen Professor P. Ignaz, denn er war zwar schon alt und sehr kränklich, aber wegen des überaus großen Wohlwollens, das er seinen Schülern entgegenbrachte, äußerst beliebt. Und nicht deshalb allein freuten wir uns auf ihn; er war auch unter uns Studenten als Dichter und als eifriger Förderer poetischer Arbeiten bekannt. Wir aber warfen uns damals auf das Versemachen mit wahrer Passion, und wenn ich gleich weit davon entfernt bin, unseren Leistungen auf diesem Gebiete auch nur den geringsten Werth beimessen zu wollen, so waren sie für uns selbst doch gewiß nicht ganz ohne Nutzen. Sie gewährten uns die beste Gelegenheit, nach einem passenden Ausdrucke für unsere Gedanken zu suchen und dieselben in die Form gebundener Rede zu kleiden, welche auch auf

den Styl in Prosa eine feilende und glättende Einwirkung übt.

Neben eifrigem Dichten betrieben wir zu jener Zeit auch ernste Lectüre, insbesondere im historischen Fache, mit sehr großer Vorliebe. Ja ich glaube sogar, daß einzelne Werke, die wir lasen, wie Heeren's Geschichte des europäischen Staatensystems und Schrötter's historische und staatsrechtliche Schriften für unser damaliges Fassungsvermögen wirklich etwas zu schwer waren. So weit kam es, daß unser Vater, der doch das Lesen gediegener Schriften gar sehr begünstigte, uns ernstlich warnte, wir möchten uns nicht allzuviel mit solcher, obgleich an und für sich gewiß nur zu billigender Lectüre, sondern ausschließlicher, als wir es thaten, mit den uns vorgeschriebenen Lehrgegenständen abgeben.

Ueberhaupt scheint es, daß wir uns damals, es sei mir erlaubt, dies offen zu gestehen, in vollem Zuge befanden, ein Paar recht brave Jungen zu werden. Wie immer vor Allem nur der stricten Wahrheit getreu, habe ich weder die Ausgelassenheit meines Bruders in dessen frühester Kindheit, noch die Mangelhaftigkeit meiner Lernerfolge in etwas späterer Zeit auch nur im Geringsten bemäntelt. Dadurch meine ich mir aber ein Recht darauf erworben zu haben, auch an demjenigen nicht schweigend vorüberzugehen, was damals Gutes von uns gesagt wurde. So schrieb unser väterlicher Freund Mayer am 1. November 1832 über uns Beide an unseren Vater:

„Sollte aber schon Jemand an Ihrem Vergnügen, in „Oberösterreich zu sein, ein Verdienst haben, so möchte ich „es Ihren Kindern zuschreiben, die Ihnen dies Jahr recht „viel Freude und fast keinen Verdruß machten. Ich denke „mir es oft, welch ein glücklicher Vater Sie doch eigentlich

„ſind! Ihre Söhne ſind beide geſund, ſtark, wohlgeſtaltet, „offen, aufrichtig, gutmüthig, unverdorben und mehr als „hinlänglich talentirt. Ich werde Ihnen damit nichts Neues „ſagen, aber es freut Sie vielleicht, auch von mir dieſes „Urtheil zu hören.“

Und in der That konnte nicht leicht Jemand mehr als meine guten Eltern empfänglich dafür ſein, Lobenswerthes von ihren Kindern zu vernehmen. Noch heute iſt es für mich rührend zu leſen, mit welcher Freude ſie dieſer Empfindung in ihren Briefen an uns Ausdruck verliehen. Wie dankbar, ich kann kein bezeichnenderes Wort dafür finden, ſchrieb mir meine Mutter, als ich ihr zu ihrem Geburtstage, der auf den vorletzten Tag des Jahres fiel, von uns aber immer am letzten begangen wurde, eine kleine Ueberraſchung bereitete. Sie beſtand darin, daß ich von meinem erſparten Taſchengelde durch unſeren Zeichenlehrer Herrn Riezelmayer eine Anſicht Kremsmünſters aus der Vogelperſpective anfertigen ließ. Auch die Fenſter der Convictsabtheilung waren darauf zu ſehen, in der ich untergebracht war. Nicht müde wird meine Mutter, die Freude zu beſchreiben, die dieſes Geſchenk ihr bereitete, wie oft ſie dasſelbe täglich betrachte und uns aus den Fenſtern des Convictes herausguckend wähne. Und als ich im März des Jahres 1833 den Geburtstag meines Bruders mit einem für mein Alter vielleicht nicht völlig mißglückten Gedichte feierte, da war der Rührung in meinem väterlichen Hauſe kein Ende. Allen Verwandten und Freunden wurde meine poetiſche Herzensergießung gezeigt, ſogar der Fürſt Dietrichſtein mußte ſie leſen, und frohlockend ſchrieb mir mein Vater, derſelbe, ein Kenner in ſolchen Dingen, habe ſie mit Wärme gelobt.

Nach dem eben Gesagten darf ich wohl ohne Selbstüberhebung behaupten, daß die Richtung, die wir einschlugen, wenigstens im Ganzen und Großen keine tadelnswerthe war. Das Verdienst hievon gebührt gewiß zum Theile unseren geistlichen Vorgesetzten und insbesondere, insofern es mich angeht, meinem mir so überaus wohlwollenden Präfecten, P. Heinrich. Aber einen vielleicht noch größeren Antheil hieran möchte ich niemand Anderem zuschreiben als unseren Kameraden.

Den außerordentlich guten Geist, der damals unter den Zöglingen des Kremsmünsterer Convictes herrschte, kann ich wirklich nur rühmen. In der dritten Abtheilung, der ich angehörte, waren Knaben und Jünglinge in einem Alter versammelt, das sich von mir, dem Jüngsten, der ich erst dreizehn Jahre zählte, bis zu dem Aeltesten in dem ungefähren Alter von neunzehn oder zwanzig Jahren erstreckte. Nicht nur die vollste Gleichstellung herrschte unter uns, und eine Hintansetzung der Jüngeren war in gar keiner Weise bemerkbar. Aber ebensowenig war eine auch nur im Geringsten schädigende Einwirkung der Aelteren auf die Jüngeren, sondern weit eher ein bildender und sittigender Einfluß der Ersteren zu verspüren. Gar mancher derselben hatte ein wissenschaftliches Lieblingsfach, das er mit Eifer betrieb, und ich verweise zur Erhärtung dieser Behauptung nur auf die naturhistorischen Arbeiten und Sammlungen der Brüder Redtenbacher aus Kirchdorf. Trotz all der ungebundenen Fröhlichkeit, der wir uns hingaben, war uns doch Alles, was nach irgend einer Richtung hin ein Exceß genannt werden konnte, vollständig unbekannt. Niemals wurde ein anstößiges Wort gehört, nie fiel es Einem, auch wenn er zu den Aeltesten zählte, nur von ferne ein,

in irgend etwas wie vielleicht im Trinken über die Schranken äußerſter Mäßigkeit hinausgehen zu wollen. Es iſt wahr, das Deutſch, das wir ſprachen, gab Veranlaſſung genug zu berechtigtem Tadel, dafür waren wir aber auch ſchlicht, beſcheiden und einfach, jede Art von Großthuerei, von Geckenhaftigkeit lag uns vollkommen fern, und von einem Hange zur Nachahmung junger Leute aus vornehmeren und reicheren Familien wußten wir ſchon aus dem Grunde nicht das Mindeſte, weil uns ſolche gar nicht zu Geſicht kamen. Jeder von uns war ſich darüber vollkommen klar, daß er in ſeinem noch vor ihm liegenden Leben genau nur die Stellung einnehmen werde, die er ſich ſelbſt zu erringen verſtehe.

Am Schluſſe des Schuljahres wurde uns die Freude des Wiederbeginnes der Ferien durch den Tod unſeres Profeſſors, des P. Ignaz, dem wir von ganzem Herzen anhänglich waren, gar ſehr getrübt. Zu der Trauer um ihn geſellte ſich die tiefe Entrüſtung, die wir empfanden, als unſer Religionsprofeſſor P. David Landsmann, bei dem es freilich im Oberſtübchen nicht immer ganz richtig zu ſein ſchien, die Claſſe beſchuldigte, ſie ſei durch ungeberdiges Benehmen wenigſtens zum Theile Schuld an dem Tode ihres Lehrers. „Es fehlte nicht viel, ſo hätte „er uns Mörder genannt," ſchrieb ich empört an meinen Vater, und nicht nur ich allein, auch meine Kameraden waren um ſo erbitterter über dieſe Anklage, als wir ſie auch bei ſtrengſter Selbſtprüfung als völlig grundlos erklären durften, indem unſer Verhalten gegen den nunmehr Verſtorbenen allzeit ein unſerer Verehrung für ihn entſprechendes war. Ich gab dieſer Empfindung, wie faſt Allem, was mich damals bewegte, in einem Gedichte Aus-

druck, das des Beifalls meiner Eltern, Lehrer und Mitschüler theilhaftig wurde.

Diese Gefühle der Trauer und der Entrüstung waren jedoch umsoweniger nachhaltig, als gerade unter dem Glockengeläute des Begräbnisses unseres Professors unsere Eltern in Kremsmünster einfuhren, um uns von dort zu den Ferien abzuholen.

Den bei weitem größeren Theil derselben brachten wir nicht mehr in Tillysburg, sondern in St. Florian zu, denn es hatte sich herausgestellt, daß diese Einrichtung eigentlich allen hiebei Betheiligten die angenehmere war. Unser Onkel legte auf den täglichen, ja fast stündlichen Verkehr mit seinem Bruder ganz besonderen Werth, während der Umgang mit seiner geistvollen, immer heiteren Schwägerin ihm, der eines gewissen melancholischen Zuges nicht mehr Herr werden konnte, zu willkommener Anregung diente. Ja sogar wir allzeit fröhliche Knaben mochten ihm hie und da einen Augenblick der Zerstreuung bereiten.

Und sowie vom Onkel, so wurde auch von den Geistlichen des Stiftes das Verbleiben meiner Eltern in St. Florian lebhaft gewünscht, denn sie Alle schöpften ja Erheiterung und Erquickung aus dem Umgange mit ihnen. „Ich rathe „daher ein- für allemal," schrieb einer von ihnen, Friedrich Mayer, an meine Eltern, „bleiben Sie immer in St. Florian; „so schön Tillysburg auch ist, St. Florian ist doch schöner, „und ich bin erbötig, alle Einwendungen, die man dagegen „machen könnte, siegreich zu widerlegen."

Mein Vater, den wir durch zwei Jahre nicht gesehen hatten, konnte jedoch wegen dringender Geschäfte im Antikencabinete, dessen Angelegenheiten sich damals in einer Art Krisis befanden, nur den August in St. Florian zubringen

und mußte zu Beginn des September nach Wien zurück. Wir blieben mit der Mutter allein beim Onkel, und es konnte uns als ein Beweis des Werthes erscheinen, den er auf das Zusammensein mit uns legte, daß er sich von uns auf einem Ausfluge nach Ischl begleiten ließ.

So ganz verschieden von der jetzigen Art, dorthin zu gelangen, war die damalige, daß ich ihrer mit wenigen Worten erwähnen zu dürfen glaube. Wir fuhren in zwei Wagen über Neubau und Wels nach Gmunden, wo meine Mutter vor sechzehn Jahren gleichfalls mit dem Onkel zum ersten Male gewesen war; auch diesmal wie zu jener Zeit vergällte Regenwetter den Anblick der wunderschönen Gegend. Es folgte uns auf der Weiterfahrt bis Traunkirchen, wo die Straßenverbindung aufhörte und daher nicht nur wir selbst, sondern auch die Wagen und Pferde auf zwei großen Barken eingeschifft wurden. Von Ebensee ging die Fahrt nach Ischl gleichfalls im Regen, und ebenso die Rückreise vor sich, so daß wir etwas verstimmt über das viele Wetterpech wieder nach St. Florian kamen.

Ungleich lustiger für uns Knaben war ein zweiter Ausflug, den wir mit unserem Vetter und Studiengenossen Alois Moser allein und zu Fuße nach Leopoldschlag unternahmen. Ueber Wartberg, wo wir die Nacht blieben, wanderten wir dorthin und vergnügten uns während unseres Aufenthaltes daselbst in gleich fröhlicher Weise, wie sie bei uns noch vom vergangenen Jahre her in bestem Andenken stand.

Anfangs October kehrten wir nach Kremsmünster zurück, wo nun zu meiner großen Freude mein Bruder, dem ich trotz manchen gelegentlichen Streites doch immer in treuester Liebe zugethan war, in meine, d. i. die oberste Convictsabtheilung kam.

Damals, im Herbste 1833, befand sich Kaiser Franz mit seiner Gemalin auf einer Reise durch Oberösterreich. Es hieß allgemein, das Kaiserpaar werde auch Kremsmünster berühren, und da eine gewisse Wahrscheinlichkeit existirte, daß die Kaiserin, welche sich bei meiner Mutter immer voll Theilnahme nach uns erkundigte, sich in Kremsmünster unser erinnern und nach uns fragen werde, so fehlte es uns nicht an Instructionen für das Benehmen, das wir in diesem Falle beobachten sollten. Aber diese Mühe blieb fruchtlos; das Kaiserpaar kam nicht nach Kremsmünster, sondern es fuhr von Linz auf der gewöhnlichen Landstraße nach Wien. Da trug sich in der Nähe von St. Florian, in dem kleinen Pfarrdörfchen Asten, ein drolliger Vorfall zu, dessen Wiedererzählung uns höchlich ergötzte. Der dortige Pfarrer Gugger, ein Priester des Stiftes St. Florian, der auf dem Gebiete der Poesie zahlreiche, wenngleich nicht sehr werthvolle Gedichte verbrach, hatte an der Brücke über die Ipf einen Triumphbogen errichtet und die Brücke selbst mit Pyramiden und anderen Verzierungen feierlich geschmückt.

„Gugger hatte," so schreibt hierüber sein Stiftsbruder Mayer an meine Eltern, „natürlich Gedichte verfaßt und „Knaben und Mädchen zu Declamationen eingeübt. Denken „Sie nun, es fehlte wenig, so wäre dies alles umsonst ge„wesen. Die rücksichtslosen Hofkutscher hatten so wenig „Respect vor dem Pfarrer und dessen Schäfchen am Ipf„bache, daß sie in raschestem Tempo durch Asten hindurch„fahren wollten. Aber das kräftige Halt des Pfarrers, das „er bald in den Wagen hinein, bald gegen den Kutscher hin „schrie, und das entschlossene Erfassen des Stiefels des Kut„schers bannten urplötzlich den Wagen und Gugger stand

„am Ziele seiner Wünsche. Der Kaiser und die Kaiserin „waren auch wirklich sehr freundlich gegen ihn; die Kaiserin „fragte ihn um sein Befinden und ob nicht Sie, gnädige „Frau, noch in St. Florian wären. Sie können sich denken, „wie sehr diese Frage Alles in Erstaunen versetzte und die „ohnehin schon so große Achtung vor Ihnen womöglich bei „Allen noch steigerte."

b) Spätere Zeit in Kremsmünster.

Mit einigem Herzklopfen begannen wir im Spätherbste 1833 das neue Schuljahr, denn an Stelle des verstorbenen P. Ignaz wurde P. Romuald Straßer, der als ein überaus tüchtiger, aber auch als ein sehr strenger Lehrer galt, unser Classenprofessor. Nichts wäre daher erwünschter gewesen, als daß ich meinen Fehler, der freilich bei der Jugend ein ziemlich gewöhnlicher ist, meine Gedanken nicht in hinreichendem Maße auf meine Lernsachen zu concentriren, abgelegt oder doch wenigstens mit einiger Nachhaltigkeit zu bekämpfen mich bemüht hätte. Aber da trug sich im Frühsommer 1834 ein an und für sich ziemlich bedeutungsloses Ereigniß zu, welches jedoch in seiner Rückwirkung auf mich diesen Fehler nur noch vermehrte. Unter unseren Mitschülern befand sich Einer, Karl Redtenbacher, der sich, obgleich er nicht den Convictszöglingen, also nicht unserem engsten Kreise angehörte, doch mit ganz besonderer Innigkeit an mich anschloß. In dem Alter, in welchem wir uns damals befanden, pflegt man eine solche Zuneigung nur selten unerwidert zu lassen; es war also nichts natürlicher, als daß hieraus ein warmes Freundschaftsverhältniß zwischen uns hervorging. Karl Redtenbacher hegte den leicht begreiflichen

Wunſch, mich mit ſeiner Familie bekannt zu machen, und bald kam von derſelben die förmliche Einladung an meinen Bruder und an mich, die nächſten Pfingſtferien bei ihr in Kirchdorf zu verbringen.

Mit der Erlaubniß unſerer Eltern und der Gutheißung unſeres Onkels, die wir eigens einholten, um ihn nicht dadurch zu verletzen, daß wir zum erſten Male während der kürzeren Ferien anderswo hingingen als nach St. Florian, folgten wir dem Rufe nach Kirchdorf. Aber ſo hoch auch unſere Erwartungen geſpannt geweſen ſein mochten, ſie wurden durch die Wirklichkeit doch noch weit übertroffen. Nach unſerer Rückkehr nach Kremsmünſter ſchrieb ich unſeren Eltern einen enthuſiaſtiſchen Brief. „Wir „ſind jetzt ſchon wieder zwei Tage hier," heißt es darin, „doch mich dünken dieſe zwei Tage eine halbe Ewigkeit zu „ſein. Wir waren alſo in Kirchdorf und haben uns dort „unterhalten, wenigſtens ich, wie noch nie in den kleineren, „und Euch abgerechnet, auch in den langen Ferien." Wenn ich aber dieſen Brief weiter verfolge und außerdem auch meine aus jener Zeit noch ſehr lebhaften Erinnerungen zu Rath ziehe, ſo finde ich eigentlich doch nur zwei Punkte, durch welche dieſes Entzücken einigermaßen gerechtfertigt wird. Der Eine beſteht in einer wunderſchönen Partie, die wir von Kirchdorf aus zur ſogenannten Gratenalm unternahmen. Dort oben ſahen wir, in der zweiten Hälfte des Mai, die herrlichſte Alpenvegetation und unmittelbar daneben große Schneefelder, über welche wir, auf unſere Bergſtöcke geſtützt, mit Blitzesſchnelle hinabfuhren. Nicht nur dies, auch die weite Ausſicht beſchrieb ich meinen Eltern, die ſich von dem Höhenpunkte der Alpe, dem Herrentiſche darbietet. Aber auch den zweiten, den ent-

ſcheidenden Punkt, in welchem mein Enthuſiasmus für Kirchdorf eigentlich wurzelte, verſchwieg ich ihnen nicht. „Euch „darf ich es ſchon geſtehen," ſchrieb ich ihnen, „daß mir „Joſephine, die jüngſte, neunzehnjährige Schweſter meines „Freundes Karl, mehr als wohlgefiel. Ihr glaubt es gar „nicht," mit dieſen klagenden Worten endigt mein Brief, „wie mir hier in Kremsmünſter Alles ſo furchtbar lang„weilig und eintönig iſt; auf einmal aus einer ſo lieben „Geſellſchaft herausgeriſſen und hier eingeſperrt zu werden, „iſt ſchrecklich! Und morgen über acht Tage iſt ein ſo „ſchreckliches Examen; mir iſt jetzt Alles ſchrecklich! Außer „wenn ich ſtudiren ſoll und mit Gewalt meine Gedanken „auf das Buch richten muß, ſind ſie immer nach Kirchdorf „gerichtet."

Dieſer Herzensergießung ihres noch nicht ganz fünfzehnjährigen Sohnes gegenüber thaten meine Eltern wie immer das Klügſte. Sie freuten ſich ob meiner Freude, ſie lobten es, daß ich an dem ſchlichten und unverdorbenen Familienleben im Redtenbacher'ſchen Hauſe ſo viel Gefallen fand, und ſie ſprachen ihren eigenen Wunſch nach baldiger Bekanntſchaft mit demſelben aus.

In der etwas erregten Stimmung, in der ich mich damals befand, war es ein Lichtblick für mich, daß mir die Ausſicht eröffnet wurde, am Schluſſe des Schuljahres, bei der ſogenannten Promulgation, den Epilog ſprechen zu dürfen. Denn damals herrſchte in Kremsmünſter die Gewohnheit, daß bei dieſem feierlichen Anlaſſe zwei Schüler der ſechſten Claſſe, welche das Gymnaſium verließen, der Eine eine lateiniſche Rede hielt und ein Zweiter ein deutſches Schlußgedicht vortrug. Es war natürlich, daß man dieſer Ehre nur brave Schüler theilhaft werden ließ, aber die aller-

ausgezeichnetsten brauchten sie gerade nicht zu sein, weil man nicht wenig Werth darauf legte, diejenigen zu wählen, von denen man sich versprach, daß ihre Vortragsweise der ihnen obliegenden Aufgabe am meisten entsprechend sein werde.

In Anbetracht dieses letzteren Umstandes hätte man, wie ich mich zu erinnern glaube, am liebsten beide Vorträge uns Brüdern, Franz den lateinischen und mir den deutschen übertragen. Schließlich war es wohl die Scheu, den Schein ungerechtfertigter Protection auf sich zu laden, welche zu dem Entschlusse führte, den Ersten in der Classe, Namens Becher, mit der lateinischen Rede und mich mit dem deutschen Schlußgedichte zu betrauen. Ich zweifelte nicht daran, daß die Familie Redtenbacher bei einer Feier sich einfinden werde, die ja auch meinen Freund Karl anging, und mich vor seiner Schwester durch einen möglichst gelungenen Vortrag vor den Uebrigen hervorthun zu können, darauf waren von nun an meine lebhaftesten Wünsche gerichtet.

Hiezu war denn vor Allem die Abfassung eines in jeder Beziehung passenden Schlußgedichtes nöthig. Nicht wenig Fleiß und Mühe verwendete ich auf die Zustandebringung eines solchen, und schon glaubte ich mich eines günstigen Erfolges rühmen zu können, denn sowohl von dem sonst so strengen P. Romuald, als von meinen freilich um so nachsichtigeren Mitschülern wurde mein Elaborat nicht wenig gelobt. Aber vor der ganz unerwarteten Macht eines Stärkeren mußte ich mit meinem Werke zurücktreten. Der Pfleger von Orth bei Gmunden, Leopold Mathias Schleifer, in ganz Oberösterreich als hervorragender Dichter bekannt und beliebt, dessen jüngster Sohn Moriz erst im vergangenen

Jahre das Gymnaſium abſolvirt hatte und uns noch als Hörer der Philoſophie ein lieber Convictsgenoß war, hatte unſeren Profeſſor mit einem ſchönen, bei der Promulgation vorzutragenden Epilog überraſcht. So wie der Autor mir ſelbſt, ſo war auch ſein Werk meiner Arbeit weit überlegen. Die letztere wurde daher zurückgelegt, und ich ging eifrig daran, das Schlußgedicht Schleifer's auswendig zu lernen. Raſch kam ich damit zu Stande, und am Tage der Feierlichkeit wurde es ohne allzu große Befangenheit vor einer zahlreichen Verſammlung von mir declamirt. Auch die beiden Hauptperſonen, meine Mutter und Karls Schweſter, befanden ſich unter denen, die mich lobten. Beſonders groß ſcheint übrigens der Eindruck, den mein Vortrag auf die Erſtere hervorbrachte, nicht geweſen zu ſein. Ich finde ihn wenigſtens in dem Tagebuche, in welches ſie leider faſt nur zu jener Zeit alle ihre Erlebniſſe mit ziemlicher Genauigkeit eintrug, gar nicht erwähnt.

Was die Unternehmungen anging, die wir in den eben beginnenden langen Ferien ausführen wollten, ſo befanden wir uns einigermaßen in der Lage, welche die Franzoſen embarras de richesse nennen. Unſere Mutter hatte einer ſiebenbürgiſchen Dame, Gräfin Rhédey, mit welcher und mit deren bildſchöner Tochter Claudine ſie erſt in den letzten Jahren eine ſehr innige Freundſchaft geſchloſſen hatte, einen Beſuch in Iſchl verſprochen. Wir Beide, denn auch mein Bruder ſtand in dieſer Beziehung ganz auf meiner Seite, drängten zu einer Fahrt nach Kirchdorf und zu einem längeren Aufenthalte daſelbſt. Der Onkel in St. Florian durfte nicht etwa beleidigt oder ganz übergangen werden, und ſchließlich war es ſchon ſeit ſehr langer Zeit projectirt, daß wir im September nach vierjähriger Abweſenheit zum

erſten Male wieder nach Wien gehen, dort den Vater, der nicht nach Oberöſterreich kommen konnte, und die übrigen Freunde und Verwandten ſehen und mit ihnen dieſen Monat verleben ſollten.

Mit ihrem gewöhnlichen Talente, auch ſcheinbar einander widerſtreitende Intereſſen zu verſöhnen, wußte meine Mutter Alles dies in einer Weiſe einzurichten, daß Jeder befriedigt wurde. Am 6., dem Promulgationstage, fuhren wir nach St. Florian, wo wir durch zehn Tage beim Onkel blieben. Am 16. begaben wir uns über Kremsmünſter und Gmunden nach Iſchl, wo wir am 17. eintrafen und von der Gräfin Rhédey und ihrer nicht nur reizvollen, ſondern auch äußerſt liebenswürdigen Tochter mit wahrem Jubel empfangen wurden. Ich war thöricht genug geweſen, gegen die junge Gräfin, als ich ſie noch nicht perſönlich, ſondern nur aus den Briefen meiner Mutter kannte, eine Art von Ingrimm zu verſpüren, weil ſie, die doch nicht viel älter war als wir, uns hatte ſagen laſſen, wir möchten doch nur recht fleißig lernen. Vor ihrem Anblicke und ihrer herzgewinnenden Freundlichkeit aber ſchmolz Alles, was ich etwa früher gegen ſie haben mochte, ſpurlos dahin.

Drei Tage dauerte unſer ſehr luſtiger Aufenthalt in Iſchl, an den ſich ein gleicher und ebenſo langer in Kirchdorf ſchloß. Es beglückte mich wahrhaft, daß es auch meiner Mutter dort ungemein wohlgefiel, und wirklich ſchrieb ſie bei ihrer Abreiſe in ihr Tagebuch die Worte: „Kirch„dorf unvergeßlich; wunderſchöne Gegend, liebe, freundliche „Menſchen.“

Nicht ganz eine Woche blieben wir wieder in St. Florian, dann aber ging es endlich auf der Donau nach Wien,

wohin wir uns schon so lange Zeit hindurch ernstlich gesehnt hatten.

Die Einzelnheiten unseres diesmaligen Aufenthaltes in meiner Geburtsstadt hier anzuführen, würde mich offenbar zu weit führen. Deßhalb beschränke ich mich darauf zu sagen, daß wir von allen Verwandten und Freunden aufs Liebreichste aufgenommen wurden. Den Glanzpunkt unseres Verweilens in Wien bildete aber der Verkehr mit dem Hause Gévay, das wirklich an fröhlicher Unterhaltung, sowie an geistiger Anregung die lebhaftesten Wünsche mehr als befriedigte.

Am 27. September mußten wir Wien mit dem Eilwagen verlassen, zu dem unsere Eltern uns das Geleite gaben. Wie schwer insbesondere unserer Mutter der Abschied wurde, geht aus den Worten hervor, die sie in ihr Tagebuch eintrug: „So wehmüthig wie noch nie nach der „Trennung. Alles todt und kalt. Bei Fanny gespeist, das „Weinen übermannt mich."

Offenbar war es diese Trauer meiner Mutter über ihre Trennung von uns, welche meinen Vater, der allzeit bereit war, ihr einen neuen Beweis seiner treuen Liebe zu geben, zu einem Vorschlage bestimmte, der für uns eine freudige Ueberraschung enthielt. Ohne uns hievon auch nur die entfernteste Mittheilung zu machen, beschlossen meine Eltern, die nächsten Weihnachtsferien mit uns in St. Florian zuzubringen. In dieser rauhen Jahreszeit und bei der damaligen unbequemen Beförderungsart war dies in der That kein gering anzuschlagendes Opfer. Am Abende des 21. December waren meine Eltern dort eingetroffen; am 24. kamen wir selbst dahin, nichts ahnend von der außerordentlichen Freude, die uns bevorstand. Als wir zum Onkel ins Zimmer

traten und bei ihm unsere Eltern fanden, glaubte ich, es sei unmöglich und nur eine frappante Aehnlichkeit täusche mich. Franz sagte gar nichts und lachte in Einem fort. Alle zusammen waren wir sehr glücklich und heiterten auch den Onkel merklich auf. Und des Abends waren wir Brüder, wie meine Mutter in ihr Tagebuch einträgt, so ausgelassen, daß ihr angst und bang wurde. Um uns aber doch mit etwas Ernsterem zu beschäftigen, bis die Zeit zur Mitternachtsmesse erschien, der wir beiwohnen wollten, las ich mit der Mutter, während Franz auf ein paar Stunden zu Bett ging, „Kerker und Krone“ von Zedlitz.

Am Nachmittage des 28. December kehrten wir von St. Florian nach Kremsmünster zurück, von unseren Eltern eine Viertelstunde weit, bis Hohenbrunn begleitet. „Alfred „gibt mir,“ schreibt meine Mutter, „ein Tannenreis. Ich „kann mich nicht mehr zurückhalten und will es auch nicht. „Warum sollen die guten Kinder nicht wissen, daß sie „meine größte irdische Freude sind? Franz ist etwas blaß „und Alfred weint auch. Gott segne und geleite sie!“

Nach Wien zurückgekehrt, erhielt meine Mutter einigen Trost für die erneuerte Trennung von uns durch die überaus gnädige Aufnahme, die sie wieder bei der Kaiserin fand. Eine Angelegenheit, die ich nicht näher zu bezeichnen weiß, die sich aber auf eines der im Institute befindlichen Mädchen bezogen haben muß, erregte das ganze Interesse Ihrer Majestät. „Wie engelsgut sie ist,“ schreibt meine Mutter am 12. Januar 1835 in ihr Tagebuch, „sich so „zu kümmern und zu freuen. Sie hat viel mehr Vertrauen „als ich; Gott gebe, daß es gut geht.“ Und etwa einen Monat später überreichte ihr meine Mutter eine von ihr verfaßte, auf das Institut bezügliche Denkschrift, welche

die Kaiserin bei dem nächsten Zusammentreffen „ein Meisterstück“ nannte.

Nur kurze Zeit währte es, so wurde die hohe Frau von dem größten Unglücke betroffen, das nur immer über sie hereinbrechen konnte. Am 24. Februar wurde Kaiser Franz von einer schweren Krankheit befallen, und schon am 2. März verschied er. Am 10. sah meine Mutter ihre erhabene Gönnerin zum ersten Male wieder. „Blaß, still und mild,“ so notirt sie in ihr Tagebuch, „liegt sie wie ein Heiligenbild „vor mir, die ich ihr schluchzend die schönen Hände küsse. „O, könnte ich mir jedes Wort dieser vortrefflichen, ausgezeichneten Frau ins Gedächtniß prägen! Selbst in unseren „Kreisen, ohne Rang, ohne Reichthum, wäre sie eine seltene „Erscheinung; um wie viel mehr ist sie es da, wo sie jeden „ihrer Schritte durch eine Wohlthat bezeichnet. Viermal „küßte sie mich auf den Kopf und erzählte so rührend „von dem Segen des Verstorbenen, den der gute Sohn „nicht ohne seinen Bruder empfangen wollte. Sie sprach „mir von der Bitte, die sie dem Kaiser noch vorlegen „wollte, mich zu ihrer Vorleserin zu machen.“ „„Ich habe „Sie sehr lieb,““ sagte sie mir, „„Sie wissen gar nicht, „wie viel Sie mir schon waren. Sie sollen es neuerdings „werden, aber auch der Form und dem Namen nach. „Sagen Sie Ihren Kindern, daß sie noch dem Verstorbenen „dienen, wenn sie dem jetzigen Kaiser gute Unterthanen „sind.““ Ich aber gelobe ihr in meinem Herzen fest und „innig, ihr mein ganzes Leben zu widmen, ohne Gewinn, „ohne Wunsch nach Belohnung, rein nur für sie.“

Schon seit längerer Zeit und auch während derjenigen, welche auf unser Zusammentreffen mit unseren Eltern in St. Florian folgte, hat die Wahl des Standes, dem wir

uns künftighin zuwenden wollten, den Gegenstand eifriger Erörterungen zwischen uns gebildet. Bei meinem Bruder galt es allerdings schon seit seiner Kindheit als feststehend, daß er dereinst dem geistlichen Stande sich widmen werde. Der frühzeitige und häufige Aufenthalt in dem von uns so geliebten St. Florian hatte diesen Gedanken zuerst geweckt und dann derart gefestigt, daß eigentlich Niemand mehr in der Familie an seiner künftigen Erfüllung zweifelte. Als wir einmal in St. Florian bei der ersten Messe eines neugeweihten Geistlichen anwesend waren, versetzte sich meine Mutter mit ihrer regen Phantasie in den feierlichen Moment, in welchem sie der Primiz ihres älteren Sohnes beiwohnen und von seiner Hand den ersten priesterlichen Segen empfangen werde. Mein Bruder selbst betrachtete die Sache als so ausgemacht, daß er einmal, als ein absolvirter Kremsmünsterer Student mit uns nach St. Florian fuhr, um dort in das Noviziat zu treten, meinem Vater als wie von etwas Selbstverständlichem schrieb, zu der Zeit, in welcher Jener die Priesterweihe erhalte, werde er selbst ins Noviziat kommen.

Allmälig tauchten jedoch, und soweit ich sehe, zunächst in mir einige Zweifel auf an der Standhaftigkeit dieses Vorsatzes, Zweifel, die übrigens auch leicht das Product eines leider in mir ziemlich starken Hanges zur Neckerei sein konnten. Aber auch der weit ernsteren Auffassung meines Vaters schien eine ähnliche Wahrnehmung nicht zu entgehen, denn auf sie gründete sich wahrscheinlich der schon an und für sich ungemein vernünftige Vorschlag, mit dem er an meinen Bruder herantrat, derselbe solle, bevor er sich definitiv für den Priesterstand entscheide, ein Jahr hindurch Medicin an der Wiener Universität hören. Allsogleich

ſtimmte mein Bruder dieſem Projecte zu, doch that er dies damals gewiß nicht mit dem Gedanken, in der Ausführung desſelben die Brücke zu finden, ſich von ſeinem langgehegten Plane wieder zu entfernen. Denn noch viel ſpäter betonte er es in ernſtlichſter Weiſe, daß dieſes Jahr Medicin das einzige und letzte ſein werde, welches ihm im väterlichen Hauſe zuzubringen vergönnt ſei.

Allerdings finde ich in ſeinen damaligen Briefen an unſeren Vater die mehrmals in ziemlich dringendem Tone wiederholte Frage, ob er glaube, daß es einem ſeiner Söhne geſtattet ſein würde, unter ihm bei einem und demſelben Amte zu dienen? An mich dachte er hiebei gewiß nicht, und bei dem außergewöhnlichen Eifer, mit dem er zu jener Zeit hiſtoriſchen Studien oblag, hatte er bei ſolchen Gedanken wohl nur ſeine eigene Perſon im Sinne. Um ſo wahrſcheinlicher dünkt mich dies jetzt, wenn ich mich daran erinnere, wie eigentlich unſer vorjähriger Beſuch in Kirchdorf auf meinen weit ernſteren und ſolideren Bruder einen viel nachhaltigeren Eindruck hervorgebracht hatte als auf mich. Was bei mir raſch aufflackerndes und ebenſo wieder verlöſchendes Strohfeuer geweſen zu ſein ſcheint, war bei ihm offenbar das Reſultat eines edleren und bleibenderen Gefühls. Bei einer Meinungsverſchiedenheit über den Ort, in welchem wir die Oſterferien des Jahres 1835 zubringen ſollten, plaidirte er mit großer Wärme für Kirchdorf, während ich mich für Leopoldſchlag ausſprach, und als er mit ſeiner ſchon der viel geringeren Entfernung wegen gewiß zweckmäßigeren Anſicht durchdrang und wir wirklich nach Kirchdorf gingen, da trieb ich mich den ganzen Tag mit meinen Altersgenoſſen auf der Jagd, wie wir es euphemiſtiſch nannten, umher, während ſie ſich doch ſchon der

Jahreszeit wegen auf Eichkätzchen und allerlei Vögel beschränkte, unter denen uns sogar Sperlinge nicht zu gering waren. Franz hingegen saß unter dem Vorwande, seiner Kurzsichtigkeit wegen unsere Schießübungen nicht gut mitmachen zu können, wie er selbst recht treuherzig unseren Eltern berichtet, meistentheils bei den Mädchen, mit denen er vorzugsweise Musik trieb. In enthusiastischen Worten schilderte er unserem Vater die Schönheit der Kirchdorfer Gegend, und obgleich er erst im vergangenen Jahre in Gmunden und Ischl gewesen, behauptete er doch nie etwas Herrlicheres gesehen zu haben als Kirchdorf.

Eine ungleich geringere Rolle als bei meinem Bruder spielte die Frage der künftigen Standeswahl bei mir. Nur einmal regte ich sie selbst an, als von einem ehemaligen Kremsmünsterer Studenten, Namens Kürsinger, die Rede war, der nach Vollendung seiner Studien in irgendwelche Verbindung mit dem damaligen Commandanten der österreichischen Seemacht Marquis Paulucci getreten und in seinem Gefolge nach Griechenland und der Levante, nach Palästina und Egypten gekommen war. Auf meine Bemerkung, wie sehr ich ihn um diese Reise und um das Glück, fremde Länder und Völker zu sehen, beneide, antwortete mein Vater, daß ich ja eines ähnlichen Loses, und zwar durch den Eintritt in die Akademie zur Erlernung der orientalischen Sprachen theilhaft werden könnte.

Ich leugne nicht, daß mir dieser Gedanke ein Weilchen im Kopfe herumging, daß ich es aber heute noch billige, wenn meine Antwort ablehnend lautete. Die Eltern der jungen Leute, welche zu jener Zeit in die orientalische Akademie traten, mußten einen Revers leisten, daß ihre Söhne sich für beständig der Dienstleistung im Oriente widmeten.

So überaus wünschenswerth es mir nun auch erschienen wäre, den Orient einmal zu sehen, für ein so wenig beneidenswerthes Schicksal hielt ich es doch, dort sein ganzes Leben zubringen zu müssen. Freilich waren schon damals die Fälle nicht ganz selten, in welchen ehemalige Zöglinge der orientalischen Akademie trotz des ausgestellten Reverses später zur diplomatischen Dienstleistung im Occidente verwendet worden waren. Aber ich fühlte allzeit nur geringe Neigung zum Dienste in der Diplomatie, und dieselbe ist in mir mit zunehmendem Alter nicht stärker geworden. Ich weiß recht gut, daß ohne unbedingten Gehorsam und blinde Unterwerfung des eigenen unter den fremden und höheren Willen ein geregelter Dienst in allen Zweigen des öffentlichen Lebens ganz unmöglich sein würde. Aber die Art pflichtmäßiger Verstellung, zu welcher bei aller Ehrenhaftigkeit des Charakters des Einzelnen derselbe oft wider seinen Willen dadurch genöthigt wird, daß er die jeweilige Ansicht des eigenen Cabinetes, auch wenn er sie in seinem Innern mißbilligen sollte, selbst noch über den amtlichen Verkehr hinaus in seiner ganzen Haltung, in jedem Privatgespräche, ja ich möchte fast sagen in jeder Miene, die er annimmt, als die einzig richtige hinstellen, vertreten und vertheidigen muß, daß ist eine Rolle, von der mir allzeit schien, daß ein überzeugungstreuer Mann sich oft nur sehr schwer in sie hineinfinden könne.

Meine Abneigung, mich für die Bewerbung um einen Platz in der orientalischen Akademie zu entscheiden, fand in meiner Mutter eine mächtige Alliirte. Auch sie hielt den bleibenden Aufenthalt im Orient durchaus nicht für wünschenswerth, und ganz besonderen Nachdruck legte sie darauf, daß, nachdem es zu jener Zeit noch feststand, mein Bruder

werde dem geiſtlichen Stande ſich widmen, ſie dann ihr ganzes Leben hindurch der Freude werde entbehren müſſen, wenigſtens einen ihrer Söhne um ſich zu haben. Einer ſolchen Entbehrung könne man ſich, ſo meinte ſie, in Ergebung fügen, wenn ſie Einem vom Schickſal als unausweichlich auferlegt würde, aber man dürfe ſie doch unmöglich ſelbſt herbeiführen wollen.

Mein Bruder war gleichfalls nicht für meinen etwaigen Eintritt in die orientaliſche Akademie, und da die ganze Sache auch von Seite meines Vaters nur eine Anregung und nicht eine Willensäußerung geweſen, ſo blieb ſie auf ſich beruhen und es war von ihr nicht mehr die Rede. Wir betrachteten es vielmehr als ſelbſtverſtändlich, daß ich dereinſt die Rechte ſtudiren und im inneren Dienſte des Staates mein Fortkommen ſuchen werde.

Lebhafter als dies beſchäftigte uns zu jener Zeit die Frage, wo und wie wir die Pfingſtferien zubringen ſollten. Franz wollte wieder nach Kirchdorf; ich aber heckte ein ganz neues Project, das einer Fußwanderung ins Gebirg aus, und diesmal blieb ich aus dem Grunde Sieger, weil P. Heinrich, welcher der Familie Redtenbacher nicht grün war, die Meinung hegte oder ſie wenigſtens vorſchützte, der Aufenthalt in Kirchdorf bringe auf uns keine günſtigen Eindrücke hervor.

Unſere Gebirgstour beſtand darin, daß wir Beide und ein etwas älterer Convictsgenoß, Namens Friedrich Elsner, deſſen Vater als Oberamtsrath in Gmunden angeſtellt war, am Pfingſtſonntage von Kremsmünſter nach Scharnſtein fuhren. Von dort traten wir unſere Fußwanderung an, ſpeiſten bei dem Pfarrer in der Grünau, P. Placidus, einem Kremsmünſterer Geiſtlichen, zu Mittag und erreichten gegen Abend den Almſee, wo wir im See-

hauſe die Nacht blieben. Am folgenden Morgen gingen wir zuerſt dem ſchäumenden Weißenbach entgegen, hierauf über einen Bergrücken und dann wieder ſteil abwärts zum Offenſee, von da aber nach Ebenſee, wo wir um halb ein Uhr ankamen und wieder Mittag machten. Ein Schiffchen brachte uns nach Traunkirchen, von wo wir nach Gmunden weitergingen und bei Elsner's die freundlichſte Aufnahme fanden. Den Dienstag brachten wir in Gmunden zu und Mittwochs um fünf Uhr früh machten wir uns auf den Weitermarſch nach Lambach. Der Traunfall entzückte uns, aber in Lambach erſtaunten wir, die wir an St. Florian und Kremsmünſter gewöhnt waren, höchlich, als uns ein Geiſtlicher auf unſere Bitte, uns das Stift und ſeine Merkwürdigkeiten zu zeigen, offen geſtand, ſie beſäßen nichts Sehenswerthes und auch ihr Haus biete nichts Merkwürdiges dar. Etwas enttäuſcht, wanderten wir auf der eintönigen Poſtſtraße weiter nach Wels, von wo wir mit der Pferdebahn nach Linz fuhren. Donnerstags früh gingen wir, Elsner immer mit uns, zu Fuß nach St. Florian, wo wir den Onkel beſuchten, der uns gegen Abend zu Wagen nach Kremsmünſter zurückführen ließ.

Zur Beurtheilung der damaligen Lebensverhältniſſe iſt es vielleicht nicht ganz ohne Werth, wenn ich hier anführe, daß wir gemeinſchaftliche Caſſe führten und die Geſammtausgabe für unſere fünftägige Tour, obwohl wir uns gar nichts abgehen ließen, ſich doch nur auf dreizehn Gulden Conventionsmünze belief. Auf einen von uns kam alſo täglich etwas weniger als ein Gulden.

Die fröhliche Stimmung, in der wir uns damals befanden, wurde nicht wenig durch die freudige Ausſicht erhöht, unſere Mutter in dieſem Jahre früher als ſonſt wieder zu

ſehen. Ihre liebenswürdige Freundin Gräfin Julie Dietrich-
ſtein, jetzt Fürſtin Oettingen-Wallerſtein, hatte ſie dringend
zu ſich nach München geladen, und um nichts von dem
Zuſammenſein mit uns während der langen Ferien zu ver-
ſäumen, willigte unſere Mutter ein, den Monat vor den-
ſelben in München zu verweilen. Auf der Reiſe dorthin
beſuchte ſie uns, und wir eilten ihr wie gewöhnlich bis
Kematen, etwa anderthalb Stunden entgegen. Mit Jubel-
geſchrei bewillkommten wir ſie und waren glücklich, wieder
einmal ein paar Tage mit ihr verleben zu können. Wie
ſehr auch unſere Mutter dieſe Empfindung theilte, geht aus
der Eintragung hervor, die ich unter dem Datum des 5. Juli
in ihrem Tagebuche finde.

„Der Abend einer der ſchönſten," ſo lautet ſie, „die
„ich je genießen werde. Alles Leben, Andacht, Feier der
„Natur. Mondhell und herrlich beleuchtet iſt die ſchöne
„Landſchaft; auf der Gratenalm Sonnwendfeuer, der aſtro-
„nomiſche Thurm beleuchtet, unzählige Glühwürmchen, der
„herrlichſte Duft und die ſchönſten Vocalquartetten wie vom
„Himmel ſanft hernieder thauend auf uns, auf mich zwiſchen
„meinen Kindern."

Die Quartetten, welche meiner Mutter ſo gefielen,
wurden von einigen meiner Mitſchüler geſungen, welche
ſich, ihr unſichtbar, auf einer kleinen Wieſe über uns placirt
hatten. Und ihrem Entzücken über dieſen Abend gab ſie
auch in einer an meinen Vater gerichteten, überaus anſchau-
lichen Schilderung Ausdruck. „Gott ſei tauſend Dank und
„Preis," heißt es an ihrem Schluſſe, für all die Wohl-
„thaten, die er mir angedeihen läßt, für Dich, für unſere
„Söhne und auch dafür, daß ich es ſo innig fühlen kann,
„wie glücklich ich bin!"

Am früheſten Morgen des 6. Juli verließ unſere Mutter uns wieder; während ſie aber in München im Hauſe Wallerſtein ſich eines wahrhaft köſtlichen Aufenthaltes erfreute, bereitete ich mir ſelbſt durch eigenes Verſchulden die ärgſte Demüthigung, die mir während meiner ganzen Studienzeit widerfuhr. Um ſo ſchmerzlicher empfand ich ſie, als gerade der Verlauf dieſes Schuljahres die entgegengeſetzten Erwartungen in mir rege gemacht hatte. Am Schluſſe des erſten Semeſters hatte ich nämlich mein lang erſehntes Ziel wirklich erreicht, mit meinem Bruder eine völlig gleiche Claſſification zu erlangen. Jeder von uns hatte vier Vorzugs- und zwei erſte Claſſen. Außer der Mathematik, in der wir beide nicht excellirten, war meine Achillesferſe in der Philoſophie, die meines Bruders in der Philologie, und mit dem Sanguinismus der Jugend bildete ich mir ein, ich ſei auch in der Philoſophie ſchon ſehr nahe an der Eminenz geweſen und würde ſie ohne Zweifel im nächſten Semeſter wirklich erreichen. Aber gerade das Gegentheil fand ſtatt; obgleich ich in den übrigen Fächern wieder gute, ja zum Theile ſogar vorzügliche Claſſen erhielt, vermochte ich in der Philoſophie nicht einmal die erſte zu behaupten, ſondern erhielt eine ungenügende Fortgangsclaſſe, freilich mit dem Rechte, die Prüfung beim Beginne des nächſten Schuljahres nachtragen zu dürfen.

Natürlicher Weiſe brachte mein arger Mißerfolg auf meine Eltern, mit denen wir am 2. Auguſt in St. Florian zuſammentrafen und die gleich mir ſelbſt eines derartigen Ereigniſſes gar nicht gewärtig waren, insbeſondere auf meinen Vater einen recht niederſchlagenden Eindruck hervor. Aber in ſo liebevoll nachſichtiger Weiſe zeigte er mir ſeine Betrübniß, daß ich davon völlig zerknirſcht war. Die

Mutter aber in ihrer raſch entſchloſſenen Art legte gleich Hand an, um mich den einmal begangenen Fehler ſo bald und ſo gut als möglich wieder verbeſſern zu machen. Sie ſelbſt begann ſich mit mir in die ſo ſchwer verſtändlichen philoſophiſchen Schriften des geſtrengen Profeſſors P. Berthold zu vertiefen und mich das Gelernte zu überhören. Dennoch wurde ich auch des Ferialvergnügens nicht völlig beraubt und durfte, wonach ich mich beſonders ſehnte, wenn ich des Morgens fleißig gearbeitet hatte, des Nachmittags auf Haſen und Rebhühner jagen. Und endlich ging auch das Project in Erfüllung, zu deſſen Verwirklichung mein Bruder ſchon ſeit Monaten drängte, ein Ausflug nach Kirchdorf. Am 20. Auguſt brachen die Eltern mit uns nach Kremsmünſter auf, und es beglückte mich, daß ich mit dem Vater allein den Weg nach dem Almſee fortſetzen durfte, während mein Bruder mit der Mutter direct nach Kirchdorf fuhr. Am folgenden Tage gingen Vater und ich zu Fuße durch die Hetzau nach der Steyerling, und im ſogenannten Brunnenwinkel trafen wir mit Mutter, Franz und ihrer Redtenbacher'ſchen Begleitung zuſammen. Gar lieb war dieſe Wanderung mit dem Vater allein, und voll Inbrunſt erneuerte ich das Gelöbniß in mir, ihm keinen Verdruß mehr zu bereiten, wie dies vor Kurzem leider geſchehen war.

Schon am 22. Auguſt verließen wir insgeſammt Kirchdorf, fanden in Sierning den uns entgegenkommenden Onkel und kehrten mit ihm nach St. Florian zurück, von wo wir jedoch ſehr bald wieder ſchieden, um unſere Eltern nach Wien zu begleiten und hier den September mit ihnen zu verleben. Zum Beginne des Schuljahres nach Kremsmünſter zurückgekehrt, legte ich zwei Wochen ſpäter meine Nachprüfung ab, und zwar mit recht befriedigendem Erfolge,

aber doch keineswegs mit dem Bewußtsein, hiedurch den einmal begangenen Fehler auch vollkommen ungeschehen gemacht zu haben.

Mit großer Freude erfüllte uns der Entschluß unseres Präfecten P. Heinrich, uns und unsere Abtheilungsgenossen an zwei Abenden der Woche Schiller'sche Dramen mit vertheilten Rollen lesen zu lassen. Mein Bruder und ich standen hiebei gar sehr im Vordergrunde. So las er im „Wilhelm Tell" den Melchthal und den Johannes Parricida, ich aber den Tell, die Gertrud und die Armgart, und mit Freude berichtete ich meinen Eltern, daß Franz in der Scene mit Stauffacher und Walther Fürst, in der Melchthal die Nachricht von der grausamen Blendung seines Vaters hinterbracht wird, ganz außerordentlich gefiel. Sie blieb auch später in unserem häuslichen Kreise sein oft bewundertes Steckenpferd.

Auch die „Jungfrau von Orleans" und der „Wallenstein" gingen recht gut von Statten. Es klingt komisch genug, aber liegt doch in der Natur der Sache, daß ich die Johanna las, während meinem Bruder der Dunois und der Lionel zugetheilt waren. Im „Wallenstein" las Franz die Hauptrolle und ich den Max, den Oberst Wrangel und den Oberstlieutenant Gordon. „So etwas sollten wir," meinte Franz in einem Briefe an unsere Eltern, „einmal „zu Hause oder bei Gévay probiren." Er sprach damit einen Wunsch aus, der sich wenigstens theilweise schon in allernächster Zeit und dann später in recht ausgedehntem Maße verwirklichen sollte.

„In allernächster Zeit" darf ich sagen, denn wir bereiteten unseren Eltern die Ueberraschung, daß wir sie, indem wir die Fahrkosten aus unseren Ersparnissen bestritten,

während der Osterferien in Wien überfielen. Groß war die Freude, die wir ihnen dadurch machten, und die sie uns auch in einer uns ungemein wohlthuenden Weise ganz unverhohlen zeigten. Schon am zweiten Abende nach unserer Ankunft wurde bei Gévay etwas von Calderon gelesen, wobei wir uns zum ersten Male zur Zufriedenheit unserer Mutter producirten. Und noch besser ging es einige Tage später mit „Wallenstein", den wir mit der gleichen Rollenvertheilung wie in Kremsmünster lasen.

Auch in Bezug auf die Studien ging es uns das ganze Jahr hindurch recht gut. Insbesondere thaten wir uns in der Geschichte hervor, die ja überhaupt unser erklärtes Lieblingsfach war. So konnte ich schon am Schlusse des ersten Semesters, am 13. März, meinen Eltern schreiben: „Jetzt ist das letzte Examen auch vorbei, und recht glücklich „und ehrenvoll für uns Beide, denn wir waren die einzigen „im ganzen Collegium, welche mit sicherer Eminenz eingegeben „waren. Franz wurde vor mir aufgerufen, weil sich P. Fer„dinand nicht an die alphabetische Ordnung hält. Er mußte „Konrad III. und Friedrich Barbarossa abhandeln, ich als „der folgende Heinrich VI., Friedrich II., Konrad IV., Kon„radin in Neapel. Es ging außerordentlich gut und wir „wurden vom Herrn Kreishauptmanne Ritter von Dornfeld, „der als kaiserlicher Prüfungscommissär hier war, mit den „Worten: „„Sehr brav, ausgezeichnet"" entlassen."

Gerade vor zehn Jahren waren wir aus Anlaß unserer ersten Prüfung an der Hauptschule zu Steyr diesem Ehrenmanne, der an dem langjährigen Schauplatze seines Wirkens ein auch heutzutage noch gepriesenes Andenken hinterließ, zum ersten Male vorgestellt worden. Wer hätte je daran gedacht, daß fast vier Decennien später durch die

Heirat meiner Tochter mit einem ſeiner Enkel ſeine Urenkel auch meine Enkel ſein würden!

In ähnlicher Weiſe gingen die Dinge auch während des zweiten Semeſters dieſes letzten Schuljahres, das wir überhaupt in Kremsmünſter zubringen konnten, vor ſich. Nur ſtieg während desſelben unſere Sehnſucht, endlich von dort loszukommen, in ganz merkwürdiger Weiſe. Nicht daß wir das viele Gute, das uns im Laufe von ſechs Jahren daſelbſt zu Theil geworden war, irgendwie verkannt hätten oder dafür nicht dankbar geweſen wären. Aber wir waren doch auch wieder der feſten Ueberzeugung, daß wir bei zunehmender Reife nicht mehr in eine Anſtalt paßten, deren Grundplan uns nur für ein mehr kindiſches Alter berechnet und geeignet zu ſein ſchien. „Jeder ohne Ausnahme wünſcht,“ ſchrieb ſchon im Beginne des Jahres mein Bruder nach Hauſe, „erlöſet zu werden, und das mit einer Sehnſucht, die „allen Glauben überſteigt.“

Das letzte erwähnenswerthe Ereigniß, das wir in Kremsmünſter erlebten, war ein Feſt, welches wir unſerem Präfecten P. Heinrich aus Anlaß ſeines Namenstages gaben. Eine Pyramide ſtellten wir auf, die eine lateiniſche Inſchrift zu ſeinen Ehren als Chronograph im Transparent zeigte. Ein von mir verfaßtes Gedicht, von einem unſerer Collegen in Muſik geſetzt und von vier derſelben als Quartett geſungen, folgte darauf; verſchiedene andere Muſikſtücke machten den Schluß.

So jung ich auch damals noch war, ſo wenig liebte ich doch auch ſchon zu jener Zeit die Gelegenheitsgedichte, und ich ging der Aufgabe, ſolche zu verfaſſen, am liebſten ganz aus dem Wege, denn die übertriebenen Schmeicheleien, die gewöhnlich darin vorkommen, widerſtrebten mir gründlich.

Daß dies wirklich der Fall war, hatte ich durch meine Weigerung bewieſen, ein ſolches Gedicht für eine Feier zu verfaſſen, welche im November oder December 1835 für den Convictsdirector P. Amand Mayerhauſer veranſtaltet wurde. „Was ich nicht fühle, kann ich nicht ſagen," erklärte ich damals dem P. Heinrich etwas trocken, als er ein ſolches Gedicht von mir verlangte. Für P. Amand ſage mir mein Gefühl wenig oder gar nichts, alſo könne ich auch kein Gedicht auf ihn machen.

Vielleicht nicht ganz mit Unrecht war P. Heinrich über dieſe Weigerung etwas empfindlich. Aber um ſo mehr mußte es ihm ſchmeicheln, daß ich das Gedicht auf ihn ſelbſt ſo bereitwillig verfaßte. Und weil die Stimme meines Herzens dabei mitſprach, fiel es auch zu allgemeiner Befriedigung aus.

Am 3. Auguſt 1836 trafen unſere Eltern in Kremsmünſter ein, uns von dort abzuholen. Die Freude über das Wiederſehen und wohl auch die, dem Convictsleben für alle Zukunft zu entgehen, ließen das Bedauern über die Trennung von einem Orte, an welchem wir ſechs Jahre doch wenigſtens zum größeren Theile glücklich verlebt, und von Perſonen nicht aufkommen, von denen uns gar Manche, und vor Allen P. Heinrich, Beweiſe ihrer Güte, ihres Wohlwollens, ihrer Theilnahme an unſerem Schickſal gegeben hatten. Da auch der Erfolg der Studien ein nicht unerfreulicher war, ſo legten wir in fröhlichſter Stimmung den Weg nach St. Florian mit den Eltern zurück. Nach einer Woche vergnügten Aufenthaltes daſelbſt nahm uns unſer Vater auf eine kleine Fußreiſe mit, die er in Begleitung ſeines alten Freundes und Studiengenoſſen Profeſſor Gaisberger und eines anderen Florianer Geiſtlichen Namens

Schönleitner, unter dessen Leitung und Patronanz ich dort immer auf die Jagd ging, nach Salzburg unternahm.

Von den durchwegs wenig bedeutenden Begebenheiten dieser Reise will ich nur die ungemein langdauernde Fahrt über den ganzen Attersee von Scharfling bis Unterach in einer von zwei Männern geruderten Barke erwähnen. Gleich den Uebrigen den glühenden Strahlen der Sonne schutzlos preisgegeben, lagen mein Bruder und ich ächzend und schwitzend auf dem Boden der Barke und flehten Herrn Gaisberger, den Einzigen, der einen Regenschirm besaß — denn von einem Sonnenschirme war damals bei einem Manne noch keine Rede — dringend an, uns denselben zu leihen, um uns wenigstens ein klein wenig vor der Sonne schützen zu können. Aber so lieb und gut Gaisberger sonst auch war, diesmal entzog er sich hartnäckig unseren Bitten. Mit starrer Pedanterie erwiderte er allzeit gleichmäßig: „Mein Regen„schirm ist kein Sonnenschirm", und dabei blieb es. Wir aber hatten den sparsamen Mann im Verdacht, er fürchte, sein Regenschirm könne im Sonnenbrande die grelle rothe Farbe verlieren, in der er prunkte.

Früher als wir es im Voraus gedacht, trieb uns von Salzburg anhaltender Regen und vielleicht auch die Sehnsucht meines Vaters nach St. Florian dorthin zurück. Leider konnte er nicht mehr lang daselbst verweilen, denn er mußte Anfangs September wieder in Wien sein. Mutter unternahm mit uns während dieses Monates von St. Florian aus verschiedene Ausflüge, zuerst zu den Moser's nach Leopoldschlag, und auf der Fahrt dorthin waren wir so lustig, daß Mutter darüber schrieb: „Alfred habe ich auf „der Reise ein paar Mal, namentlich in Pregarten mit auf„gehobenen Händen bitten müssen, mich nicht so lachen zu

„machen, denn ich fürchtete, mir werde völlig übel. Er war „zum Todtlachen."

Ein zweiter Ausflug führte uns nach Steyr, wo wir zuerst den Kreishauptmann von Dornfeld und dann das Haus des Dr. Wagner besuchten, des Schwiegervaters des mir später so befreundeten Freiherrn von Pratobevera. Eine so überaus liebenswürdige Aufnahme wie dort fanden wir auch in Wels, in dem Hause des Oberpflegers Krakowizer, dessen Familie wir von Losensteinleithen her kannten, wo Krakowizer früher angestellt war. Dorthin waren wir Brüder einige Male von St. Florian aus gewandert, und in den letzten Pfingstferien hatten wir diesen Besuch in Wels wiederholt. Zwei Anziehungspunkte ganz verschiedener Art waren es, die uns den Wunsch einflößten, bald wieder nach Wels gehen zu dürfen. Herr Krakowizer besaß zwei schön aufblühende Töchter, von denen insbesondere die ältere, Amalie, nicht nur besonders hübsch, sondern auch von seltener geistiger Lebhaftigkeit und Begabung war. Sie wurde später die Gattin des hochverdienten Geographen und Dachsteinbesteigers Professor Simony und ist insbesondere meinem Bruder bis zu ihrem allzufrühen Tode eine treue, von uns Beiden sehr verehrte Freundin geblieben.

So frivol war der andere Anziehungsgrund, der mich nach Wels lockte, daß ich ihn mit dem ebenerwähnten kaum in einem Athem anzuführen wage. Ein Oberlieutenant in dem damals in Wels stationirten Regimente Palatinal-Husaren, im Hause Krakowizer sehr befreundet und später mit einer nahen Verwandten desselben verheiratet, hatte dort meine Bekanntschaft gemacht und mich eingeladen, eines seiner Pferde zu reiten. Wer war glücklicher als ich! Obgleich sich auch in Florian manchmal die Gelegenheit ergab, den

tugendhaften Schimmel des nachmaligen Prälaten Stülz und hie und da auch ein anderes Pferd zu reiten, so war mir doch seit Libochowitz nicht mehr die Gelegenheit geboten, ein etwas lebhafteres und feiner gerittenes Pferd besteigen zu dürfen. Leider war der Aufenthalt in Wels nur kurz, denn wir mußten bald nach St. Florian zurück, um von da nach Wien aufzubrechen.

Die Fahrt auf der Donau ging anfangs bei prächtigem Wetter sehr gut von Statten. In unserer Gesellschaft befand sich die Frau eines Collegen meines Vaters, des Custos Bergmann, eine der Schwestern Pratobevera's, mit ihren Kindern, dann der bald darauf so rühmlich bekannt gewordene Chemiker Joseph Redtenbacher, Beide drei Jahrzehnte später meine älteren Collegen in der Akademie der Wissenschaften. Damals war, wie meine Erzählung darthut, mein Kopf so von Jagdgedanken erfüllt, daß ich mein Gewehr mit aufs Schiff nahm und sicher darauf hoffte, von dort aus Wasservögel erlegen zu können. Joseph Redtenbacher, ein weit erfahrenerer und geübterer Jäger als ich, schloß sich mir an, und wir Beide saßen oder standen den ganzen Tag hindurch vorn im Schiffe, stets bereit, auf ein sich näherndes Wild Feuer zu geben. Das letztere blieb uns aber wohlweislich fern, und so thaten wir denn die ganze Zeit über keinen Schuß.

Etwas störend war es, daß Bergmann's ältester Sohn, der kleine Karl, mit dem regen Interesse, welches Knaben gewöhnlich an etwas älteren Jünglingen nehmen, sich an mich herandrängte und mir nicht von der Seite wich. So geschah dies auch in Spitz, wo wir die Nacht zubringen sollten und die ganze Reisegesellschaft sich in dem einzigen größeren und spärlich erleuchteten Zimmer des damals sehr

ſchlechten Gaſthauſes zuſammenfand. Um jeden Unfall zu verhüten, wollte ich von meinem Gewehre das Zündhütchen abnehmen, was ich freilich ſchon auf dem Schiffe hätte thun können und ſollen. Gerade als ich den Hahn ſpannen wollte, riß Karl an meinem Arm, der Schuß ging los und ſämmtliche Schrotkörner ſchlugen, da ich vorſichtiger Weiſe das Gewehr in die Höhe gehalten hatte, in die Decke des Zimmers. Eine Scene heilloſer Verwirrung folgte hierauf. Der kleine Bergmann ſchrie wie am Spieße, die übrigen Kinder heulten mit, ihre Mütter glaubten ſie verwundet, und ich war der Verbrecher, der all dies fürchterliche Unglück angerichtet hatte. Auf den Knall des Schuſſes und das allgemeine Geſchrei eilten die Wirthsleute mit Lichtern herbei, und bald ergab ſich, daß Niemand etwas geſchehen und auch ich eigentlich ohne Schuld ſei.

„Alfred iſt tief erſchüttert", ſchrieb meine Mutter in ihr Tagebuch, und es mag dem wohl auch ſo geweſen ſein. Es verſtand ſich von ſelbſt, daß ich mein Gewehr gar nicht mehr lud, für den zweiten Tag der Fahrt den Jagdgelüſten vollſtändig entſagte, und um Mutter und Sohn Bergmann, was übrigens bei der außerordentlichen Gutmüthigkeit Beider durchaus nicht ſchwer fiel, ganz zu verſöhnen, mich zum ausſchließlichen Spielkameraden des Letzteren machte. Bei prächtigem Wetter ging die Fahrt bis in die Gegend von Greifenſtein höchſt angenehm vor ſich, da erhob ſich ein tüchtiger Sturmwind, und ich weiß nicht, wie es kam, daß wir am linken Ufer der Donau, in der Nähe von Korneuburg landeten, um hier abzuwarten, bis das Wetter wieder günſtiger werde.

Um meinen kleinen Geſpielen zu unterhalten, ſetzte ich ihn in einen Kinderwagen, der ſich dort vorfand, und zog

ihn umher. „Schneller, ſchneller“, rief Karl unaufhörlich, unbeſonnen genug folgte ich ſeinem Wunſche und raſte immer toller umher, bis endlich der Wagen umſchlug und das Kind aus demſelben heraus und mit dem Geſichte voran recht unſanft auf die Steine des Weges flog. Neues Geheul des Knaben, deſſen ſtark blutende Naſe arg zerſchlagen war, neuer Jammer der Mutter. Ich aber zog mich zerknirſcht vor dem Zorne der ungnädigen Götter in den Hintergrund zurück.

III.

Universität und Staatsdienst.

1836—1848.

An der Universität.

Um etwas weniger als drei Monate hatte ich mein siebzehntes Lebensjahr überschritten, als ich in den Verband der Wiener Universität, und zwar als Hörer der Rechte eintrat. Leider war es keine positive Neigung, sondern eher, wenn ich so sagen darf, eine Art negativer Nöthigung, die mich zum Rechtsstudium trieb. Theologe oder Mediciner wollte ich nicht werden, also blieb mir, wenn ich mir, was unbedingt nothwendig war, für die Zukunft selbst eine Lebensstellung, und zwar im Dienste des Staates gründen wollte, nichts Anderes übrig, als mich zu den juridischen Studien zu wenden.

Der damaligen Einrichtung zufolge wurden in dem ersten Jahrgange Natur- und Criminalrecht von dem Professor v. Jenull und Statistik von Professor Springer gelesen. Jenull galt als ein geistreicher Jurist, ich aber konnte ihm und den Gegenständen, die er vortrug, nicht sehr viel Geschmack abgewinnen. Lieber als er war mir der steife, pedantische Springer; er war auch viel freundlicher für mich als Jenull, und das that mir schon aus dem Grunde wohl, weil ich von Kremsmünster her, wo ein einzelner Jahrgang kaum dreißig Schüler zählte, an einen viel häufigeren und

intimeren Verkehr mit den Profeſſoren gewöhnt war, als er in Wien bei der übergroßen Anzahl von Zuhörern möglich geweſen wäre.

Auch die Statiſtik ſagte mir wegen ihres engeren Zuſammenhanges mit Geographie und Geſchichte mehr zu als die rein juridiſchen Fächer. Daß ich mich übrigens auch mit den letzteren ziemlich vertraut machte, daran war zum Theile auch der eifrige Collegienbeſuch Schuld, deſſen ich mich befliß. Wie früher mein Bruder, der ſich nun der Medicin zuwandte, ſo war jetzt mein Vetter Alois Moſer mein Claſſencollege, und in unermüdlichem Fleiße ſchritt er mir ſtets mit gutem Beiſpiele voran. Des Morgens gingen wir Jeder allein, des Mittags aber, da Alois regelmäßig bei uns ſpeiſte, zuſammen ins Collegium, in welchem wir auch neben einander ſaßen. Bald that er ſich ſo ſehr vor den übrigen Zuhörern hervor, daß er von allen Profeſſoren bemerkt und als einer ihrer vorzüglichſten Schüler betrachtet wurde.

War ich aber nun auch von meinem Bruder in den Studien getrennt, ſo dauerte doch in Bezug auf alles Uebrige unſere innige Gemeinſchaft fort. Wir bewohnten ein und dasſelbe Zimmer in unſerem elterlichen Hauſe, wir theilten die Mahlzeiten, und was wichtiger war, die außerhalb unſerer Studien gelegenen Lehrſtunden. Denn die Gerechtigkeit muß ich uns widerfahren laſſen: mit einer Beſcheidenheit ohne Gleichen waren wir von Kremsmünſter nach Wien gekommen; in Allem, was nicht die eigentlichen Studien betraf, wähnten wir uns hinter unſeren Altersgenoſſen weit zurückſtehend, und wir ſehnten uns darnach, ſo bald als nur immer möglich die Kluft auszugleichen, die nach unſerer Meinung zwiſchen ihnen und uns beſtand.

Auf vier Hauptpunkte war hiebei vor Allem unſer Augenmerk gerichtet: auf die fremden Sprachen, das Tanzen, das Schwimmen und das Reiten. Die Muſik betrieb mein Bruder allein, denn bei meinem gänzlichen Mangel an Begabung für ſie waren meine Eltern noch während meines Aufenthaltes in Kremsmünſter ſo klug geweſen, mich meiner dringenden Bitte gemäß von den Muſikſtunden zu befreien.

Vor Allem warfen wir uns mit eiſernem Fleiße auf das Studium der franzöſiſchen Sprache, und wir brachten es darin um ſo raſcher zu einiger Fertigkeit, als ſchon in unſerer Kindheit unſere Mutter einen guten Grund hiezu gelegt hatte. Noch von ihrem Aufenthalte in Genf her ſprach ſie nicht nur mit ſehr viel Geläufigkeit, ſondern auch mit ſelten ſchöner Ausſprache franzöſiſch, und ſo wenig Uebung wir hierin auch in Kremsmünſter gehabt, ſo eifrig gingen wir ſogar dort darauf aus, durch Leſen und Ueberſetzen franzöſiſcher Bücher uns wenigſtens das zu erhalten, was wir ſchon wußten. Und wieder war es unſere Mutter, welche uns über die jetzt nun wieder aufgenommenen Lehrſtunden hinaus ihren mit Freude gewährten Beiſtand zu Theil werden ließ, es im Franzöſiſchen möglichſt raſch weiter zu bringen.

Der zweite Gegenſtand, deſſen regelrechte Erlernung uns dringend nothwendig zu ſein ſchien und nach unſerer Meinung nicht den mindeſten Aufſchub zuließ, war das Tanzen. Der Faſching ſtand faſt ſchon vor der Thüre, und bis zu ſeinem Beginne mußte das bisher Verſäumte vollſtändig nachgeholt ſein. Unverzüglich ließen wir uns bei Rabl, ſo hieß der Mann, einſchreiben, der in der Taborſtraße eine Tanzſchule hielt. Und ſo viel uns dann auch ſpäter zu Ungunſten ſolcher Etabliſſements zu Ohren gekommen

ſein mag, wahrheitsgetreu muß ich ſagen, daß uns nicht das geringſte Anſtößige vorkam. Unverdroſſen wanderten wir den weiten Weg nach der Taborſtraße hinaus; den Unterricht, den wir dort erhielten, betrachteten wir als ein ſehr ernſtes Studium, in welchem wir uns ſo bald als möglich zu vervollkommnen hatten. Und auch als wir ſo weit vorgeſchritten waren, mit Damen zugleich an den Tanzübungen theilnehmen zu dürfen, freuten wir uns nur des erreichten Erfolges, der es uns möglich machte, von nun an auch in den Kreiſen unſerer Bekannten als Tänzer auftreten zu können.

Die Erlernung des Italieniſchen verſparten wir auf das zweite, die des Engliſchen aber auf das dritte Jahr unſeres Aufenthaltes in Wien. Der Unterricht im Schwimmen mußte natürlich auf den nächſten Frühſommer verlegt werden, in welchem derſelbe jedoch auch eifrigſt begonnen und mit befriedigendem Erfolge zu Ende gebracht wurde. Mit dem Reiten allein war es nicht ſo dringend, denn in dieſer Fertigkeit durften wir uns trotz unſerer Beſcheidenheit wohl nicht als hinter unſeren Collegen zurückſtehend, ſondern den meiſten von ihnen als überlegen betrachten.

Wir fühlten uns ſo glücklich, daß wir nach ſechsjähriger Abweſenheit wieder in das Haus unſerer Eltern hatten zurückkehren dürfen, und waren ſo innig mit demſelben verwachſen, daß der Kreis ihrer Geſelligkeit auch ausſchließlich der unſerige war. Vor Allen trat da das Ehepaar Gévay in den Vordergrund, mit welchem meine Eltern noch immer ein und dasſelbe Haus bewohnten. In den dortigen Abendzirkeln wurde gewöhnlich irgend etwas Ausgezeichnetes geleſen, und meines Bruders Wunſch, ſich an dem Vortrage der berühmteſten dramatiſchen Dichtungen betheiligen zu dürfen, ging vollauf in Erfüllung.

Und wie freute sich meine Mutter, in der „Braut von Mes-sina“ als Fürstin ihre Söhne als Don Manuel und Don Cesar zur Seite zu haben!

Der Fasching kam, und er traf uns gerüstet! Unseren ersten Ball hatten wir bei Adolf Pratobevera, unseren zweiten aber im Hause des Dr. von Schaeffer, bei welcher Gelegenheit ich meine zukünftige Frau zum ersten Male sah und mit ihr tanzte. Ich zählte siebzehn Jahre, während sie an eben dem Tage, an welchem wir dort tanzten, das vierzehnte vollendete. Ich erinnere mich an ihr wunder-schönes blondes Haar, an ihre sprechenden blauen Augen, an ihre feinen und regelmäßigen Gesichtszüge, an ihre elfen-gleiche Gestalt, und daß wir viel zusammen tanzten, indem wir, Beide gute Tänzer, großes Vergnügen daran fanden.

Aber nicht allein Vergnügen und Freude waren uns während des ersten Winters beschieden, den wir wieder in Wien verlebten; auch recht traurige Ereignisse traten ein, die uns mit tiefer Betrübniß erfüllten. Ich rechne hiezu den Tod der Tante Boër, welche am 14. October 1836 ihrem andert-halb Jahre früher verstorbenen, von uns so hochverehrten Gatten ins Grab folgte. Mit ihr verlor unsere Familie das letzte Mitglied, welches einer früheren Generation, der unserer Großeltern angehört hatte.

Fast noch härter traf uns ein Unfall, der unserer Tante Mimi, unserer Hausgenossin zustieß, indem sie sich ein Bein brach. Sehr langsam ging die Heilung, aber doch glücklich von statten, und ich erinnere mich noch, wie viel wir uns einbildeten auf unsere jugendliche Kraft, indem wir, heute der Eine und morgen der Andere, die allmälig Genesende auf unseren Armen vom vierten Stockwerke hinab auf die Bastei und dann wieder nach ihrer Wohnung

hinauf trugen, um ihr den nöthigen Aufenthalt im Freien zu verschaffen.

Am schmerzlichsten endlich war es für unsere Mutter, ihre ältere Schwester, Frau Louise Dilg zu verlieren, welche am 19. Juli 1837 mit Hinterlassung vieler, wenngleich schon erwachsener Kinder starb.

Acht Tage später traten wir Beide, mein Bruder und ich, eine längere Fußreise an, deren Plan uns schon Monate lang unausgesetzt beschäftigt hatte. Sie sollte uns über die österreichischen Grenzen, und zwar zunächst nach Bayern und dann womöglich auch nach der Schweiz führen.

Damals bestand ein strenges Gebot, den Studirenden an den österreichischen Universitäten keine Pässe zur Reise nach dem Auslande zu gewähren. Aber es ist drollig zu sehen, in welcher Weise diese Vorschrift gerade von denen umgangen wurde, welche am ersten berufen gewesen wären, über deren Aufrechthaltung zu wachen.

Als der Zeitpunkt herannahte, in welchem wir die von uns geplante und von unserem Vater gebilligte Fußreise nach Bayern und der Schweiz antreten sollten, begab sich mein Vater zu einem der einflußreichsten Beamten der Polizeihofstelle, Hofrath v. Wernekingh, mit der Bitte, uns hiezu die Erlaubniß zu erwirken. Eine solche Bewilligung zu erlangen, erwiderte Wernekingh, sei ganz unmöglich, aber er werde uns den Weg bahnen, das gleiche Ziel ohne jede Schwierigkeit und ohne alles Aufsehen zu erreichen. Er händigte meinem Vater zwei von ihm selbst geschriebene Briefe an die Polizei-Obercommissäre in Salzburg und Bregenz ein, in denen er ihnen uns Beide aufs Wärmste empfahl. Wir sollten uns den Herren nur persönlich vorstellen und ihnen die Briefe

übergeben; sie würden dann schon wissen, was sie zu thun hätten.

Für denjenigen, dem gleich uns die Miethe eines eigenen Wagens zu hoch kam, gab es damals, um von Wien nach Baden zu fahren, kein anderes Mittel, als sich einen Platz auf dem dorthin verkehrenden Stellwagen zu nehmen. So thaten denn auch wir und traten daher unsere Fußreise eigentlich zu Wagen an. In Baden wurden wir von unserem Onkel Heinrich und seiner Gattin in freundlichster Weise aufgenommen, sehr gut bewirthet und des Nachmittags wieder im Wagen nach Alland geführt, wo wir uns trennten. Sie kehrten nach Baden zurück, wir aber wanderten nun wirklich zu Fuße, unser Gepäck im Tornister auf dem Rücken, denselben Nachmittag noch bis Altenmarkt, wo wir die Nacht blieben. Von hier ging es über Kaumberg und Hainfeld nach Lilienfeld, dann aber auf der gewöhnlichen Straße über Türnitz nach Maria-Zell. Weichselboden und Wildalpen, von wo wir die Eisenerzer Höhe überstiegen, um nach Eisenerz zu gelangen; Hieflau und das Gesäuse, endlich Admont, Steinach und Aussee bildeten die Hauptpunkte unserer ziemlich langdauernden Wanderung. In Aussee langte ich etwas marode an, und der Schwager des Erzherzogs Johann, der Postmeister Plochl, ließ uns mit einem leichten Wagen nach Ischl führen. Von dort wanderten wir wieder zu Fuße nach Salzburg, wo bald nach uns unsere Mutter von St. Florian und Wels her, wo sie ein paar vergnügte Tage zugebracht hatte, gleichfalls eintraf.

In Salzburg, das wir in mehrtägigem Aufenthalte recht eingehend besichtigten, und wo Mutter und ich durch so Vieles an unsere Anwesenheit vor zehn Jahren gemahnt

wurden, trafen wir bei dem damaligen Landrechtspräsidenten v. Pethovitz, dessen liebenswürdige Gemalin zu Grillparzer in freundschaftlichen Beziehungen stand, mit meinem getreuen Professor Jenull und seinem ältesten Vater, jetzigem Präsidenten des Oberlandesgerichtes in Graz, zusammen. Bald sollten wir auch die Wirkung des uns von Hofrath v. Wernekingh mitgegebenen Empfehlungsschreibens erproben. Sie bestand darin, daß uns ohne allen Anstand ein für mehrere Wochen giltiger Auslaßschein nach Bayern verabfolgt wurde.

Am 10. August reisten wir mit unserer Mutter im Eilwagen nach München, wo wir am 11. eintrafen und sechs Tage mit Besichtigung der Stadt zubrachten, deren Kunstschätze uns, obgleich wir noch nicht das hinreichende Verständniß zu ihrer Würdigung besaßen, doch mit Bewunderung erfüllten. Am 17. folgten wir insgesammt einer Einladung des uns durch Gévay befreundet gewordenen Gutsbesitzers v. Schilcher nach Dietramszell, von wo aus wir Ausflüge nach Tegernsee und nach Kreuth, sowie später bei leider sehr schlechtem Wetter nach dem Walchensee unternahmen.

Am 26. August ging in Dietramszell Alles auseinander; unsere Mutter kehrte nach München und von da nach Salzburg und St. Florian zurück; wir Beide aber gingen zu Fuß über Oberau und Ettal nach Oberammergau, wo in jenem Jahre leider kein Passionsspiel stattfand. Ueber Hohenschwangau, Füssen und Sonthofen wanderten wir nach Bregenz, wo wir, kaum auf österreichischen Boden zurückgekehrt, auf Grund unseres zweiten Empfehlungsbriefes einen für vierzehn Tage geltenden Auslaßschein nach der Schweiz erhielten.

Wir begaben uns von Bregenz nach Lindau und fuhren über den Bodensee nach Constanz, von wo wir Schaff-

hausen und den Rheinfall besuchten. In Gesellschaft von vier Heidelberger Studenten wanderten wir nach Zürich, und es unterhielt uns höchlich, daß wir gerade mit jungen Leuten zusammengetroffen waren, von denen uns fernzuhalten das famose Paßverbot eigentlich beabsichtigte. In Zürich eingetroffen, konnten wir nicht finden, daß der gemeinsame Marsch und das anregende Gespräch mit unseren fröhlichen Genossen uns in irgend welcher Richtung Schaden gebracht habe.

In Zürich suchten wir, der Richtschnur folgend, welche uns unser mit dem Nothwendigen hinreichend versehener, aber doch nicht allzu reichlich gespickter Geldbeutel vorzeichnete, ein ziemlich obscures Gasthaus, das „zum Raben" auf, wo wir in einem kleinen Zimmer im dritten Stockwerke bescheidene Unterkunft fanden. Am nächsten Morgen trieben wir uns in der Stadt umher, trachteten, jedoch fruchtlos, den nachmals als Director der polytechnischen Schule in Karlsruhe so berühmt gewordenen Professor Karl Redtenbacher und dessen uns von Kirchdorf her bekannte Frau, die jüngste Schwester des Chemikers Joseph Redtenbacher zu treffen, endlich nahmen wir Billete, um des Nachmittags auf dem Dampfschiffe bis Horgen weiter zu fahren. Lang vor der hiezu anberaumten Stunde waren wir vollkommen fertig, hatten die Rechnung im Gasthause bezahlt und begaben uns endlich zu Schiff, mit Ungeduld der Abfahrt entgegensehend. Aber kaum war dieselbe vor sich gegangen und das Schiff hatte vielleicht einige hundert Klafter zurückgelegt, als mein Bruder mir schreckensbleich zuraunte: „Ich habe Paß und „Geld im Wirthshause vergessen."

Es blieben uns nur wenige Augenblicke Zeit, um zu überdenken, was nun zu thun sei. Denn damals legten die

den See befahrenden Schiffe bei den einzelnen Orten noch nicht an, an welchen sie Passagiere zu holen oder wo sie solche abzugeben hatten. Dieselben fuhren in einem kleinen Nachen ans Schiff oder begaben sich mit einem solchen von dort hinweg. Eben kam ein derartiger Nachen in Sicht, die Glocke gab das Zeichen, die Maschine des Schiffes hielt einen Augenblick inne, und mein Bruder taumelte mehr als er stieg, die kleine Treppe hinab und in den Nachen hinein, der ihn ans Land bringen sollte.

Eine wahrhaft angstvolle Stimmung bemächtigte sich meiner. Seit Beginn unserer Wanderung hatten wir die Einrichtung getroffen, daß je eine Woche Einer von uns die Rechnung führte, die Ausgaben bestritt und hiezu das gemeinsame Geld bei sich trug. Besser wäre es freilich gewesen, wenn auch der Andere wenigstens einen Theil des Letzteren in Verwahrung gehabt hätte. Aber dies war nun einmal nicht geschehen und in Folge dessen war ich von jedem, selbst dem geringsten Betrage entblößt. Auch jeglicher Ausweis über meine Persönlichkeit fehlte mir, und meinem armen Bruder ging es gleichfalls nicht besser, wenn es ihm nicht gelingen sollte, in Zürich wieder zu unserem Passe und zu unserem Gelde zu kommen.

Von so peinlichen Gefühlen bestürmt, hatte ich für die Schönheit der Gegend, die wir durchfuhren, natürlich gar keinen Sinn. In Horgen stieg ich aus, wieder mit unseren Heidelberger Cumpanen, die sich über das räthselhafte Verschwinden meines Bruders nicht genug wundern konnten. Ich aber nahm vielleicht thörichter Weise Anstand, ihnen die Ursachen desselben offen zu bekennen, weil ich fürchtete, bei ihnen, die uns so gar nicht kannten, ungerechtfertigtes Mißtrauen zu erregen. Und immer hoffte ich, mein Bruder

werde ja bald kommen und ſo die ganze peinliche Situation ſich in Wohlgefallen auflöſen.

Aber wer noch immer nicht kam, die ganze Nacht hindurch nicht kam, war mein Bruder. Angſtvoll und ſchlaflos brachte ich dieſelbe zu, bei jedem Geräuſch, das ſich erhob, hoffend, er werde endlich erſcheinen. Bei grauendem Morgen verließ ich die Kammer, in der ich die Nacht zugebracht hatte, um einmal auf der Landſtraße und dann wieder den See entlang nach ihm auszuſpähen. Nach langem fruchtloſen Harren, während deſſen der bitterkalte, heftige Seewind mich gewaltig durchfror, machte endlich auf dem See ein dunkler Punkt ſich bemerkbar. Allmälig kam er näher und näher, es war ein Kahn, zwei Menſchen befanden ſich darin und der Eine von ihnen war mein Bruder.

Anfangs konnte vor innerer Bewegung keiner von uns reden, und ſo ſparſam wir auch ſonſt mit derlei Liebkoſungen waren, ſo fielen wir uns doch nach ſeiner Landung in die Arme und hielten uns ein Weilchen mit thränenden Augen umfaßt. Dann aber berichtete er in fliegender Haſt, er ſei, ans Ufer gelangt, ſpornſtreichs nach Zürich zurück und in unſerem Gaſthauſe, ohne Jemand ein Wort zu ſagen, die drei Treppen hinauf in unſer Zimmer gerannt, habe allſogleich Paß und Geld unberührt in der Lade gefunden, in die er ſie gelegt, und habe ſich auch ganz unbemerkt wieder aus dem Gaſthauſe entfernt. Auf die Frage, wie er am beſten und leichteſten nach Horgen gelange, habe man ihm gerathen, den näheren Weg auf dem entgegengeſetzten, dem nördlichen Seeufer einzuſchlagen und ſich von der Horgen gegenüber liegenden Ortſchaft dorthin überſetzen zu laſſen. Er habe auch dieſen Rath allſogleich befolgt, ſei aber ſo ſpät dort eingetroffen, von wo er über den See fahren

wollte, daß bei der vorgerückten Nachtzeit und bei dem herrschenden heftigen Winde sich Niemand bereitfinden ließ, ihn überzusetzen. Er habe daher die Fahrt nicht früher als bei Tagesanbruch antreten können.

Nun war Alles wieder gut und mit erleichtertem Gemüthe schlugen wir den Weg über den Albis nach Zug ein, wo wir über den See fuhren und von Arth über Goldau den Rigi erstiegen. Nachdem wir dort oben die Nacht zugebracht und bei Aufgang der Sonne die Fernsicht bewundert hatten, stiegen wir nach Wäggis hinab, besuchten die „hohle Gasse", die keinen besonderen Eindruck auf uns hervorbrachte, und gingen dann nach Luzern, wo wir unseren nur allzukurzen Wanderungen in der Schweiz ein Ziel setzten. Ueber Winterthur kehrten wir nach Bregenz zurück, wo wir unseren Auslaßschein gegen unseren dort einstweilen hinterlegten Paß zur Reise im Inland austauschen mußten.

In tüchtigen Fußmärschen wanderten wir nun über Feldkirch und Bludenz, über den Arlberg und Imst nach Innsbruck. Nach kurzem Verweilen daselbst setzten wir unseren Weg weiter bis Schwaz auf der Landstraße fort. Gleich hinter Schwaz, bei Straß bogen wir rechts ab und in das Zillerthal ein. Von Zell aber verfolgten wir den jetzt sehr bekannt gewordenen, damals aber von Touristen nur äußerst selten begangenen Bergpfad über die Gerlos nach der Krimml im Pinzgau. Nachdem wir von der Platte die wunderherrliche Aussicht und in Krimml selbst die imposanten Wasserfälle bewundert, wanderten wir über Mittersill und Lend nach Gastein, wo wir noch in der alten Straubingerhütte über Nacht blieben.

In Gastein führten wir Beide, mein Bruder und ich, ein recht unvernünftiges Stücklein auf, von dem es unent-

schieden bleiben mag, auf wessen Seite der größere Theil des Unrechtes lag.

Wir befanden uns bereits in der Mitte des September, das Wetter war schlecht, der Schnee lag tief bis ins Thal herein, und es war sozusagen eigentlich kein Mensch mehr in Gastein. Um uns etwas die Zeit zu vertreiben, blätterten wir eifrig in den alten Fremdenbüchern, fanden dort Grillparzer's wunderschönes Gedicht „Abschied von Gastein" und manch andere beachtenswerthe Herzensergießung, zum mindesten so manchen nicht unberühmten Namen. Ganz hievon entzückt, drang mein Bruder darauf, daß auch wir unsere Namen in das Fremdenbuch einschreiben sollten. Ich aber machte ihn höchst prosaischer Weise auf die Bemerkung aufmerksam, daß die Eintragung eines Namens in das Fremdenbuch die Erklärung in sich schließe, daß man sich als Curgast betrachte, was wieder zur Entrichtung der Curtaxe von zwei Gulden verpflichte.

Während unserer ganzen, nun doch schon durch mehr als sechs Wochen andauernden Reisetour hatten wir nicht ein einziges Mal miteinander gestritten, wie wir denn eigentlich immer ein sehr einiges Brüderpaar waren und ein solches auch bis in unsere alten Tage blieben. Ueber diese an und für sich so geringfügige Frage aber erhob sich zwischen uns ein heftiger Zwiespalt, in welchem mir insofern der factische Sieg blieb, als ich damals die Casse führte und das Geld zur Erlegung der Curtaxe einfach nicht hergab. Noch auf dem Heimwege stritten wir darüber, und in St. Florian hatten wir nichts Eiligeres zu thun, als die Sache unseren Eltern zur Entscheidung vorzulegen. Leider weiß ich nicht mehr, wie dieser Richterspruch ausfiel, aber ich glaube fast annehmen zu dürfen, daß unsere Mutter mehr zu der An-

ſchauung meines Bruders, unſer Vater aber eher zu der meinigen hinneigen mochte.

In Wien zurück, begannen wir, unſerem alten Vorhaben treu, noch im October den Unterricht in der italieniſchen Sprache, den uns ein mediciniſcher College meines Bruders, Namens Koepl, aus Trieſt gebürtig, um den billigen Preis von einem halben Gulden für die Lection ertheilte. Dieſer geringfügige Betrag trug reichliche Früchte, denn wir waren ſo ungemein fleißig, daß wir beim Beginne des Sommers ſchon ganz geläufig italieniſch ſprachen und unſer jugendlicher Lehrer ſehr ſtolz auf uns war. Er wurde ſpäter ein ausgezeichneter Arzt, der als Leibarzt und Vertrauensperſon des Königs Leopold I. von Belgien in Brüſſel eine angeſehene Stellung einnahm.

Den Verpflichtungen, welche in dieſem Jahre die Univerſität mir auferlegte, konnte ich leicht, ja nur allzuleicht genügen. Denn einerſeits wurden die Hauptgegenſtände, römiſches Recht und Kirchenrecht, von dem Profeſſor v. Gapp in einer Weiſe vorgetragen, die unmöglich ein regeres Intereſſe für ſie wachrufen konnte. Und andererſeits waren die Anforderungen, die er an ſeine Zuhörer bei den Prüfungen ſtellte, ſo geringe, daß ſie dieſelben ohne ſonderliche Anſtrengung vollauf befriedigen konnten.

Nach einem recht fröhlich verlebten Winter, während deſſen wir einerſeits mit Eifer und Fleiß an unſerer Fortbildung arbeiteten und andererſeits uns eines ſehr heiteren geſelligen Lebens erfreuten, brachte der Juli 1838 ein für uns Alle äußerſt trauriges Ereigniß mit ſich. Am 13. ſtarb unſere Tante Martha Adamberger in Baden nach ſehr kurzem, aber qualvollem Leiden. Wir hatten von ihr immer nur Liebes und Gutes erfahren und beklagten daher auf-

richtig ihren frühzeitigen Tod. Unser Onkel Heinrich aber, der seine Gattin treu und innig geliebt hatte, erholte sich nie mehr von diesem sein häusliches Glück vernichtenden Schlage.

Die erste Zeit nach dem Tode ihrer Schwägerin widmete sich meine Mutter ganz ihrem trostlosen Bruder, und auch Franz war, um ihn zu zerstreuen, manchmal bei ihm in Baden, während ich noch an den Folgen einer kaum überstandenen Halsentzündung litt. So kam es, daß wir erst am 10. August dazu gelangten, unsere gewohnte Sommerfahrt nach Oberösterreich antreten zu können. Zum ersten Male geschah dies stromaufwärts auf dem neu eingeführten Dampfboote, welches aber damals weder ein bequemes, noch ein rasches Beförderungsmittel war. Nicht bequem, denn um zwei Uhr des Morgens mußten wir aufstehen, um nur ja die frühe Abfahrtsstunde des Dampfbootes von Nußdorf nicht zu versäumen. Und nicht rasch, denn am Abende des ersten Tages kamen wir nicht weiter als bis Stein, wo wir schliefen. Am Ende des zweiten Tages thaten wir ein Gleiches in Mauthhausen, und erst am dritten Tage, freilich schon um fünf Uhr früh, kamen wir nach Linz. Obgleich gegen hundert Personen, unter ihnen der nachmals so berühmte Maler Rudolph Alt, auf dem Schiffe waren, verkehrten wir doch fast ausschließlich mit dem unseren Eltern sehr befreundeten Ehepaare Endlicher, das uns mit Liebenswürdigkeit überhäufte. Und wirklich lobenswerth, ich darf es wohl sagen, scheinen auch wir Brüder uns während der langen Fahrt benommen zu haben, denn unsere Mutter, die freilich uns gegenüber mit ihrer Anerkennung nicht karg war, trug in ihr Tagebuch ein: „Die Kinder immer unend„lich lieb und gut. Nicht nur die freundliche Endlicher ist

„gerührt, auch ich, und innig danke ich Gott für so viel „Gutes."

Nach einigen Tagen vergnügten Aufenthaltes in St. Florian machten wir einen Ausflug zu unseren Freunden Krakowizer in Wels, bei denen wir wieder wie immer die herzlichste Aufnahme fanden. In Gmunden trafen wir, dort glücklich an einen tüchtigen Salinenbeamten Namens Hafner verheiratet, unsere Kirchdorfer Freundin Josephine Redtenbacher; sie schloß sich mit ihrem Manne der Partie an, die wir nach Ischl und Hallstatt unternahmen. Nach Beendigung derselben ging es von Gmunden über Kremsmünster, wo unsere ehemaligen Vorgesetzten P. Amand und P. Richard uns mit größter Freundlichkeit bewillkommten, nach Steyr, wo wir uns in dem gastfreundlichen Hause Wagner ganz prächtig unterhielten.

In Kirchdorf, wohin wir, das heißt der junge Arzt Dr. Alexander Wagner, ein Wiener Jurist Namens Alfred Ellmaurer und ich über Steinbach und den Jäger im Sattel zu Fuß gingen, trennten wir uns von meiner Mutter und meinem Bruder, die zu Wagen dorthin gekommen waren. Sie kehrten ebenso nach St. Florian zurück, wir drei aber brachen am 29. August zu einer Gebirgspartie auf, die uns über den Almsee und den Offensee nach Ischl, von da über Hallstatt, den Waldbachstrub und den Blassen nach der Gosau, über Abtenau und Golling nach Hofgastein führte. Von da erstiegen wir den Gamskarkogel und gingen dann hinab nach Badgastein, wo wir in der Straubingerhütte dasselbe Zimmer bewohnten, das im vergangenen Jahre mein Bruder und ich innegehabt hatten.

Nachdem wir uns in Gastein von Ellmaurer getrennt, fuhren und gingen Alexander und ich über Zell am See,

Saalfelden und den Hirschbühel nach Berchtesgaden und Salzburg. Von hier setzten wir unseren Marsch nach Unterach fort, fuhren über den Attersee nach Steinbach, von wo wir durch die Viechtau nach Gmunden und von hier nach Kremsmünster gingen. Am 13. September waren wir wieder in Steyr zurück.

So schön die mir freilich zum größeren Theile schon bekannten Gegenden auch waren, die wir durchzogen, so brachte diese Wanderung doch bei weitem nicht so tiefe und so angenehme Eindrücke auf mich hervor, als dies bei der vorjährigen Fußreise mit meinem Bruder der Fall gewesen war. Ich weiß überhaupt nicht mehr, aus welchem Grunde er eigentlich unsere Partie nicht mitmachte, sondern die ganze Zeit in St. Florian ziemlich vereinsamt zubrachte. Am 23. September kam er endlich nach Steyr, mich von dort abzuholen, wo ich nach Beendigung unserer Fußtour mich im Hause Wagner mit Alexander und dessen zahlreichen Geschwistern wieder durch vierzehn Tage köstlich amüsirte. Erst am 28. kamen wir nach St. Florian zurück, und nachdem am 29. der Namenstag unseres Onkels, des Prälaten, wie gewöhnlich mit großem Pompe und in Anwesenheit von fast hundert Gästen gefeiert worden war, fuhren wir einige Tage später mit dem Dampfboote wieder nach Wien.

Jedes neue Schuljahr begann damals für uns mit der Erlernung einer anderen modernen Sprache. Diesmal kam das Englische an die Reihe, und der Meister, dem wir uns anvertrauten, war in jeder Beziehung das Gegentheil unseres vorjährigen Lehrers Koepl. Ein schon älterer, literarisch fein gebildeter Mann, ja in seiner Muttersprache ein Dichter, betrachtete Incledon es mehr als seine Aufgabe, uns in die englische Literatur, insbesondere in die Dramen

Shakespeare's einzuführen, als uns dasjenige beizubringen, was uns eigentlich am meisten Noth that und was wir im Französischen wie im Italienischen schon so ziemlich besaßen: Geläufigkeit im Sprechen. Eine der Hauptaufgaben, mit denen er vorzugsweise mich betraute, bestand in der Uebersetzung seiner eigenen Gedichte in deutsche Verse. Ein dankbareres Publicum, als er selbst für derlei Ausarbeitungen war, konnte es fürwahr nicht geben. Auch verwendete ich sehr viel Mühe und Zeit darauf, in der Hauptsache aber, im Gebrauche der englischen Conversationssprache blieb ich immer etwas zurück und kann meinen lieben Lehrer nicht von allem Verschulden hieran freisprechen.

Noch hatten wir unsere englischen Unterrichtsstunden nicht lang begonnen, als in ihnen und unseren übrigen Beschäftigungen eine Störung eintrat, welche dieselben für längere Zeit ganz unterbrach.

Am 24. December 1838 hatte mein Bruder noch recht vergnügt den Weihnachtsabend mit uns bei Schäffer verlebt. Am 25., dem Weihnachtsfeiertage, fühlte er sich sehr unwohl und legte sich zu Bett, und schon am zweiten Tage schien kein Zweifel mehr zulässig zu sein, daß er in hohem Grade von den natürlichen Blattern befallen worden sei. Krankheit und Fieber steigerten sich so rasch, daß er schon am 30. mit den Sterbsacramenten versehen werden mußte. „So tief schmerzlich mir dies war," schrieb meine Mutter in ihr Tagebuch, „so glücklich machte mich die Art, wie er „es nahm."

Am 2. Januar war der erste Tag, an welchem man wieder, wenn auch vorerst nur ganz leise, einige Hoffnung zu schöpfen begann. Den ganzen Tag über war meine Mutter beschäftigt, jede einzelne Blatter, welche zu vielen

hunderten den ganzen Körper meines Bruders bedeckten, mit einer spitzen Nadel zu durchstechen und sie ihres Inhaltes zu entleeren. Diese Arbeit, bei der ihre Hände fortwährend in die Materie, die den aufgestochenen Blattern entströmte, gleichsam eingetaucht waren, und das unabläſſige Verweilen um den Kranken bei Tag und bei Nacht machten sie endlich selbst krank, und am 8. Januar mußte sie sich, stark vom Fieber geschüttelt, zu Bett legen. Am folgenden Tage traf mich die Reihe des Erkrankens und zwei Tage später unsere Tante Mimi. Aber unser Unwohlsein beschränkte sich darauf, daß uns einzelne Blattern, meiner Mutter an den Händen, mir aber auf der Nase auffuhren; mit dem Erscheinen derselben war jedoch das Fieber und das Kranksein auch schon vorüber. Nach vier bis fünf Tagen standen die Mutter und ich, nach acht Tagen Mimi wieder auf, und zwei Tage später, am 21. auch der arme Franz nach fünfundzwanzigtägiger Krankheit, während deren er sich in wahrhaft rührender Weise geduldig in sein Schicksal ergeben und für jeden ihm geleisteten Dienst ungemein dankbar bezeigt hatte.

So schwer und bitter diese Leidenszeit auch für uns war, so wurde sie doch durch die zahlreichen Beweise inniger Theilnahme, die unsere Eltern von den verschiedensten Seiten erhielten, wieder erleichtert und verschönert. Es war natürlich, daß nur sehr Wenige den persönlichen Verkehr mit unserem Hause aufrecht erhalten konnten und durften. Unter ihnen standen zwei junge Leute, unser Vetter Alois Moser und ein treuer Kremsmünsterer Freund, Eduard von Hayden, in vorderster Reihe. Außer ihnen ließen sich nur noch zwei Geistliche, der in Wien wohnhafte Hofmeister des Stiftes Göttweih, P. Hieronymus, und unser schon mehrmals erwähnter Florianer Freund Chmel, der seit mehreren

Jahren im Staatsarchive als Archivar angestellt war, manchmal bei uns sehen.

Von denen, die nicht zu uns kommen durften, aber schon in einem Zeitpunkte den Verkehr wieder mit uns anknüpften, in welchem dies ängstlicheren Gemüthern noch keineswegs räthlich erschien, waren die Familien Gévay und Schäffer allen Uebrigen voran. Fanny Gévay stand während der ganzen Krankheitszeit in ununterbrochenem Briefwechsel mit meiner Mutter, mit Mimi und mit mir. Konnte Eines von uns wegen eigenen Unwohlseins nicht schreiben, so übernahm ein Anderes diese freiwillige Verpflichtung. Und noch heute verwundere ich mich darüber, daß der meinen Bruder behandelnde Arzt Dr. v. Schäffer mir schon erlaubte, seine Familie zu besuchen, ehe noch mein Bruder zum ersten Male aufgestanden war.

Mit seiner Genesung war er aber noch nicht jeder peinlichen Situation vollständig entrückt. Er fühlte sich schon frisch und gesund, während sein Gesicht und sein Körper noch von den braunen Krusten bedeckt waren, welche die aufgestochenen und vertrockneten Blattern zurückließen. Und als diese Krusten allmälig abzufallen begannen, zeigte sich unter ihnen die neue, feine, blutrothe Haut. Mein Bruder kam vor Allem sich selbst und wohl auch uns, die wir ihn in so schrecklichem Zustande gesehen hatten, schon wieder ganz schön vor, als viele unserer Bekannten, die ihn zufällig auf der Straße begegneten, noch scheu zurückwichen vor seiner Begrüßung und schon gar vor einer Berührung mit ihm.

Um so wohlthätiger war es für ihn, wenn er irgendwo Zutritt und liebreiche Aufnahme fand, wo man dergleichen that, als ob man die unvortheilhafte Veränderung,

die in seinem Aeußeren vor sich gegangen war, gar nicht gewahr werde. Daß dies bei Gévay der Fall war, ist nicht so sehr zu verwundern, weil dieses doch schon in etwas vorgerückteren Jahren befindliche Ehepaar vielleicht weniger Grund zur Furcht vor Ansteckung besaß. Bei Schäffer aber, wo das ganze Haus voll junger Leute und Mädchen steckte — es waren dort zu jener Zeit nicht weniger als neun Kinder am Leben — war dies wirklich zum Erstaunen, und sowohl meine Eltern als wir betrachteten es als einen Beweis aufopfernder Freundschaft, für den wir nicht genug dankbar sein konnten.

Wie sehr ich damals zu etwas abenteuerlichen Unternehmungen geneigt war, zeigte ich unter Anderem auch dadurch, daß ich mich durch Alexander Wagner bereden ließ, mit ihm zu Ende März 1839 einen Ausflug auf das Hocheck bei Altenmarkt zu unternehmen. Ignaz Schäffer, der älteste Sohn unseres Arztes, schloß sich uns an. Wir gingen zu Fuß von Wien über Enzersdorf und Heiligenkreuz nach Altenmarkt, von wo wir in beschwerlichem vierstündigen Marsche durch hohen Schnee das Hocheck erstiegen. Im Galopp ging es dann auf der anderen Seite nach dem in einem einsamen Thale gelegenen Furth, wo wir die zweite Nacht blieben. Am anderen Tage wanderten wir durchs Gebirge nach Pernitz, wo wir wieder übernachteten, von da aber nach Pottenstein und im schrecklichsten Regen über Vöslau nach Baden, von wo wir nach Wien fuhren.

Um wenigstens einen Theil ihrer Dankesschuld an das Haus Schäffer zu tilgen, entschloß sich meine Mutter, nicht ohne mein Dazuthun, die zweitgeborne Tochter, meine zukünftige Frau, mit sich nach Oberösterreich zu nehmen, als sie im Juni 1839 dorthin einen kurzen Ausflug machte, um

bei der Hochzeit meiner ehemaligen Ziehschwester Nanny Sperker mit dem Sohne des Sensenfabrikanten Stainninger in der Hangleithen zu St. Oswald bei Freistadt anwesend zu sein. Unser Onkel Prälat vollzog die Trauung; er hielt eine rührende Anrede an das Brautpaar, und seine Stimme war dabei so bewegt, daß wenigstens die Frauen ausnahmslos weinten. Die ganze Feier, bei der auch noch eine zweite Hochzeit stattfand, war freilich in Folge eines vierstündigen Mittagessens, das überstanden werden mußte, mehr ermüdend als erheiternd, aber sowohl meine Mutter als ihre Begleiterin hielten sich tapfer und ernteten einstimmiges Lob.

Als gar zu geringfügig sollte ich es wohl lieber ganz mit Stillschweigen übergehen, daß wir in der zweiten Hälfte des Juli im Hause des Hofrathes v. Huszár, in welchem wir durch die mit ihm sehr befreundete Familie Schäffer bekannt geworden waren und die liebenswürdigste Aufnahme gefunden hatten, unseren ersten dramatischen Versuch wagten. Im Garten des Landhauses, welches Huszár zu Weidling bei Klosterneuburg besaß, führten wir das bekannte Lustspiel: „Das war ich" auf, und eine competente, aber freilich sehr parteiische Beurtheilerin, unsere Mutter, war nicht unzufrieden mit uns.

Wenige Tage später, am 27. Juli, gingen wir an die Ausführung eines für uns ziemlich großartigen Projectes, mit dessen Entwerfung wir uns schon seit vielen Monaten eifrig beschäftigt und dessen Einzelnheiten, soweit dies im voraus möglich ist, festgestellt hatten. Es handelte sich um eine Fußreise, welche an Ausdehnung und Zeitdauer die vor zwei Jahren von uns unternommene noch weit übertreffen sollte.

Reiſe nach Tirol und Oberitalien.

Unſere Erzählungen von unſerer Wanderung nach Südbaiern und einem freilich nur kleinen Theile der Schweiz hatten bei gar manchen unſerer jugendlichen Freunde und Bekannten die Luſt rege gemacht, ſich an der neuen Reiſe zu betheiligen, die wir vorhatten. Aber allzu hoch durften wir doch auch wieder, ſo manchen Uebelſtandes wegen, der hiemit verbunden geweſen wäre, die Zahl der Theilnehmenden nicht anwachſen laſſen. Wir ſetzten ſie auf fünf feſt, und es waren dies dem Alter nach mein Reiſekamerad vom vorigen Jahre, Dr. Alexander Wagner, mein Bruder, mein juridiſcher Studiengenoß Rudolph Salzmann, ich und endlich der einige Jahre ſpäter als wir die Rechte ſtudierende Karl Baum.

Es iſt vielleicht nicht ganz ohne Intereſſe, die vollſtändige Veränderung zu beobachten, welche ſeit dem letzten halben Jahrhundert in Bezug auf die pedeſtriſchen Leiſtungen junger Leute vor ſich ging. Immer und auch zu unſerer Zeit hat es deren gegeben, welche die begeiſterte Vorliebe für die Schönheit der Natur zu ihr hinauszog und dazu antrieb, ſie dort ſchauen zu wollen, wo ſie doch eigentlich am herrlichſten iſt, im Hochgebirge. Hiebei jugendliche

Kraft und Ausdauer zu erproben, war gleichfalls von nicht gering anzuschlagendem Reize. Aber zu unserer Zeit gab es noch keine Eisenbahnen, mit Extrapost oder auch nur in eigens gemietheten Wagen zu fahren, war unerschwinglich, im Eilwagen eingepfercht längere Strecken zurückzulegen, wenig verlockend für uns. Was war da natürlicher, als daß wir im wahren Sinne des Wortes zum Wanderstabe griffen, unser nicht allzu schweres Gepäck auf den Rücken luden und uns frohgesinnt auf oft recht weit ausgedehnte Fußreisen begaben.

Vergleicht man diese jetzt ganz aus der Mode gekommenen Wanderungen mit den nun so beliebten Hochtouren, so wird den letzteren, auch wenn man ihren Reiz bereitwillig anerkennt, vielleicht doch nicht ganz unbedingt der Vorrang einzuräumen sein. Was weiß z. B. jetzt Jemand vom Pusterthale, seinen einzelnen Ortschaften und seinen Bewohnern, der mit dem Eilzuge in etwa zwei Stunden von Lienz nach Bruneck fährt, während wir genau ebensovieler Tage bedurften, um zu Fuße diese Strecke zurückzulegen? Der jetzige Hochtourist kömmt fast nur mit Wirthen und mit Führern, also zumeist mit Leuten in Berührung, welche auf die ihnen wohlbekannten Schwächen der Fremden speculiren und dieselben zu ihrem eigenen Vortheil auszubeuten suchen. Der Bergbewohner, insbesondere der Tiroler, ist überhaupt ziemlich leicht dazu bereit, unter der Maske angenommener Biederkeit und Geradheit, ja einer gewissen Vertraulichkeit einen manchmal nicht geringen Grad von Verschmitztheit zu verbergen. Am öftesten thut dies der, den sein Erwerb auf die Fremden anweist, und er lacht sich ins Fäustchen, wenn ihm ihre Leichtgläubigkeit Gelegenheit gibt, sie tüchtig zu prellen.

Um also ein Volk wirklich kennen zu lernen, muß man in die nicht ausschließlich auf den Verkehr mit den Fremden angewiesenen Schichten desselben eindringen. Dazu aber gaben die Fußreisen durch die Ortschaften und die bewohnten Thäler, die man durchwanderte, unendlich mehr Anlaß als das vereinsamte Umhertreiben in den Regionen des Hochgebirges.

Und noch auf eine Seite möchte ich hinweisen dürfen, welche mir nicht zum wenigsten zu Gunsten unserer Fußreisen zu sprechen scheint. Während wir, ganz bescheiden den Tornister auf dem Rücken, durch die Gebirgsthäler dahinzogen und uns höchstens am Ende eines langen Marsches darüber freuten, wenn wir denselben ohne gar zu große Ermüdung zurückgelegt hatten, rufen die jetzigen Hochtouren einen oft thörichten Wetteifer hervor, indem der Eine es dem Anderen an kühnem Wagniß zuvorthun will. Und Jedermann weiß, wie oft das gerade bei derlei Unternehmungen sich herausstellende Mißverhältniß zwischen dem Wollen und dem Können die Gesundheit, ja das Leben desjenigen gefährdet, der sich unvorsichtiger Weise auf sie einläßt.

Von alledem war auch nicht von fern bei der Fußreise die Rede, auf welche zu Ende des Juli 1839 wir fünf fröhliche Kumpane uns begaben. Drei von ihnen deckt schon ziemlich lange Zeit die Erde, nur mein Bruder und ich sind noch übrig, uns der Anderen in treuer Kameradschaft zu erinnern.

Wie vor zwei Jahren begannen wir auch diesmal unsere Fußreise damit, daß wir die Strecke zwischen Wien und Baden zu Wagen zurücklegten. Ueber Vöslau, wo wir badeten, wanderten wir nach Gutenstein, wo wir die

Nacht blieben. In tüchtigen, faſt zu tüchtigen Fußmärſchen ſetzten wir unſeren Weg über Maria-Zell nach Wildalpen und über die Winterhöhe, von wo ſich uns eine herrliche, auch jetzt noch zu wenig gewürdigte Ausſicht darbot, nach Hieflau fort. In zu tüchtigen Märſchen, ſage ich mit Vorbedacht, denn der von mir entworfene Reiſeplan hatte den Fehler, daß er an die ſehr verſchiedene Gehkraft der Einzelnen völlig gleichförmige, für den Einen oder den Anderen aus uns aber allzu anſtrengende Forderungen ſtellte. Sonderbarer Weiſe waren es gerade die zwei Größten unter uns, welche ihnen am wenigſten zu genügen vermochten. Der bei weitem ſchwächſte Fußgänger von uns war Baum, deſſen etwas ſchwammige Natur und verweichlichte Erziehung ihn eigentlich zu ſo ſtarker und ganz ungewohnter Anſtrengung nur wenig tauglich erwieſen. Auch mein Bruder, deſſen Organismus offenbar noch durch die, wenngleich ſchon vor einem halben Jahre überſtandene Todeskrankheit etwas geſchwächt war, ermüdete leichter als vor zwei Jahren, und endlich machte ſich auch bei Salzmann die ſtädtiſche Verweichlichung manchmal etwas bemerkbar.

Vernünftiger Weiſe griffen wir denn auch zu dem einzigen, aber ganz zu unſerer Verfügung ſtehenden Mittel der Abhilfe. Nachdem wir am vorletzten Tage dreizehn, am letzten aber von Weichſelboden nach Hieflau elf Stunden gegangen waren, ſetzten wir uns von da aus nur Admont als Ziel unſeres Tagemarſches. Zweimal, zuerſt im Geſäuſe und dann kurz vor Admont, badeten wir in der Enns, wie es denn zu unſeren damaligen Schrullen gehörte, in jedem mehr oder auch weniger hiezu geeigneten Gewäſſer unſere neu erworbene Schwimmkunſt zu erproben.

Schladming, Radstadt, St. Johann, Taxenbach, wo wir das Kitzloch und dessen schönen Wasserfall besuchten, bildeten die Hauptpunkte unseres weiteren Marsches. In Bruck, am Eingange des Fuscherthales, verließen wir die Heerstraße und bogen in das letztere ein, durch welches wir bis zum Abende noch das Tauernhaus in der Ferleiten erreichten. Da wir frühzeitig dort ankamen, wanderten wir, Alexander, Franz und ich, noch ziemlich weit in das Käserthal hinein und erfreuten uns des herrlichen Rundbildes eisgeschmückter Bergriesen, das es darbietet, bis endlich das Verlöschen der letzten Sonnenstrahlen auf den wolkennahen Gipfeln und der eiskalte Gletscherwind uns zur Heimkehr nach dem Tauernhause mahnten, wo Salzmann und Baum schon recht ungeduldig mit dem Abendessen unser harrten.

Am 5. August 1839 verließen wir um halb sechs Uhr Morgens das Tauernhaus, um den Uebergang über das Gebirg nach Heiligenblut zu unternehmen. Damals wählte man noch nicht, wie es jetzt meistens geschieht, den Weg über den Gletscher der Pfandelscharte, sondern wendete sich weiter links, den Fuscher Tauern und dem Hochthor zu. Mit uns zu gleicher Zeit zogen die Dienstleute des Hauses aus, um sich auf die zu demselben gehörige Alpe zu begeben. Und als diese Leute sich von uns trennten, blieben wir noch immer acht, wir fünf und unser Führer, dann ein Weber von Heiligenblut und ein Bauer aus der dortigen Gegend, welche nach gethaner Arbeit und Vollziehung ihrer sonstigen Geschäfte nach der Heimat zurückkehrten.

Je höher wir stiegen, desto schöner wurde die Aussicht, insbesondere auf den uns gegenüberliegenden Gletscher des Wiesbachhornes. Und so wie es schon gestern Abends geschehen war, so lenkte auch jetzt wieder das donnernde

Getöse im Innern des Gletschers unsere Aufmerksamkeit auf sich. Als wir unseren Führer nach der Ursache dieses Getöses frugen, erzählte er uns eine förmliche Sage, die ich hier zum Besten geben will.

„Ein böser Geist," so sprach er, „ging in der Fer-
„leiten umher, von Haus zu Haus, von Alm zu Alm; er
„nahm den Leuten das mühsam gesammelte Holz vom
„Hofe, dem Vieh das Heu von der Krippe; er trieb die
„Ziegen weit auf die höchsten Felszacken hinauf und stürzte
„sie dann hohnlachend nieder ins Thal, wo sie elend zer-
„schellten. Da gingen die geplagten Bauern, die gequälten
„Hirten hin zum Herrn Pfarrer von Fusch und baten ihn
„flehentlich, dem Unwesen ein Ende zu machen. Der Pfarrer
„zog den Chorrock an, nahm die Stola um den Hals und
„trug mit beiden Händen die Monstranze vor sich her; vor
„ihm ging der Meßner mit Lämpchen und Glocke. So stiegen
„sie in die Ferleiten hinauf und viele Bauern und Hirten
„folgten ihnen nach. Und sie stießen auf den Geist, wie er
„gerade auf der Alm des reichen Judenbauern zu Piesendorf
„ein armes Kalb hetzte, welches lechzte und brüllte, daß es
„Einem durch Mark und Bein ging. Der Pfarrer aber hob
„die Monstranze gegen den Geist und bannte ihn; da er aber
„nicht gleich wußte, wohin mit ihm, so schaute er um sich
„und da fiel ihm der große Gletscher am Wiesbachhorn in
„die Augen, und er bannte den Geist hinein in dessen
„Schlünde, wo er Eis hacken muß mit einem großen Beile,
„das er einst dem Tauernwirth gestohlen, bis zum jüngsten
„Tage. Und die dumpfen Töne, die in gemessenen Zeit-
„abschnitten erdröhnen, sind die Schläge mit dem Beile,
„das tosende Fallen aber ist das Hinwerfen der Eisscheiter
„zu dem bearbeiteten Vorrathe, und ob der Geist auch schon

„so fortwerkt seit zweihundert Jahren, so ist der Gletscher „doch noch kaum merklich kleiner geworden, und so lang „wird die Welt stehen, bis das ganze Eisfeld zu drei Schuh „langen Scheitern verhackt ist."

Während einer kurzen Rast an dem ganz köstlichen Petersbrunnen erzählte uns unser redseliger Führer eine zweite Sage von zwei reichen Bauern, die in bitterster Feindschaft mit einander lebten und starben, so daß sie zur Strafe dafür in der Weihnachtsnacht noch heutzutage ihre Rosse in der Ferleiten tränken und weiden müssen.

Unter diesen und ähnlichen Gesprächen hatte sich das Wetter, das uns anfangs nicht ungünstig gewesen, immer mehr verschlechtert, so daß uns, als wir das Fuscherthor erreichten, Regen und Nebel die Aussicht von dort hartnäckig verbargen. Wir überschritten ein geräumiges Schneefeld, und über chaotisch durcheinander geworfenes Felsengeröll stiegen wir zum Hochthor hinan, wo uns der etwas dünner gewordene Nebel wenigstens eine schwache Idee von der herrlichen Fernsicht gönnte, mit der hier bei günstigem Wetter die leichte Mühe des Ersteigens belohnt wird.

Beim Säumerbrunnen wurde die letzte Raststation gemacht, und die fröhliche Stimmung, die uns beseelte, veranlaßte uns, die ganze Reihe unserer Forcelieder zum Entzücken des Führers zum Besten zu geben. Denn der Gesang oder was wir so nannten, wurde in unserem kleinen Kreise mit wahrer Leidenschaft betrieben. Eine ganze Reihe von Liedern, wie Körner's Trinklied und Lützow's wilde Jagd, das Lied vom Herzeleid und viele andere wurden von uns während des Marschirens und insbesondere bei den Raststellen mit Begeisterung gesungen. Ein eigenes Wanderlied hatten wir uns gedichtet, Jeder eine Strophe, und wir sangen es nach

einer von uns ſelbſt erſonnenen Melodie. Mein Bruder war der Chormeiſter, Salzmann und Wagner beſaßen wenigſtens einiges muſikaliſches Gehör, ich aber ſang gründlich falſch. Meine Kameraden waren jedoch nicht krittlich, und zu meinem Glücke machte Baum ſeine Sache womöglich noch ſchlechter als ich. Die Gutturaltöne, die er hervorbrachte, dienten uns zum Gegenſtande unabläſſigen Spottes, an dem er jedoch voll Gutmüthigkeit ſich ſelbſt manchmal betheiligte.

Der folgende Tag war dem Beſuche der Paſterze gewidmet. Wir vier ohne Baum, der lieber im Glocknerhauſe zu Heiligenblut zurückblieb, wanderten am Leiterbachfalle vorüber bis zu der am Fuße des Kaiſer Rothkopfs, einige Klafter über dem Gletſcher gelegenen Johannshütte, ſchritten dann etwa eine Stunde quer über das Eisfeld und kehrten am Waſſerſturze der Gößnitz vorüber nach Heiligenblut zurück.

Dieſe ſeither unzählige Male gemachte und oft beſchriebene Partie, obgleich ſie hie und da durch Nebel und neidiſches Gewölk gar ſehr beeinträchtigt war, entzückte doch unſere für Naturſchönheit ſo empfänglichen Gemüther. Einſtimmig drangen wir nach unſerer Rückkehr in Baum und beſchworen ihn, an dem Herrlichſten, das wir wahrſcheinlich auf unſerer ganzen Reiſe zu ſchauen bekommen würden, nicht ſo gleichgiltig vorüberzugehen. Um ihm den Entſchluß, die Partie zur Paſterze gleichfalls zu machen, zu erleichtern, bot ich ihm an, ihn dorthin am nächſten Morgen zu begleiten.

Den Abend brachten wir in Geſellſchaft des 79jährigen Botanikers Dr. Hoppe aus Regensburg, der ſeit 41 Jahren jeden Sommer einige Zeit in Heiligenblut verweilte, und

seiner Tochter zu. Das Fremdenbuch im Glocknerhause, schon 1818 dorthin gestiftet und in einem ungeheuren Foliobande bestehend, der etwa zur Hälfte beschrieben war, bot reichlichen Anlaß zu Gesprächen. Neben gar manchen schalen Witzen und oberflächlichen Bemerkungen war doch auch viel ästhetisch Schönes und wissenschaftlich Belehrendes darin enthalten. Doch befremdete es mich, daß die Meisten, welche entweder in Versen oder in Prosa den Eindruck schilderten, den der Anblick des Großglockners und der Pasterze auf sie gemacht, sich selbst so klein, so erniedrigt fühlten neben diesen Wundern der Natur. Ich hingegen meinte, der Mensch müsse es gerade in solcher Umgebung voll Stolz empfinden, daß er mit seinen anscheinend schwachen Kräften diese gewaltige Natur überwunden und sie sich durch kühne Uebersteigung aller auf den ersten Blick als unbesiegbar erscheinenden Hindernisse unterthänig gemacht habe.

Ich gab dieser Empfindung in einem Gedichte Ausdruck, das ich in das Glocknerbuch schrieb. Achtzehn Jahre später, 1857 zeigte man mir es zu meiner größten Ueberraschung in einem belletristischen Blatte, das damals zu Klagenfurt erschien, der „Carinthia", abgedruckt.

Schon um halb fünf Uhr früh brach ich am 7. August mit Baum nach der Pasterze auf, und ich wurde für den Freundschaftsdienst, den ich ihm leistete, reichlich dadurch belohnt, daß ich alles das, was mich gestern, obgleich es durch den Nebel zum Theile verdeckt war, schon so entzückte, im herrlichsten Morgensonnenglanze und bei vollkommen wolkenfreiem, tiefblauem Himmel wiedersah. Die Schönheit des Glockners, des Johannesberges und der Pasterze war wirklich nicht zu beschreiben, und wahrhaft beglückt durch diese zweite Expedition kehrte ich binnen sechs Stunden

mit meinem Begleiter nach Heiligenblut zurück. Um unſere Reiſegenoſſen zu erreichen, welche um acht Uhr Morgens von dort aufgebrochen waren, beſtiegen wir ein einſpänniges Wägelchen, das von einem blutjungen, recht hübſchen Bauernmädchen gelenkt wurde. Wäre der Gaul nur halb ſo friſch geweſen wie der Kutſcher, ſo würden wir unendlich viel raſcher vorwärts gekommen ſein, als dies wirklich der Fall war. Der wild dahinſchäumenden Möll folgend, kamen wir über Döllach nach Winklern, von wo wir über den Iſelberg, dort zuerſt wieder tiroliſchen Boden betretend, unſeren Kameraden nach Lienz nacheilten.

In ſtrömendem Regen, der uns um ſo fühlbarer wurde, als wir keine Schirme, ſondern nur Stöcke mit uns führten, wanderten wir am nächſten Morgen von Lienz weg über Mittelwald bis gegen Sillian. Als wir dieſem Poſtorte uns näherten, heiterte ſich das Wetter etwas auf. Da wir ohnedies wußten, in Sillian werde Nachtſtation gemacht werden, und es noch ziemlich früh am Tage war, ſtiegen Wagner, mein Bruder und ich zu dem vor Sillian rechts vom Wege auf ziemlich hohem Felſen thronenden Schloſſe Hainfels empor. Durch das geräumige Thor traten wir in den engen Burghof, alle Thüren ſtanden offen, wir alſo Stiegen auf, Stiegen ab, durch das ganze ziemlich weitläufige Gebäude bis in den Thurm, der bedeutend älter als der vordere Tract zu ſein ſchien. Die Zimmer, beſonders aber die Schloßkapelle waren noch recht gut erhalten und ein Theil der erſteren ſogar bewohnt, wie uns ein alter Rock und einiges umherliegende Hausgeräth bewieſen. Als wir uns zum Fortgehen anſchickten, trafen wir mit einem Geiſtlichen, einer großen wohlgenährten Geſtalt mit äußerſt gutmüthigen, aber ſehr beſchränkten Geſichtszügen zuſammen,

der uns des Langen und Breiten die Geſchichte der Entſtehung und die Schickſale des Schloſſes erzählte. Zuletzt, ſagte er, habe es dem Haller Damenſtifte gehört, das es vor Kurzem um den Spottpreis von 250 Gulden an die Gemeinde verkauft habe. Es ſtünde nun zu befürchten, fuhr er fort, daß das Schloß abgebrochen und die Steine zu anderen Bauten verwendet würden. Dem ſtehe aber die Verpflichtung zur Herhaltung der Waſſerleitung für den Beneficiaten gegenüber, welche jährlich fünfzig bis ſechzig Gulden koſte, „alſo“, ſetzte er ſtolz lächelnd hinzu, „iſt mein „Waſſer bereits theurer als mein Wein“. Erſt nach langer Zeit und nur ſehr ſchwer, ja faſt mit Gewalt machten wir uns von dem redſeligen Beneficiaten los, dem der Beſuch der drei fröhlichen jungen Leute eine nicht ganz unwillkommene Unterbrechung ſeines eintönigen Dahinlebens auf ſeinem einſamen Felſenneſte zu ſein ſchien.

Weit günſtiger war uns das Wetter am nächſten Tage und wolkenfrei grüßten uns aus dem Sextenthale herüber die wunderſchönen Dolomiten. Die merkwürdigen Baudenkmäler von Innichen wurden von uns eingehend betrachtet, und an der Straßentheilung bei Toblach hielten wir auf freiem Felde Kriegsrath. Ich ſchlug vor, wir ſollten auf der damals ganz neu erbauten Straße nach Cortina und von da durch Buchenſtein und Gröden nach Bozen gehen. Diesmal ließ mich aber mein Freund Wagner im Stiche; er, der ſonſt immer die abenteuerlichſten Propoſitionen unterſtützte, ſtimmte mit meinem Bruder und Baum für den näheren und bequemeren Weg über Bruneck durch Enneberg und Gröden nach Bozen. Salzmann und ich fügten uns natürlich der Majorität, und über Niederndorf und Welsberg, wo wir die beiden ſchon in Ruinen liegenden Schlöſſer

durchkletterten, kamen wir um halb acht Uhr Abends nach Bruneck.

Durch die wohl allzu angeſtrengten Fußmärſche war mein armer Bruder, der noch immer die Nachwehen ſeiner ſchweren Krankheit verſpürte, ſo hergenommen worden, daß er am rechten Beine eine ziemlich ſtarke Geſchwulſt bekam und es daher vorzog, ſich einen Platz auf dem Geſellſchafts-wagen zu nehmen und über Brixen nach Bozen zu fahren. Baum konnte der Verſuchung nicht widerſtehen, ſich ihm anzuſchließen, und im letzten Augenblicke that Salzmann ein Gleiches. Nur Wagner und ich hielten an dem urſprünglichen Gedanken feſt, durch die Thäler von Enneberg und Gröden nach Bozen zu gehen.

Das erſtere dieſer beiden Thäler bot bis St. Martin und Stern nicht gerade viel Lohnendes dar. Außer dieſem Orte müſſen wir einen falſchen Weg eingeſchlagen haben, denn wir gingen und gingen und es wurde immer finſterer und finſterer, ohne daß wir Colfuſchg erreichten, das doch nach der Ausſage des Meßners von Stern nicht gar ſo weit von dieſem Orte entfernt war. Endlich begegnete uns ein Mann, der uns in gebrochenem Deutſch erklärte, wir ſeien auf dem Wege nach Corvara und nicht auf dem nach Colfuſchg; wenn wir nach dem letzteren Orte wollten, müßten wir entweder ſehr weit bis zur Brücke zurückgehen, die wir nicht hätten überſchreiten ſollen, oder durch den Bach waten. Unbeſonnener Weiſe that ich ſogleich das letztere, und das Waſſer, obgleich reißend und kalt, ging mir nur bis ans Knie. Wagner aber, klüger und bedächtiger als ich, zog eher Stiefel und Strümpfe aus, ſo daß er nicht ſo durchnäßt wurde wie ich. In der angegebenen Richtung durch die Wieſen laufend, erreichten wir endlich Colfuſchg, dort

aber lag Alles ſchon in tiefem Schlafe. Man hatte uns in Bruneck geſagt, es wäre beſſer beim Pfarrer als im Gaſthofe zu bleiben; mit Recht hielten wir das Haus neben der Kirche für den Pfarrhof und pochten dort zuerſt leiſe und dann immer kräftiger an. Endlich wurde in einem der Zimmer Licht gemacht und eine komiſche Altweiberſtimme ſchrie auf unſere Bitte um Nachtquartier heraus: „Da iſcht kan „Wirtſchhaus, da iſcht der Widum.“ Die Alte zeigte uns aber dann wenigſtens die elende Baracke, welche in Colfuſchg als Gaſthaus figurirte. Gleiche Schwierigkeit, den Wirth zu erwecken; als er uns aber endlich einließ, zeigte er ſich wohl dienſtfertig, das ſteinharte Brot und der ſchimmlige Käſe waren jedoch faſt ebenſo wenig genießbar als ſein nach verfaulten Trauben ſchmeckender Wein. Und ſo wenig einladend die viereckige Truhe auch war, in die wir uns Beide hineinlegen mußten, ſo ſchliefen wir doch in derſelben ganz gut.

An der Ferraraalpe vorüber wandernd, genoſſen wir am nächſten Morgen am Ende des Bergrückens, auf welchem ſie liegt, einer entzückenden Ueberſicht über das Gröd-nerthal und die dasſelbe begrenzenden, wahrhaft herrlichen Dolomiten, während die Ausſicht im fernen Weſten durch die eisſtarrende Gebirgskette des Oetzthales begrenzt iſt. Tapfer darauf losmarſchirend, erreichten wir, nachdem wir in St. Chriſtina ein frugales Mittagsmal genoſſen, etwa um zwei Uhr St. Ulrich, wo wir geſchnitzte Spielſachen für Geſchenke einkauften, und noch am ſelben Abende das ſtattliche Kaſtelruth. Am 12. Auguſt, dem Geburtstage meines Vaters, trafen wir in ärgſter Mittagshitze zu Bozen und in der „Kaiſerkrone“ ein, wo unſere Kameraden eben bei einem ſchmackhaften Male beiſammen ſaßen, an welchem wir allſogleich herzhaft theilnahmen.

Bozen war von allem Anfange an von uns zur Station bestimmt worden, in der wir uns nicht allein auszuruhen, sondern, wenn ich so sagen darf, zu restauriren gedachten. Dorthin hatten wir alle für uns bestimmten Briefe, deren wir, da wir schon über zwei Wochen auf dem Wege waren, eine schwere Menge erhielten, und außerdem einen uns Allen gemeinsamen Koffer instradirt, in welchem bessere Kleider, deren wir uns dort und in den italienischen Städten bedienen wollten, Wäsche und so manche andere Utensilien enthalten waren, die uns wünschenswerth erschienen. Die Briefe mußten beantwortet, die Tagebücher vervollständigt, die Wäsche gewaschen, Reparaturen an unseren Kleidungsstücken und unserem Schuhwerk vorgenommen werden. Unausgesetztes Regenwetter, welches der anfänglichen Hitze folgte, erleichterte uns die Erfüllung dieser Aufgaben, und als dasselbe sich besserte, wurden kleine Ausflüge nach Jenesien und auf den „Ritten“ unternommen.

Statt aber nach Ablauf dieser Raſtzeit unseren Weg weiter fortzusetzen, lieferten wir einen neuen Beweis, wie jung und wie unvernünftig wir eigentlich doch noch waren. So groß die Hartnäckigkeit auch war, mit der wir im Allgemeinen an unserem ursprünglichen Reiseplane festhielten und uns nur durch die äußerste Ermüdung des Einen oder des Anderen zu einer Verringerung des Ausmaßes der am nächsten Tage zurückzulegenden Wegstunden bestimmen ließen, so rasch war dieser ganze Plan durch eine Balleinladung über den Haufen geworfen, die wir nach Oberbozen erhielten. In der Zwischenzeit wollten wir zwar Meran besuchen und von da einen Abstecher ins Passeierthal unternehmen, dann aber zum Balle nach Bozen zurückkehren.

Mit dem Stellwagen fuhren wir am 14. Auguſt Nachmittags nach Meran, wohnten am nächſten Morgen der kirchlichen Feierlichkeit des Feſtes der Himmelfahrt Mariä bei, welche durch das Zuſammenſtrömen einer großen Menge von Landvolk aus den benachbarten Thälern und durch den Anblick der ſo eigenthümlichen und verſchiedenartigen Trachten desſelben uns großes Intereſſe darbot, und beſuchten das alte Schloß Tirol, uns des intereſſanten Baues und der prächtigen Ausſicht aus den Fenſtern desſelben erfreuend.

Am nächſten Morgen wanderten wir durchs Paſſeierthal bis zu Andreas Hofer's Gaſthaus „zum Sand". Damals waren erſt dreißig Jahre ſeit der bewunderungswürdigen Erhebung des tiroliſchen Volkes im Jahre 1809 verfloſſen, und überall ſtieß man in den Thälern auf Männer, welche ſie mitgemacht hatten und gern von ihr erzählten. Gierig lauſchten wir ihren Worten, und mit einer Art Andacht ſahen wir in Hofer's Hauſe deſſen Kleidungsſtücke, die man uns zeigte.

Von St. Leonhard gingen wir nach Platt und nach Plan im Pfelderſthale, von wo uns der Anblick zwei ſehr großer Gletſcher erfreute, die ſchon zur Oetzthaler Eismaſſe gehören. Aber das Wetter war ſo neblig und trüb, daß wir das ſchöne Schauſpiel nicht in ſeiner ganzen Herrlichkeit zu genießen vermochten.

In Plan, das mit Ausnahme des Pfarrhauſes aus lauter ſchwarzen und rußigen Häuſern beſtand, wurde mein Bruder als der Würdevollſte unter uns als Parlamentär zum Herrn Curaten vorausgeſandt, um uns bei ihm Aufnahme zu erwirken. Der geiſtliche Herr empfing ihn auch recht artig und wollte ihm Herberge gewähren, als er aber von noch vier Nachzüglern hörte, entſchuldigte er ſich mit der geringen

Geräumigkeit seines Häuschens. Wir mußten uns also in das sogenannte Gasthaus bequemen, das ungefähr auf der Stufe des zu Colfuschg stand, nur waren wenigstens Salzmann und Baum trauriger über das kaum genießbare Nachtessen, als Wagner und ich es damals gewesen waren. Dagegen hatte Plan wieder den Vorzug vor Colfuschg, daß an Stelle der furchtbaren Truhe, in der wir Beide geschlafen hatten, frische Strohgarben auf den Boden gebreitet wurden, auf denen es sich ganz erträglich ruhen ließ. Die Bezahlung aber, die man für die elende Beherbergung in Plan von uns forderte, kam derjenigen gleich, die man für die köstliche Bewirthung in der „Kaiserkrone" zu Bozen verlangte.

Es gibt Leute, welche behaupten, daß in unseren Gegenden und insbesondere im Gebirge das Wetter von Jahr zu Jahr schlechter werde. Ich weiß nicht, ob dem gegenüber eine Art von Trost in der Versicherung liegt, daß vor fünfzig Jahren, als wir Tirol durchwanderten, das Wetter unendlich viel übler war, als ich es mehr als vier Jahrzehnte später dort antraf. In Lienz und in Bozen wie im Pfelersthale regnete es in Strömen oder war Alles doch so voll Nebel und Wolken, daß wir wenig oder nichts von der Pracht des Hochgebirges sahen. Ein recht arger Tag war auch der, an welchem wir Plan verließen und durch rauhes Steingeröll und über wildes Felsenchaos das Spronserjoch, ungefähr 7800 Fuß hoch, hinanstiegen. Von der Jochhöhe aus sahen wir nur sehr wenig von den Oetzthaler Fernern, deren größeren Theil man bei günstigem Wetter von dort aus in nächster Nähe bewundern kann. Gleich unter dem höchsten Punkte ist ein kleiner recht hübscher See, der Milchsee, und einige Klafter tiefer der Grün- oder Kesselsee,

welcher seine beiden Namen dadurch rechtfertigt, daß er stahlgrün und in einem Felsenkessel gelegen ist. Ich schäme mich noch jetzt des unbesonnenen Bravourstückchens, welches Wagner und ich dadurch verübten, daß wir, und noch dazu nach Ersteigung einer ansehnlichen Bergeshöhe und bei kaltem und neblichtem Wetter uns entkleideten und ein Weilchen in dem eiskalten See umherschwammen; lang hielten wir es freilich nicht aus. Des Nachmittags waren wir in Meran zurück und am folgenden Tage war der Ball in Oberbozen, der uns noch lange Zeit den heitersten Gesprächsgegenstand abgab und uns in die für unsere jugendliche Eitelkeit so glückliche Lage versetzte, uns selbst über unsere vermeintliche Unwiderstehlichkeit nicht genug wundern zu können.

Am 20. August fuhren wir wieder mit dem Stellwagen von Meran nach Schlanders. Drei ehrliche Tiroler waren unsere Gesellschafter, Einer von ihnen, den wir für einen Bauer gehalten hätten, gab sich als ein Schulmeister aus dem Schnalserthale zu erkennen. Er erzählte uns, daß seine Schulkinder ein halbes Jahr, den ganzen Sommer hindurch frei hätten, und behauptete, daß sie trotzdem außerordentlich viel von ihm lernten. Seine ganze Gelehrsamkeit kramte er vor uns aus; insbesondere war er stark in der Geschichte der Entdeckung von Amerika und in derjenigen von Pizarro und Cortez. Er versicherte ganz ernstlich, die Mexikaner hätten einen Gott gehabt, der fraß täglich zwanzigtausend Menschen, und doch beteten sie ihn an. „Na," sagte ganz naiv der neben ihm sitzende Bauer, „das werden wohl Lutherische gewesen sein."

Recht interessant und für uns erhebend erzählte er uns hingegen, wie er 1809 bei Sterzing, am Berg Isel und bei Innsbruck mitgekämpft. Ja als wir der Berge

wegen aus dem Wagen geſtiegen waren und neben demſelben einhergingen, zeigte er uns die Stellungen, welche die Franzoſen und die Tiroler an beiden Ufern der Etſch inne gehabt hatten.

Von Schlanders aus gingen wir wieder zu Fuße, ſahen von Laas in der Ferne den Marmorbruch, der den Stein zum Denkmale Hofer's in Innsbruck geliefert hatte, und kamen um acht Uhr nach Trafoi, wo wir die Nacht blieben. Am 21. Auguſt aber erſtiegen wir auf der damals in wirklich bewundernswerthem Zuſtande befindlichen Kunſtſtraße das Stilfſerjoch. Aber wir konnten uns doch der Frage nicht erwehren, ob denn die vielen Millionen, welche dieſelbe gekoſtet, nicht wenigſtens zum Theile fruchtlos hinausgeworfen ſeien, denn wir begegneten während des ganzen Tages nicht fünf Wagen und nicht zehn Menſchen, welche zu Fuß dieſe Straße eingeſchlagen hatten.

Das Wetter war freilich an dieſem Tage nicht gerade verlockend dazu. Mit heftigem Sturmwind und dichtem Schneegeſtöber winkte uns das Orangenland Italien ſeinen Willkommsgruß zu, als wir die Grenze überſchritten, und darum ſahen wir auch nichts von der Herrlichkeit der Gletſcherwelt, die dort bei günſtigem Wetter vor dem entzückten Auge ausgebreitet daliegt. Am Abende erreichten wir das Badhaus von Bormio, von wo wir nun in den nächſten zwei Tagen durch das Valtellin hinauswanderten, bis wir bei Colico den Comerſee erreichten. Von dem langdauernden Marſche etwas ermüdet, legten wir im Gaſthauſe unſer Gepäck ab, beſtellten das Abendeſſen und eilten hinaus an den See, deſſen dunkelgrüne Wellen, von ziemlich heftigem Winde aufgewühlt, brandend an die Mauern des kleinen Hafens ſchlugen.

Wir hätten es kaum für möglich gehalten, bei dem herrſchenden Winde über den See zu fahren. Die uns umringenden Barcajuolen redeten uns aber ſo nachdrücklich zu, und die Luſt, die Ueberfahrt zu unternehmen, wurde ſo gewaltig in uns, daß wir uns raſch zu ihr entſchloſſen. Freiwillig erbot ſich mein Bruder, uns wieder als Parlamentär zu dienen, und diesmal geſchah ſolches mit beſſerem Erfolge als in Plan, denn es gelang ihm nach langdauerndem Streite, unſere Sachen aus dem Gaſthauſe herauszubekommen. In recht überfüllter Barke fuhren wir quer über den See und übernachteten köſtlich in Domaſo.

Um wenigſtens den oberen und den mittleren Theil des Comerſees recht genau betrachten, einige der herrlichen Villen beſuchen und auch irgendwo im See ſchwimmen zu können, mietheten wir in Domaſo eine Barke, ſprangen von ihr aus auf der Höhe von Varenna in den See, uns in demſelben zu baden, und landeten darauf bei der „Villa Melzi", die wir eingehend beſichtigten. Dann durchwanderten wir die herrlichen Anlagen um die „Villa Serbelloni" und fuhren ſodann über den See, die „Villa Sommariva" zu ſehen, welche ſpäter in Folge eines Beſitzwechſels Villa „Carlotta" genannt wurde. In dem benachbarten Cadenabbia, wo wir zu Mittag aßen, erwarteten wir den Dampfer, der uns bis zum Abend nach Como brachte.

Von hier beabſichtigten wir, über Lugano, Bellinzona, Locarno an den Lago maggiore, dann aber über Vareſe und Monza nach Mailand zu gehen. Hiebei hätten wir aber ſchweizeriſches und ſardiniſches Gebiet betreten müſſen, und um hiezu die Erlaubniß zu erwirken, begaben wir uns mit unſeren Empfehlungsſchreiben auf das Polizei-Commiſſariat. Diesmal thaten dieſelben jedoch nicht die gleich magiſche

Wirkung wie vor zwei Jahren in Salzburg und in Bregenz. Der Polizei-Commissär bedauerte lebhaft, im Deutschen nicht weit genug vorgeschritten zu sein, um die in dieser Sprache geschriebenen Briefe lesen zu können. In der gleich fatalen Lage befand sich sein Adjunct; es blieb uns daher nichts übrig, als mit leeren Händen abzuziehen und direct nach Mailand zu fahren.

Während der vier Wochen, die wir auf dem Wege von Wien bis an das Ufer des Comersees zubrachten, hatten wir uns in Bezug auf das Maß und die Ausschließlichkeit der Fußwanderungen, die wir uns auferlegten, in einem allerdings freiwillig gewählten Extrem befunden. Jetzt aber geriethen wir gleichsam nothgedrungen in das entgegengesetzte, welches darin bestand, daß wir Alle, auch die Wanderlustigsten unter uns, in der lombardischen Ebene und bei der dort herrschenden Augusthitze die Fußwanderungen ein- für allemal aufgaben und uns zum Fahren bequemen mußten.

Uns hiezu eines Vetturins zu bedienen, war darum angezeigt, weil derselbe nicht höher zu stehen kam, als wenn wir fünf Plätze im Eilwagen hätten bezahlen müssen. Zudem konnten wir in den einzelnen Stationen anhalten und hie und da eine Merkwürdigkeit besichtigen, so oft uns das beliebte. Und schließlich füllten vier von uns gerade den Wagen aus, während der Fünfte abwechselnd beim Kutscher im Cabriolet saß, sich durch Conversation mit ihm im Italienischen übte, oder auch gleich denen im Inneren des Wagens die Zeit der langweiligen Fahrt mit Schlafen verbrachte.

Am 26. August fuhren wir über Monza, wo wir den Domschatz und mit ihm die eiserne Krone und den Becher der Königin Theodelinde sahen, mit dem ich fast

drei Decennien ſpäter wieder zu thun haben ſollte, nach Mailand.

Zwei Tage blieben wir in Mailand und verwendeten dieſe Zeit zu eifriger Beſichtigung der Merkwürdigkeiten dieſer prächtigen Stadt, welche uns je nach dem Grade ihres Kunſtwerthes und unſeres damaligen Kunſtverſtändniſſes in Bewunderung verſetzten. Leicht wurde es uns, einen Paß für uns fünf zu einer Reiſe nach Genua und Turin zu erlangen, wobei uns der damalige Präſidialſecretär bei dem Mailänder Gubernium, Herr v. Czörnig, der ſich ſpäter als Statiſtiker einen in der wiſſenſchaftlichen Welt ſo geachteten Namen erwarb, mit Rath und That an die Hand ging.

Am 29. Auguſt um fünf Uhr Früh begannen wir unſere Fahrt nach Genua. Mit einem Vetturin hatten wir auf echt italieniſche Weiſe accordirt: wir bezahlten ihm Jeder dreiundzwanzig Franken, dafür mußte er bei der Certoſa durch zwei, in Pavia durch drei Stunden anhalten und uns am erſten Tage nach Voghera, am zweiten bis Ronco, am dritten zur Mittagszeit nach Genua bringen und alle Nebenausgaben, ſowie auch die Koſten des pranzo und des Nachtlagers beſtreiten.

Hatte uns ſchon Mailand ungemein gefallen, ſo entzückte uns natürlich Genua noch bei Weitem mehr. Und in noch höherem Maße als der Anblick der Stadt und ihrer prachtvollen Gebäude und Kunſtſchätze nahm der des Meeres uns gefangen, das wir von den Wällen der Stadt zum erſten Male ſahen. Unſer erſter Verſuch, es zu befahren, fiel inſofern unglücklich aus, als wir in Folge des ſehr argen Schwankens unſerer Barke ſo ziemlich Alle, am meiſten Salzmann und ich und am wenigſten mein Bruder, von der Seekrankheit ergriffen wurden und dem

Meere unſeren Tribut bezahlen mußten. Trotz dieſer unerfreulichen Erfahrung mietheten wir am folgenden Tage wieder eine Barke, die uns im Hafen aus dem Bereiche der dort verankerten Schiffe brachte, worauf wir aus der Barke ins Meer ſprangen, um in demſelben zum erſten Male zu ſchwimmen.

Am 4. September Abends kamen wir über Novi und Aleſſandria nach Turin, ſo arg mitgenommen von der Hitze und dem Staube, daß Wagner und ich noch um neun Uhr in einem Schiffchen auf den Po hinausfuhren und in demſelben uns badeten. Den 5. und den Vormittag des 6. September verwendeten wir auf die Beſichtigung der Stadt und insbeſondere des Palazzo di Madama und ſeiner ſchönen Bildergalerie. Den Nachmittag des 6. wanderten Wagner, mein Bruder und ich in faſt drei Stunden zur Superga, der prachtvollen Begräbnißſtätte der Könige von Sardinien, mit einer entzückenden Fernſicht über Turin, ganz Piemont und die eisbedeckte Hochgebirgskette Savoyens und der Schweiz.

Vor unſerer Abreiſe von Turin galt es noch uns aus einer Verlegenheit zu befreien, in welche wir durch unſere eigene Unvorſichtigkeit gerathen waren. Wir hatten es in Mailand unterlaſſen, für unſere öſterreichiſchen Banknoten genug franzöſiſches oder ſardiniſches Geld einzuwechſeln, und auch in Genua dies verſäumt. Als uns nun in Turin das dort gangbare Geld ausging, kannte Niemand, und ſelbſt der Banquier nicht, an den man uns wies, unſere Banknoten. Erſt als die öſterreichiſche Geſandtſchaft, und zwar der damals dort als Legationscommis angeſtellte, ſpäter ſo vielgenannte Freiherr von Meyſenbug, der überhaupt ſehr freundlich für uns war, in einem amtlichen Zeug-

nisse die Echtheit und den Werth unserer Banknoten bestätigte, konnten wir deren Auswechslung erlangen.

Von Turin fuhren wir über Novara nach Arona, wo wir natürlich in der Riesenstatue des Carlo Borromeo bis in den Kopf des Heiligen hineinkletterten und in seiner Nase uns niederließen. Dann besuchten wir die borromeischen Inseln, sprangen auf der Fahrt von der Isola Madre gegen Laveno in den Lago Maggiore und ließen, in die Barke zurückgekehrt, alle unsere lange nicht gesungenen Lieblingslieder eines nach dem anderen los.

Von Laveno fuhren wir nach Varese, ritten auf Pferden, die uns an diejenigen erinnerten, welche dereinst in unserem heimischen Grinzing zur Partie auf den Kahlenberg vermiethet wurden, einen ziemlich steilen Berg hinauf zur Wallfahrtskirche Santa Maria del Monte, und kehrten des Nachmittags gleichfalls zu Wagen nach Mailand zurück.

Hier begannen wir die Besichtigung derjenigen Merkwürdigkeiten nachzutragen, die wir bei unserem ersten Aufenthalte noch nicht gesehen hatten. Außerdem mußten wir unseren Reisepaß zurückbringen und uns für denselben bedanken. Eben von diesem Geschäfte kommend, standen mein Bruder und ich ganz zufällig vor dem Schaukasten einer Kunsthandlung in der Contrada del Falcone, da fuhr eine elegante Equipage an uns vorüber. Unwillkürlich blickte ich hin und zu meiner höchsten Ueberraschung erkannte ich am Wagenfenster meine Mutter, die mich aber nicht sah. So rasch der Wagen auch fuhr, ich setzte ihm dennoch nach und holte ihn in der nächsten Straße ein. Auch unsere Eltern, denn mein Vater saß an der anderen Seite des Wagens und ich hatte ihn nicht gesehen, waren über unser plötzliches Zusammentreffen ungemein erfreut. Der Wagen,

in dem ſie ſaßen, gehörte dem ihnen ſehr befreundeten General Martini, und ſie fuhren zu einem großen Diner bei dem bekannten Bildhauer Manfredini. Wir gaben uns für ſechs Uhr Abends Rendezvous beim Arco della pace, zu welchem Manfredini, der meine Eltern dorthin begleitete, die meiſten Sculpturen geliefert hat.

Schon lang, aber ohne uns auch nur ein Wort darüber zu ſagen, hatten unſere Eltern den Entſchluß gefaßt, uns auf italieniſchem Boden, und zwar in Mailand zu überraſchen. Ihre Abſicht glückte vollkommen, aber wir brachten doch nur einen Tag zuſammen dort zu. Meine Eltern hatten ſchon auf der Reiſe nach Mailand Brescia und Bergamo beſucht, während wir fünf dieſe Städte noch nicht geſehen hatten. Wir verließen daher ohne ſie am Morgen des 12. September Mailand wieder mit einem Vetturin und kamen um vier Uhr nach Bergamo, am folgenden Tage aber noch etwas früher nach Brescia, wo uns der alte Graf Toſi mit einer wirklich bewunderungswürdigen Liebenswürdigkeit ſeine ſchöne Kunſtſammlung zeigte. In Verona aber trafen wir am Nachmittage des 14. September wieder mit unſeren Eltern zuſammen. Der folgende Tag war ganz für Verona beſtimmt, den Abend des 16. brachten wir in Vicenza, den Vormittag des 17. in Padua zu, und noch an dieſem Abende hielten wir von Meſtre aus bei herrlicher Mondbeleuchtung unſeren Einzug in Venedig.

Sechs Tage verlebten wir daſelbſt in einer Weiſe, die uns allzeit unvergeßlich bleiben wird.

In der Nacht vom 23. auf den 24. September fuhren wir mit dem Dampfer von Venedig nach Trieſt, und ich kann mich nur erinnern, daß ich, meinen Torniſter als Kopfpolſter benützend, mich ohne irgendwelche Decke unter

einer Bank auf die bloßen Bohlen des Verdeckes hinſtreckte und dort wie ein Stein die ganze Nacht hindurch ſchlief. Nur als der Leuchtthurm von Pirano ſichtbar wurde, weckte mich mein Vater; ich ſchlief aber gleich wieder fort bis zum Anbruche des Tages. Denn das Einzige, das mir den Aufenthalt in Venedig etwas vergällt hatte, waren die Qualen, welche mir während der Nacht Myriaden mein Bett umſummender Gelſen und Mücken, denen ich ſchutz- und ſchlaflos preisgegeben war, bereitet hatten.

Daß wir auf der Rückfahrt nach Wien an der Adelsberger Grotte nicht vorüberfuhren, ohne ſie eingehend zu beſichtigen, verſteht ſich wohl von ſelbſt. Auch in Laibach und in Graz hielten wir uns, in der letzteren Stadt vielleicht allzu lang auf. Hier trennten ſich auch unſere Wege; meine Eltern, denen Baum und Salzmann ſich anſchloſſen, fuhren direct nach Wien, wir drei Anderen aber, Wagner, mein Bruder und ich, wichen in Bruck an der Mur von der großen Heerſtraße ab und fuhren über Vordernberg, Eiſenerz, Hieflau bis zu einem einzelnen, am Ufer der Enns gelegenen Wirthshauſe in der Nähe von Weyer, von wo, der jetzigen Bahnſtation Kaſtenreith gegenüber, die ſogenannten Eiſenſchiffe nach Steyr zu fahren pflegten.

Am 4. October um ſechs Uhr Morgens ſtießen wir dort vom Lande. Das Schiff, das uns trug, war mit Eiſenſtangen ſchwer beladen. Auf denſelben ſtanden vier große Pinzgauer Rappen, deren Beſtimmung es war, das Schiff nach ſeiner Entladung in Steyr ſtromaufwärts zurückzuziehen. Einige Honoratioren der Gegend, mehrere Landleute, welche nach Adelwang wallfahren wollten, wir drei und die wenig zahlreiche Schiffsbemannung nahmen den von den Pferden freigelaſſenen Raum ein.

Der Morgen war herrlich und eine ſchönere Waſſerfahrt als dieſe läßt ſich nicht leicht denken; von der reizvollen Mannigfaltigkeit der Szenerie, an der wir vorüberflogen, kann man ſich nur ſchwer einen Begriff machen. In etwa vier Stunden erreichten wir Steyr, wo wir nun noch einige recht vergnügte Tage verlebten; einer derſelben führte mich aus Anlaß einer freilich nichts weniger als ergiebigen Jagd nach Ternberg, ohne daß ich ahnte, welchen Platz dieſer Ort in meinem ſpäteren Leben einnehmen werde. Und während mein Bruder am 6. October nach St. Florian fuhr, verübte ich noch zwei Tage ſpäter, am 8., mit Wagner das Bravourſtückchen, die Enns hinab nach dem Orte zu ſchwimmen, wo dieſer Fluß die Steyr in ſich aufnimmt. Wir widerlegten hiedurch den damals allgemein verbreiteten Glauben, daß dieſer Platz ein beſonders gefährlicher ſei.

Am folgenden Tage verließ ich Steyr, um mich vorerſt über Kremsmünſter nach Wels zu begeben. In dem erſteren Orte wurde ich auch jetzt wieder von meinen dereinſtigen Vorgeſetzten, P. Richard und P. Heinrich, in Wels aber von der Familie Krakowizer aufs Freundlichſte empfangen. Am 11. fuhr ich nach St. Florian und am 14. mit dem Dampfſchiffe nach Wien. Des dichten Nebels wegen erreichte dasſelbe an dieſem Tage nur Tulln, von wo ich mit einer Anzahl Herren in einem Stellwagen nach Wien fuhr. Erſt nach Mitternacht kamen wir dorthin; lang mußte ich an unſerer Wohnung klingeln und klopfen, bis endlich mein Vater erwachte und mich, nachdem ich ihr durch dritthalb Monate fern geblieben war, wieder in dieſelbe einließ.

Eintritt in den Staatsdienst.

Mein fleißiger und überaus gefälliger Vetter Moſer hatte alle meine Geſchäfte in Bezug auf das Einſchreiben in den vierten und letzten Jahrgang der juridiſchen Studien mit ſolcher Genauigkeit beſorgt, daß ich leicht noch einige Wochen länger hätte ausbleiben können. Aber gewiß war es genug des Müßigganges und des beſchäftigungsloſen Umherſchweifens, obgleich ich wahrheitsgemäß geſtehen muß, daß ich zwar jetzt den Beſuch der Collegien, aber noch lang nicht das ernſtliche Studiren wieder aufnahm. Eiliger hatte ich es mit dem Wiedereintritt in meine früheren geſelligen Verhältniſſe, wie ich denn alsbald meine Lieblingshäuſer Schäffer, Gévay, Huſzár beſuchte.

Etwas mehr als zwei Wochen nach meiner Rückkehr nach Wien, am 2. November erkrankte ich ernſtlich. Ein heftiges rheumatiſches Fieber ergriff mich; drei Wochen hindurch konnte ich Tag und Nacht kein Auge zuthun, und als ich am ſiebenundzwanzigſten Tage meiner Krankheit zum erſten Male aufſtehen wollte, fiel ich ohnmächtig ins Bett zurück. Erſt eine Woche ſpäter, am 7. December, konnte ich eine halbe Stunde außer Bett zubringen, und am 19., von meiner Mutter und meinem Freunde

Hayden begleitet, einen kurzen Spaziergang auf der Baſtei unternehmen.

Es fehlte nicht an Stimmen, welche meine Erkrankung mit den als übertrieben betrachteten Anſtrengungen der Ferienmonate, und mit den hie und da recht unvernünftigen Bravourſtückchen, die ich mir während derſelben hatte zu Schulden kommen laſſen, in Verbindung bringen wollten. Ich kann mir kein Urtheil darüber anmaßen, glaubte aber ſchon damals und glaube auch noch heute, daß mir die wenngleich angeſtrengten Fußmärſche nicht das Geringſte geſchadet haben; waren ja doch auch ſchon mehr als zwei Monate ſeit dem letzten derſelben bis zu meiner Erkrankung verfloſſen. Aber das Baden in allzu kaltem Waſſer, insbeſondere das letzte Mal in der Enns, war mir gewiß nicht zuträglich und wäre beſſer unterblieben; als gewitzigtes Kind unterließ ich daher Aehnliches für die Zukunft.

Das Jahr 1840 erhielt für meine Familie dadurch eine ganz beſondere Bedeutung, daß mein Vater zum Director des Münz- und Antikencabinetes ernannt wurde. Eigentlich hatte er dieſe Stelle ſchon ſeit der im Jahre 1833 erfolgten Berufung des Präfecten der Hofbibliothek, Grafen Moriz Dietrichſtein, zur Oberleitung des genannten Cabinetes factiſch verſehen. In dieſen ſieben Jahren, in denen er ſich, wie wir ſahen, nur ſelten eine gewiß nicht reichlich bemeſſene Ferienzeit gönnte, hatte er ſo große organiſatoriſche und katalogiſirende Arbeiten vollendet, daß die Anerkennung dafür ſchließlich nicht mehr ausbleiben konnte. Schon 1833 hatte er die Beſchreibung von 25.000 griechiſchen, im Cabinete befindlichen Münzen in fünf Foliobänden vollendet, worauf er die ebenſo geſchmackvolle als überſichtliche und zweckdienliche Aufſtellung der Sammlung in ihren

verſchiedenen Theilen durchführte und endlich auch von den römiſchen Münzen eine ähnliche, aber noch praktiſcher eingerichtete Ueberſicht zuſammenſtellte, als dies von den griechiſchen geſchehen war. Eine Reihe ausgezeichneter Publicationen in ſeinem Fache hatte ihm außerdem einen ſo hochgeachteten Namen unter den damaligen Gelehrten Oeſterreichs und Wiens erworben, daß er ſich unter den acht Auserkorenen befand, welche ſchon 1838 die Errichtung einer Akademie der Wiſſenſchaften, wenngleich damals noch fruchtlos, in Anregung brachten.

Für mich trat im Jahre 1840, dem letzten meiner Studien, die Nothwendigkeit der Wahl des Berufszweiges, dem ich mich zuwenden wollte, in wahrhaft drängender Weiſe hervor. Bis jetzt hatte ich mich damit begnügt, den juridiſchen Studien obzuliegen, und ich hatte die Prüfungen aus denſelben mit gutem, ja bisher zum größeren Theile mit ausgezeichnetem Erfolge beſtanden. Aber die Rechtskunde intereſſirte mich im Ganzen nur wenig, ich dachte nur daran, mir möglichſt bald eine Stellung zu erwerben, in der das mit ihr verbundene Einkommen es mir ermöglichen würde, das Mädchen meiner Wahl heimführen zu können an meinen eigenen Herd. Denn ſchon im Jahre 1839, alſo kaum zwanzig Jahre alt, hatte ich dieſe Wahl ſo ziemlich getroffen, und wenn ich auch damals in Folge meiner Reiſe und der auf derſelben, ſowie bei den Beſuchen in Steyr und in Wels empfangenen Eindrücke hie und da wieder etwas ins Schwanken gerathen war, ſo ſtand doch von 1840 an dieſe Wahl feſt, und nichts beſchäftigte mich ſo ſehr, als den Weg ausfindig zu machen, auf welchem ich am eheſten an das Ziel meiner Wünſche zu gelangen vermöchte.

Der Plan, den ich zu dieſem Ende entwarf, wird vielleicht als ein Beweis gelten dürfen, daß ich hiebei von ziemlich uneigennützigen, ja idealen Geſichtspunkten ausging. Nicht nur daß meine Auserkorene vermögenslos war, ſpricht dafür, ſondern auch, daß ich es mir als wunderſchön ausmalte, mein Leben mit ihr auf dem Lande zubringen zu können. Da ich aber ſelbſt nichts beſaß, um mich dort anzukaufen, blieb mir kein anderer Ausweg übrig, als mich um eine Anſtellung auf dem Lande zu bewerben. Und da ich mich um keinen Preis von der Willkür einzelner, wenn auch noch ſo hochgeſtellter Privatperſonen abhängig machen wollte, ſo trachtete ich, bei der Güterdirection des Kaiſers unterzukommen; meiner Anmeldung bei derſelben wurde auch wirklich das freundlichſte Entgegenkommen zu Theil.

Wie es wohl in der Natur der Sache lag, wurde mein Plan von mir ſelbſt mit meinen Eltern, meinem Bruder und meinen Freunden ſehr häufig einer eifrigen Erörterung unterzogen. Meine Mutter, welche in derlei Fragen mehr den Gefühlsſtandpunkt einnahm, war nicht dagegen, um ſo eifriger und lebhafter war dies mein Vater; ſeiner Meinung ſtimmten auch die meiſten der von mir Befragten bei. Und wenngleich nur allmälig, begann doch auch ich endlich einzuſehen, daß ihre Anſchauung die richtigere war. Faſt Alles, was ich bisher gelernt und ſtudirt, ſowie die allgemeine Bildung, die ich mir zu eigen gemacht hatte, wäre mir auf dem Lande nur von verhältnismäßig geringem Nutzen geweſen, während gerade das, deſſen ich dort vorzugsweiſe bedurft hätte, landwirthſchaftliche Kenntniſſe mir vollſtändig mangelten. Und gar ſehr verlockend war doch auch wirklich die Ausſicht nicht, um den Preis, ziemlich bald Amtsſchreiber zu werden,

meine ganze Laufbahn mit dem Posten eines Verwalters zu enden.

Zu einleuchtend war dies, als daß ich mich nicht schließlich doch zur Nachgiebigkeit herbeigelassen hätte. Und als ich mich meinem Vater gegenüber in diesem Sinne erklärt und mein so lang mit solcher Vorliebe gehegtes Project, Landbeamter zu werden, definitiv aufgegeben hatte, war er äußerst zufrieden mit mir. Unter den verschiedenen Zweigen des Staatsdienstes aber, unter denen ich nun zu wählen hatte, gab ich schließlich dem finanziellen, jedoch nur aus dem mich ausschließlich leitenden Gesichtspunkte den Vorzug, daß man meinte, dort seien noch die besten Aussichten auf ein nicht allzuspätes Unterkommen vorhanden. Mein Vater führte mich zu dem Grafen Franz Stadion, dessen langjähriger Bekanntschaft mit ihm bereits Erwähnung geschah. Stadion ermuthigte mich eifrig, die von mir jetzt ins Auge gefaßte Laufbahn zu wählen, und versicherte mich hiezu auch seiner Unterstützung. Aber freilich setzte er zu großer Genugthuung meines Vaters und nicht mit Unrecht hinzu, es sei unvernünftig, wenn ein junger Mensch von noch nicht einundzwanzig Jahren sich so fest vornehme, schon in seinem fünfundzwanzigsten heiraten zu wollen. Ich fühlte, wie blutroth ich wurde, und war ganz glücklich, daß es ziemlich finster war im Zimmer.

Nach Dalmatien oder nach Galizien müsse ein junger Beamter zu gehen sich entschließen, fuhr Stadion fort, denn es sei nur billig, daß wer sich opfere, einer rascheren Beförderung theilhaftig werde als derjenige, der täglich in Wien in den Prater und Abends in die Oper gehen könne. Aber in Italien zu dienen, meinte er, sei nicht vortheilhaft, weil der Vicekönig Erzherzog Rainer natürlicher Weise

unter gleichen Umständen allzeit den Italienern den Vorzug gebe.

Der erste Erfolg verleitete jedoch meinen Vater, jetzt nach einem zweiten, noch weiter gehenden zu streben. Stehe es einmal fest, daß ich mich dem Staatsdienste widme, so solle ich doch gleich, so meinte er, es mit demjenigen Zweige desselben versuchen, der nicht nur an und für sich der interessanteste genannt werden müsse, sondern auch noch außerdem die Möglichkeit, ja fast die Gewißheit größerer Reisen, der häufigeren Berührung mit hervorragenden Menschen und den vornehmen Classen der Gesellschaft gewähre. Welch ein Unterschied sei es doch, an fremden Höfen verkehren oder sich mit dem galizischen oder dalmatinischen Steuerzahler herumschlagen zu müssen!

Auch diesmal hatte mein guter Vater nicht so Unrecht, aber er verlor nicht nur meine schon erwähnte Abneigung gegen den diplomatischen Dienst im Allgemeinen, sondern, was damals noch schwerer bei mir wog, den Umstand aus dem Auge, daß ja der Hauptbeweggrund meines Handelns in dem Streben lag, so rasch als nur immer möglich meine Verheiratung mit derjenigen herbeizuführen, welche zwar noch nicht vor aller Welt, wohl aber bei mir selbst, in meinem Herzen als meine Braut galt.

Die Gerechtigkeit muß ich übrigens meinem theuren Vater widerfahren lassen, daß er mir seine Güte auch dann nicht entzog, wenn ich dort, wo ich das Gegentheil als ein Unrecht betrachtet hätte, auf meinem Vorsatz beharrte. Er selbst that mit mir die erforderlichen Schritte, welche die Zusicherung meiner Aufnahme bei der Behörde erwirkten, die damals die Cameral-Gefällen-Verwaltung genannt wurde und die jetzt die Finanzlandesdirection heißt.

Am 25. Juli hatte ich mit hinreichendem, wenn auch nicht gerade glänzendem Erfolge meine letzte Prüfung bestanden und dadurch meine juridischen Studien vollendet. Noch einen kurzen, kaum vierzehntägigen Ausflug unternahm ich nach St. Florian, sowie nach Steyr, Kirchdorf und Wels, denn das waren ja die Punkte, die ich in Oberösterreich immer mit Vorliebe besuchte. Am Morgen des 7. August war ich in Wien zurück, und noch an demselben Tage leistete ich bei meiner neuen Behörde die Angelobung durch Handschlag.

Die überaus große Zuvorkommenheit, mit der mich meine nunmehrigen Vorgesetzten behandelten, hatte ich, wie ich recht gut einsah, nicht meiner so ganz unbedeutenden Person, sondern einzig und allein der Hochachtung und dem Ansehen zu verdanken, deren meine Eltern sich überall erfreuten. Ich wurde dem Bureau zugetheilt, in welches die Jurisdiction über die Gefällsübertretungen gehörte. Meine älteren Collegen, die Barone Franz Riesel und Victor Schloißnigg, sowie insbesondere ein biederer Tiroler Namens Gamper erwiesen sich bei meiner ersten Dienstleistung ungemein hilfreich für mich.

Alles dies bestärkte mich immer mehr in der Meinung, daß es mir nicht fehlen könne, wenn ich es nur selbst an mir nicht fehlen lassen würde. So wenig sympathisch oder interessant mir nun auch die Geschäfte in meinem neuen Bureau waren, und so überaus untergeordnet mir die Betheiligung an denselben erschien, die mir als dem Jüngsten zufiel, so suchte ich doch wenigstens mit sehr großem Eifer dasjenige zu vollziehen, was mir aufgetragen wurde. Stete Bereitwilligkeit zum Dienste und unermüdlicher Fleiß in demselben schienen mir ja in der Zeit, in der die Qualität meiner Arbeiten noch gar nicht in die Wagschale fallen

konnte, die einzigen Mittel zu sein, mir die Zufriedenheit meiner Vorgesetzten zu erwerben und dadurch etwas mehr Aussicht auf baldige Beförderung zu erlangen. Aber freilich schwebte mir dabei das Wort des Grafen Stadion als Schwert des Damokles über dem Haupte, der gesagt hatte, nach Galizien oder nach Dalmatien müsse man gehen, wenn man rascher vorwärts kommen wolle. Wohl hatte mein jetziger Amtsvorstand, Hofrath von Guggenthal, weder von Galizien noch von Dalmatien, welche Länder ja auch gar nicht zu seinem Geschäftskreise gehörten, sondern nur von Wiener-Neustadt gesprochen, wohin er mich zur Bezirksverwaltung versetzen werde, um dort den praktischen Dienst zu erlernen. Selbstverständlich wäre mir nichts Anderes übrig geblieben, als mich, wenn auch mit schwerem Herzen zu fügen und mich nach Neustadt zu begeben, da eröffnete sich mir ganz unerwartet ein Weg, von dem ich hoffen durfte, daß er mich rascher als der bisher betretene zum Ziele führen werde.

Durch unseren im Staatsarchive angestellten Freund Chmel erfuhr ich, daß bei diesem Institute eine neue Organisation in der Durchführung begriffen sei. Der erste Archivar Baron Reinhart wurde Hofrath und Archivsdirector, Chmel erster und Gévay, der bisher in der Hofbibliothek gedient hatte, zweiter Archivar. Die übrigen Beamten rückten vor, die letzte Officialsstelle aber blieb unbesetzt, und es wurden statt ihr drei Praktikantenstellen mit je einem Adjutum von vierhundert Gulden creirt. Derjenige Praktikant, der sich als der Eifrigste und Tüchtigste erwiese, sollte die Officialsstelle erhalten.

Man kann sich wohl denken, wie zahlreich die Schaar der Bewerber um diese Praktikantenstellen war. Da aber keiner derselben ein eigentliches Verdienst oder auch nur hin-

reichende Vorbildung für sich aufweisen konnte, so kam es schließlich auf die Protection an, die Jeder ins Treffen zu schicken vermochte. Die meinige erwies sich nicht als die schwächste; wenigstens war ich Einer der drei Glücklichen, welche eine Praktikantenstelle erhielten. Und meine Freude darüber wurde durch das Bewußtsein noch erhöht, daß Niemand zurückgesetzt worden war, dessen Ansprüche gegründeter als die meinigen gewesen wären.

Mit leichtem Herzen sagte ich der Cameralverwaltung Lebewohl, von der ich am letzten Tage des Jahres 1840 meine ehrenvolle Entlassung erhielt. Mein Vater stellte mich dem Fürsten Metternich vor, unter dessen oberster Leitung ja das Staatsarchiv eigentlich stand. Der Fürst war ungemein gütig für mich, und gleichsam von selbst drängte sich mir der Vergleich mit dem um sechs Jahre älteren und zu ihm in lebhafter politischer Opposition stehenden Fürsten Dietrichstein auf. Es kann sein, daß ich damals über ihre Aehnlichkeit und ihre Verschiedenheit noch kein richtiges Urtheil zu fällen vermochte. Aber Beide kamen mir wie zwei ganz ungewöhnlich begabte Männer vor, von denen der Eine, Dietrichstein, mir geistreicher, aber auch schärfer und absprechender, der Andere, Metternich, gutmüthiger und doctrinärer zu sein schien.

Meine nun beginnende Dienstleistung im Archive war wirklich eigenthümlicher Art. Wir drei neuernannte Praktikanten, Baumgartner, Firnhaber und ich, waren vollkommen gleichgestellt; weder das Lebensalter, in welchem Baumgartner uns Anderen ziemlich weit voraus war, noch die etwas längere Dienstleistung Firnhaber's, während Baumgartner noch gar nicht gedient hatte, sollte irgend einen Vorzug unter uns begründen und Alles nur von uns selbst

und unserer eigenen Verwendbarkeit und Tüchtigkeit abhängen. Was war da natürlicher, als daß wir unabläſſig, aber ſelbſtverſtändlich nur mit ehrlichen und offenen Waffen gegen einander kämpften und Jeder ſich abmühte, die Leiſtungen der beiden Anderen noch zu übertreffen. Da wir in Bezug auf die eigentliche Archivsarbeit uns noch ſo ziemlich in gleicher Unwiſſenheit befanden, mußten wir wenigſtens im Anfange den Vorzug, nach dem wir trachteten, in äußerlichen Dingen zu erreichen uns bemühen.

Damals waren nach alter Gewohnheit die Amtsſtunden im Archive noch von acht bis zwei Uhr feſtgeſetzt. Etwa ein Viertel vor acht Uhr fanden wir drei uns ſchon vor der noch feſt verſchloſſenen eiſernen Thüre auf der Batthyanyſtiege in der Burg ein, die auch heute noch den Eingang zum Staatsarchive verſchließt. Oft ſchnappernd vor Kälte warteten wir da, bis es endlich dem einzigen Amtsdiener, den damals das Archiv beſaß, gefiel, gleichfalls zu erſcheinen und uns die vielen ſorgfältig verſperrten Zugangsthüren zum Archive zu öffnen. Während er die beiden Oefen heizte, denn es gab damals nur zwei Arbeitszimmer im Archive, eines für den Director und ein zweites für das ganze übrige Amtsperſonal, ſetzten wir uns trotz Kälte und Staub, denn der alte Pell begann jetzt erſt mit dem Beſen zu hantieren, an unſere Pulte und ſchickten uns an, die geſtern abgebrochene Arbeit eifrig weiter zu führen. Sie beſtand im Anfange wenigſtens in dem Copiren einer ſehr großen Anzahl von Urkunden, welches das Domcapitel zu Spalato eingeſchickt hatte und die nun in Wien abgeſchrieben, dann aber nach Spalato zurückgeſendet werden ſollten.

Eine langweiligere, zugleich aber auch inſtructivere Arbeit als dieſe hätte unſer archivaliſcher Mentor Chmel

wirklich nicht leicht ausfindig machen können. Langweilig deshalb, weil weder die Personen, von denen, noch die, für welche diese Urkunden ausgestellt waren, uns das mindeste Interesse einflößen konnten. Instructiv aber war diese Arbeit, weil die Urkunden, um die es sich handelte, wenigstens für uns Neulinge sehr schwer zu lesen und also eine uns recht zuträgliche Uebungsschule waren.

So nützlich diese Arbeit nun auch für uns gewesen sein mag, so war sie doch für die Erweckung des historischen Sinnes in uns, wenn ich so sagen darf, durchaus nicht geeignet, ja sie hätte ihn eher zu ertödten als ihn anzuregen vermocht. In letzterer Beziehung war es für mich von entscheidendem Werthe, daß ich es aus eigenem Antriebe und um meinem Vater Freude zu machen, unternahm, die Geschichte des Kaiserthums Oesterreich, welche er vierzehn Jahre früher herausgegeben hatte, nach den Ergebnissen der neueren Forschungen umzuarbeiten. Vorerst hatte ich mich selbst in die letzteren zu vertiefen, wodurch mein historisches Wissen, wenigstens insofern es Oesterreich betraf, eine ansehnliche Bereicherung erhielt. Und außerdem konnte ich zu besserer Ausbildung meiner Darstellungsgabe und meiner Gestaltungskraft keine günstigere Gelegenheit finden, als diese Arbeit mir darbot.

In solcher Weise vergingen ungefähr die ersten neun Monate des Jahres 1841, und die Verlegenheit, in welche sich unser unendlich gutmüthiger, aber unpraktischer und überhaupt nichts weniger als geistig bedeutender Amtsvorstand Baron Reinhart selbst gebracht hatte, wuchs immer mehr. Von Anfang an war sein Herzenswunsch darauf gerichtet, seinen Schützling Baumgartner, der, wenn ich nicht irre, gleich ihm ein Tiroler war, die noch unbesetzt gebliebene

Officialsſtelle zu verſchaffen. Aber er mochte gehofft haben, Baumgartner, auf den er ſehr große Stücke hielt, werde ſich vor uns bald ſo bemerkbar hervorthun, daß ihm die Offizialsſtelle gleichſam von ſelbſt zufallen müſſe. In der Wirklichkeit ging jedoch dieſe Erwartung in gar keiner Weiſe in Erfüllung. Es mag ſein, daß Baumgartner mehr hiſtoriſche Kenntniſſe beſaß als Firnhaber und ich, aber bei der Art der Dienſtleiſtung, zu der wir verwendet wurden, vermochte er dies nicht zu zeigen. Da ſeine Handſchrift viel ſchlechter als unſere war, ſo ſtachen die von ihm angefertigten Copien recht unvortheilhaft von den unſrigen ab. In der Kenntniß des Lateiniſchen war uns Baumgartner ohne Zweifel überlegen, in den neueren Sprachen aber war ich, ich darf es wohl ohne Selbſtüberhebung ſagen, meinen beiden Rivalen recht weit voraus. Dieſer letztere Umſtand gewährte ſchließlich auch den Anlaß, die ſich darbietenden Schwierigkeiten zu überwinden.

In der Staatskanzlei ſelbſt war eine Officialsſtelle in Erledigung gekommen, ſo hießen nämlich damals die jüngſten Beamten in derſelben, gleichviel zu welcher Art Dienſtleiſtung ſie etwa herangezogen wurden. Zu den meinen Eltern ſo günſtigen Geſinnungen, die ſich dort ſchon bei der Verleihung der Praktikantenſtelle an mich gezeigt hatten, geſellten ſich nun die eifrigen Lobeserhebungen, welche mein Amtsvorſtand Baron Reinhart mir ſelbſt und meiner Dienſtleiſtung zollte. Einerſeits war er, wie ich glaube, mit mir wirklich zufrieden und hatte mich vielleicht ſogar liebgewonnen, und andererſeits hoffte er wohl durch meine Entfernung aus dem Archive Raum für die Anſtellung Baumgartner's zu erlangen. Und ſo geſchah es denn auch wirklich. Ich erhielt im October 1841 die Officialsſtelle in der Staatskanzlei, und nicht

viel ſpäter wurde diejenige im Archive meinem bisherigen Collegen Baumgartner zutheil; der arme Firnhaber aber mußte ſich mit dem Titel dieſer letzteren Stelle begnügen.

Es klingt faſt demüthigend, es zu ſagen, daß ich, in der Staatskanzlei aufs Zuvorkommendſte aufgenommen, dem dortigen Expedite zur Dienſtleiſtung zugewieſen wurde. Ich war alſo in optima forma ein Abſchreiber geworden, aber ich fühlte mich, offen geſtanden, hiedurch gar nicht erniedrigt. Bei der Cameral-Gefällen-Verwaltung hatte ich nicht viel Anderes zu thun gehabt, als die von dem Bureauvorſtande und meinen älteren Collegen verfaßten Erledigungen in den Index einzutragen. Im Archive hatte ich Urkunden copirt, und nun copirte ich wieder das, was die höher geſtellten Beamten der Staatskanzlei ausgearbeitet hatten. Bei den Geſandtſchaften war es ja auch nicht anders, und ich wußte recht gut, daß alle die Secretäre und die Attachés, die ſich mit wichtigen Mienen ſo ſehr in die Bruſt warfen, im Grunde nichts Anderes waren als die Abſchreiber der von den Geſandten oder den älteren Legationsbeamten ausgearbeiteten Depeſchen. Einmal würde, damit tröſtete ich mich leicht, auch die Reihe an mich kommen, nicht mehr zu copiren, ſondern ſelbſtſtändig zu arbeiten.

Wenn ich ſoeben ſagte, ich tröſtete mich leicht, ſo entſpricht dies eigentlich der Wahrheit in gar keiner Weiſe. Denn Niemand war weniger troſtbedürftig als ich, vielmehr verſetzte mich meine Anſtellung in einen wahren Taumel des Glückes. Schien ſie mich doch nun mit einem Male an das heiß erſehnte Ziel zu bringen und mir die Möglichkeit zu gewähren, die Geliebte heimzuführen als mein Weib. Freilich war das Einkommen, das mit meiner neuen Stelle verbunden war, ſogar in der damaligen Zeit zu gering zur

Gründung eines eigenen Hausſtandes, aber mit einigem guten Willen von Seite meines Vaters und meines zukünftigen Schwiegervaters, welcher gute Wille ſich in der Gewährung eines Zuſchuſſes ausſprechen ſollte, werde es, ſo hoffte ich wenigſtens, ſchon gehen.

Aber dieſer gute Wille war, ich muß es ſchon ſagen, leider nur auf der einen Seite vorhanden. Mein Vater verharrte in ſeinem Widerſtande gegen meine ſo frühe Verheiratung mit einer Hartnäckigkeit, welche mit ſeinem ſonſt ſo milden und ſanften Weſen kaum vereinbar erſchien. Es gab da nicht ſelten Kämpfe, in denen meine Mutter, die wohl in meinem treuen Feſthalten an meiner Liebe einen Abglanz der Poeſie ihrer eigenen Jugendgefühle erkennen mochte, und mein Bruder, mit welchem das uns ſeit unſerer Kindheit an einander feſſelnde Band innigſter Freundſchaft ſich immer feſter und feſter knüpfte, als wackere Verbündete mir beiſtanden. Mit ihrer Hilfe und den großen Einfluß wohl kennend, den ſie mit Recht auf meinen Vater ausübten, hoffte ich am Ende doch noch, und zwar um ſo eher an das Ziel meiner Wünſche zu gelangen, als ich ihm ja ſonſt gar keinen Anlaß zur Unzufriedenheit gab. In der Staatskanzlei arbeitete ich mit raſtloſem Eifer, und meine Vorgeſetzten waren meines Lobes voll, wozu ein ganz zufälliger Umſtand nicht wenig beitrug. Zu der Zeit, in der ich erzogen wurde, hielt man vernünftiger Weiſe noch ſehr viel auf eine gute Handſchrift, während dieſelbe bei dem heutigen Unterrichtsſyſteme in Oeſterreich leider gar ſehr vernachläſſigt wird. Die meinige war ſchon von der Schule her nicht ſchlecht, und ſeit meinem Eintritte in die Staatskanzlei bemühte ich mich eifrigſt, ſie recht ausgiebig zu verbeſſern. Bei dem Dienſte eines Copiſten, der mir dort oblag, war aber eine gefällige Hand-

schrift von entscheidendem Werthe. Und da in der Staatskanzlei Alles mir wohlwollte, theilten mir die Bureauchefs, insbesondere aber mein freundlicher Gönner Hofrath v. Huszár anfangs kleinere und allmälig größere Conceptstücke zu und gewährten mir dadurch die Möglichkeit, auch meine Befähigung zu selbstständiger Arbeit darzuthun.

Indem sich in solcher Weise meine Stellung in der Staatskanzlei immer besser gestaltete, versäumte ich auch sonst nichts, um meinen Vater günstiger für meine Herzenssache zu stimmen. Ein Mittel hiezu sollte auch der Eifer sein, mit dem ich selbst nach meinem Austritte aus dem Archive fortfuhr, einen großen Theil meiner freien Zeit der Umarbeitung seiner Geschichte Oesterreichs zu widmen. Aber während ich hiedurch meinem Vater zu Diensten zu sein glaubte, diente ich am meisten und am besten mir selbst, indem sich meine Lust zu größeren historischen Arbeiten und wohl auch meine Befähigung zu denselben wesentlich steigerte, ohne daß ich damals noch ahnte, sie würden in späterer Zeit den größeren Theil meiner Lebensaufgabe bilden.

Es mag etwas philiströs klingen, ist aber dennoch vollkommen wahr, wenn ich sage, daß die Zeit, in der ich als neu angestellter Beamter in der Staatskanzlei diente, mir ein weit erfreulicheres Andenken als meine Studienjahre hinterließ; ja wäre nicht der Widerstand meines Vaters gegen meine Heirat gewesen, so würde ich mein Glück als ein vollkommenes angesehen haben. In der Staatskanzlei arbeitete ich mit sehr großer Lust und mit jenem Erfolge, der für diese Art dienstlicher Verwendung überhaupt erreichbar erschien. Meine historische Hausarbeit freute und interessirte mich ebenso sehr, als ich von ihr eine gün-

ſtige Wirkung auf die Geſinnung meines Vaters erhoffte. Und nach vollbrachter Arbeit konnte ich meine wirklich freie Zeit ungeſtört dem Verkehre mit derjenigen, die ich in meinem Innern meine Braut nannte, oder auch geſelligen Vergnügungen, wie im Faſching den Bällen und im Sommer den Landpartien widmen, ohne daß wie in früherer Zeit das drohende Geſpenſt der abzulegenden Prüfungen vor mir ſtand und mich mahnte, meine Pflicht gebiete mir eigentlich zu ſtudieren, ſtatt die geeignetſte Zeit hiezu in wenngleich erlaubten Luſtbarkeiten zu vergeuden.

Der Beginn des Jahres 1843 mußte mich, wenn es deſſen noch überhaupt bedurft hätte, recht dringend daran mahnen, daß ich im Laufe desſelben das Alter der Großjährigkeit erreichen und es daher an der Zeit ſein würde, meine nun doch ſchon in das dritte Jahr dauernde Heiratsangelegenheit endlich ins Reine zu bringen. Anfangs ſetzte mein Vater trotz alles Wohlwollens, oder beſſer geſagt, gerade dieſes Wohlwollens wegen ſeinen Widerſtand gegen die Verwirklichung meiner Abſichten fort, von denen er beſorgte, daß ſie meinem ferneren Fortkommen hinderlich ſein würden, aber auf die Länge wurde die von ihm eingenommene Poſition dennoch unhaltbar. Gegen das Mädchen meiner Wahl konnte er unmöglich eine gegründete Einwendung erheben. Nach dem übereinſtimmenden Urtheile Aller, die ſie ſahen, war ſie ungemein hübſch, vielleicht ſogar ſchön zu nennen. Ihre Geſichtszüge waren ſo regelmäßig, daß man ſie oft mit denen einer griechiſchen Camée verglich, und dennoch mangelte ihnen auch ein Ausdruck ſeltenen Liebreizes nicht. Prachtvolles blondes Haar, ſprechend blaue Augen, eine überaus zierliche, ja faſt zu feine Geſtalt vervollſtändigten ihr Aeußeres; ein edler, wahrhafter und echt

weiblicher Charakter, eine nicht gewöhnliche Bildung ihr Inneres. Sie entstammte einer ungemein achtbaren, ja angesehenen Familie, welche hinter der unsrigen in gar keiner Weise zurückstand. Ihr Vater war nicht nur ein ebenso geschickter als vielbeschäftigter Arzt, und was in meinen Augen noch mehr galt, einer der menschenfreundlichsten, uneigennützigsten und selbstaufopferndsten Männer, die es nur geben konnte. Wurde er um dieser vorzüglichen Eigenschaften wegen von Allen, die ihn kannten, verehrt, von seinen Kranken aber wirklich vergöttert, so genoß auch seine wackere, pflichttreue Gattin und Hausfrau der allgemeinsten Achtung.

Es ist hier vielleicht kein ganz ungeeigneter Ort, an das Gedichtchen zu erinnern, welches Franz Grillparzer, ein Altersgenoß und ehemaliger Schulkamerad des Doctors v. Schäffer, derjenigen der Töchter desselben gewidmet hat, welcher meine Zuneigung galt. Sie stand damals in ihrem neunzehnten Lebensjahre; Grillparzer's Gedicht aber ist in dessen gesammelten Werken abgedruckt und lautet:

Für Nina von Schäffer

(7. Februar 1841).

Einst auf denselben Bänken
Saßen Dein Vater und ich;
Des Guten und Schönen zu denken,
Der Vorsatz uns nimmer entwich.
Und daß wir's nicht gänzlich verfehlten,
Das zeigte die Zeit, die verstrich,
All' was wir schufen und wählten;
Und jeder läßt sterbend nach sich
Die Kinder voll Anmuth und Sitten —
Neid, weißt Du es anders, so sprich! —
Ich Sappho'n und Melitten,
Dein Vater, o Liebliche, Dich.

Daß ich bei kaum erreichter Volljährigkeit noch recht jung in den Eheſtand treten würde, war nicht zu leugnen, aber welchen Vortheil konnte es bringen, mich zu noch längerem Warten zu verdammen? Ich ſtand noch ſo ziemlich am Ende einer nicht kurz bemeſſenen Reihe von Beamten, von denen Alle oder doch bei Weitem die Mehrzahl vor mir befördert werden mußten, ehe an ein Gleiches auch für mich gedacht werden konnte. Das Meiſte, was ich binnen einer nicht allzufernen Zukunft erwarten durfte, war die Vorrückung in eine höhere Gehaltsſtufe; da durch eine ſolche aber meine Einkünfte jedesmal nur um wenig vermehrt werden konnten, ſo war eine fühlbare Verbeſſerung meiner Lebensverhältniſſe hievon gleichfalls nicht zu hoffen.

Alles dies und noch vieles andere hierauf Bezügliche bildete den Gegenſtand einer langdauernden und von beiden Seiten mit großem Eifer geführten Erörterung, die ich am Nachmittage des 26. Juni durch vierthalb Stunden mit meinem Vater hatte. Das Reſultat derſelben beſtand darin, daß er endlich in gütigſter Weiſe meinen Wünſchen unter der einzigen Bedingung nachgab, ich ſolle bis zur Vollendung meines fünfundzwanzigſten Lebensjahres mit meiner Heirat warten. Dann werde er keine Einwendung mehr gegen dieſelbe erheben und mir nach beſten Kräften bei der Verwirklichung meiner Plane beiſtehen.

Ich kann nicht ſagen, mit welcher Freude dieſe in ganz friedlicher Weiſe zu Stande gebrachte Vereinbarung nicht nur uns zwei zunächſt Betheiligte, meine Braut und mich ſelbſt, ſondern auch meine Mutter und meinen Bruder erfüllte. Meine Mutter ſtand eben im Begriffe, ſich nach Baiern zu begeben, wohin ſie von ihrer Freundin, der Fürſtin Julie Oettingen zu einem gemeinſchaftlichen Land-

aufenthalte in Wallerstein aufs Dringendste eingeladen worden war; mein Bruder aber befand sich damals in England.

Im Jahre 1841 hatte er seine medicinischen Studien mit großer Auszeichnung vollendet, hierauf die strengen Prüfungen mit sehr gutem Erfolge abgelegt und das Doctordiplom erworben. Nachdem er sich durch eifrigen Spitalsbesuch einige Uebung in seinem Fache eigen zu machen gesucht hatte, trat er am 18. März 1843 eine auf mehr als ein halbes Jahr berechnete Studienreise durch Deutschland nach Frankreich und England an. Die Vervollkommnung in den Sprachen dieser beiden Länder sollte hiebei gleichfalls nicht aus den Augen verloren werden.

Die ungewöhnlichen Studienerfolge meines Bruders, seine Begeisterung für den von ihm erwählten Beruf, der eiserne Fleiß, mit dem er sich auch nach Vollendung seiner Lernjahre ein noch tieferes Eindringen in die Wissenschaft angelegen sein ließ, sein ernster Sinn und die wirklich seltene Stufe, auf der sich seine allgemeine Bildung befand, sein edler und frühzeitig männlich gewordener Charakter endlich, dies Alles konnte nichts Anderes bewirken, als daß meine Eltern mit Recht auf ihn stolz waren und sich eine ehrenvolle Zukunft für ihn versprachen. Ihn derselben um so rascher entgegenzuführen, darauf war auch die Reise nach den zwei damaligen Hauptemporien der medicinischen Wissenschaft, nach Paris und London berechnet, wozu ihm mein Vater mit größter Bereitwilligkeit die erforderlichen und für seine Verhältnisse nicht eben geringfügigen Geldmittel gewährte. Ich will von dieser Reise, deren nähere Besprechung den Rahmen meiner Darstellung wohl weit überschreiten würde, nur eine Episode berühren, welche uns Zurückgebliebene mit unbeschreiblicher Angst,

deren glücklicher Ausgang uns aber mit dem größten Jubel erfüllte.

Nachdem er am 8. Juli seinen ersten und längeren Aufenthalt in London beendigt hatte, ging mein Bruder nach Edinburgh und machte von da einen Ausflug nach den schottischen Hochlanden. Am 17. Juli nach Edinburgh zurückgekehrt, schrieb er uns von dort, er wolle nur noch ganz kurze Zeit daselbst verweilen und sich dann schleunigst nach London zurückbegeben. Ob dies zu Land oder zu Wasser geschehen solle, darüber ließ er sich nicht mit Bestimmtheit verlauten.

Wer beschreibt nun meines Vaters und meinen Schrecken, als wir in den Zeitungen lasen, der Dampfer „Pegasus", der am 19. Juli Edinburgh verließ, sei auf der Fahrt die englische Küste entlang gescheitert und mit Mann und Maus zu Grunde gegangen. Es lag allerdings nicht das Mindeste vor, was dafür sprach, daß mein Bruder den Seeweg gewählt und sich gerade auf diesem Dampfer eingeschifft habe. Aber wir besaßen doch auch wieder keinen Beweis dafür, daß dies nicht geschehen sei. Schon die Möglichkeit, daß mein Bruder sich unter den Umgekommenen befinde, versetzte uns in so tödtliche Angst, daß wir schwach genug waren, unsere Besorgnisse nicht ganz für uns zu behalten. So verbreitete sich nicht nur in Wien, sondern auch in den uns befreundeten Kreisen Oberösterreichs das mit großer Bestimmtheit auftretende Gerücht, mein Bruder sei durch den Untergang des Dampfers „Pegasus" ums Leben gekommen.

In unserer Zeit der blitzgleichen Telegraphenverbindungen kann man sich nur sehr schwer in die Lage versetzen, in der wir uns damals befanden, indem wir von

Tag zu Tag, von Stunde zu Stunde entweder eine Bestätigung unserer angstvollen Befürchtung, oder, sei es durch einen Brief meines Bruders, auf den wir freilich nicht allzu bald rechnen durften, sei es in anderer Weise die bestimmte Kunde erwarteten, daß er sich nicht auf dem verunglückten Schiffe befand. Das letztere geschah wirklich; eine Verwandte unseres englischen Sprachmeisters Incledon, welche im Innern Englands wohnte und die mein Bruder auf dessen Veranlassung während seiner Rückkehr von Edinburgh nach London besucht hatte, theilte seine Ankunft bei ihr brieflich mit. Athemlos eilte Incledon mit der soeben empfangenen Nachricht zu uns, und die Besorgnisse, die uns so tief darnieder gedrückt, waren allsogleich verscheucht. Leider hatte mein Vater sie auch meiner damals in Baiern befindlichen Mutter nicht vorenthalten zu sollen geglaubt; dieselbe war darüber vielleicht noch erschreckter als wir, und noch schwerer als uns fiel es ihr, sich davon zu überzeugen, daß unsere Angst eine ganz unbegründete gewesen war.

Im November traf mein Bruder, der auch noch Südfrankreich bis an die Pyrenäen, seine Geburtsstadt Genf und einen Theil der Schweiz besucht hatte, wieder in Wien ein. Wir waren nun Alle neuerdings vereinigt, und insbesondere meine Mutter betheiligte sich jetzt lebhaft an den Vorbereitungen, die von meiner Braut und von mir selbst in Angriff genommen wurden, um uns in demselben Hause wie meine Eltern, aber in einer anderen Wohnung als sie einen allerdings äußerst bescheidenen, aber doch auch einen traulichen und gemüthvollen Hausstand zu schaffen.

Meine Vermälung.

Ich erinnere mich der Urſache nicht mehr recht, in Anbetracht deren meine urſprünglich für den 10. Juli feſtgeſetzte Trauung um ungefähr ſechs Wochen hereingeſchoben wurde. Aber ich glaube, dies geſchah aus dem Grunde, weil ich, der ich ſeit unſerer Reiſe im Jahre 1839 mich nur wenig von Wien entfernt hatte, den ſehnlichen Wunſch hegte, eine Hochzeitsreiſe unternehmen und meiner jungen Frau wenigſtens einen Theil jener herrlichen Gegenden zeigen zu können, welche ich als Student mit ſo großem Entzücken durchwandert hatte. Im Hochſommer hätte ich aber kaum den hiezu erforderlichen Urlaub bekommen, weil durch die alljährliche Reiſe des Fürſten Metternich nach Johannisberg und nach ſeinen Gütern in Böhmen, ſowie durch die daraus entſtehende Vermehrung der Correſpondenz auch die Geſchäfte der in Wien zurückbleibenden Beamten der Staatskanzlei recht fühlbar zunahmen.

Am 30. Mai 1844 fand um ſieben Uhr Abends in der St. Peterskirche zu Wien meine Trauung ſtatt. Sie wurde in Stellvertretung meines damals ſchon hochbetagten Onkels, des Prälaten, von dem treuen Freunde unſerer Jugend, dem Florianer Geiſtlichen Friedrich Mayer in

wirklich erhebender Weise vollzogen. Meine Trauzeugen waren mein Onkel Heinrich Adamberger, mein Taufpathe Graf Joseph Dietrichstein und ein alter Freund meines Vaters und unserer ganzen Familie, der Hofrath Joseph v. Spaun. Ein wahrer Schmerz aber war es für mich, daß mein Bruder, mein bester, ja, wenn ich die uns allzeit beseelende Gleichheit der Gesinnung in Betracht ziehe, muß ich wohl sagen mein einziger Freund, der sich so redlich für das Zustandekommen meiner Heirat bemüht hatte, wegen eines sehr heftigen, aber glücklicher Weise vorübergehenden Unwohlseins meiner Vermälung nicht beiwohnen konnte.

Nach der üblichen Abendgesellschaft in dem Hause meiner nunmehrigen Schwiegereltern führte ich gleichsam mit innerlichem Triumphe meine junge Frau, um deren mich so beglückenden Besitz ich so lang und so standhaft gekämpft hatte, in unsere bescheidene Wohnung. Den nächsten Tag brachten wir Beide allein in Hainbach zu, und am 3. Juni verließen wir Wien, um uns vorerst zu meinem Onkel nach St. Florian zu begeben. Dort und in dem uns so sehr befreundeten Hause Krakowizer in Wels aufs Liebenswürdigste aufgenommen, verlebten wir an beiden Orten einige vergnügte Tage und fuhren dann nach Ischl, von da aber mit leichtem einspännigen Wagen durch die Gosau und Abtenau nach Golling und nach Gastein. So glückselig waren wir damals und so sehr sah man uns dies an, daß mir zwanzig Jahre später der Sectionsrath v. Schwind, ein Bruder des berühmten Malers erzählte, er habe uns in der Gosau beobachtet, und unser Anblick wie die Art unseres Zusammenseins habe einen so tiefen Eindruck auf ihn gemacht, daß er sich selbst gelobte, gleichfalls nicht unverheiratet zu bleiben.

In Gaſtein miethete ich neuerdings einen Wagen, und zwar zu einer zweitägigen Fahrt, während deren wir am erſten Abende nach dem Bade St. Wolfgang im Fuſcher Thale, am zweiten aber nach der Krimml, dem letzten Dörfchen am Ende des Pinzgau's gelangen wollten. Nachdem wir in Taxenbach zu Mittag geſpeiſt und von dort aus den lohnenden, aber nicht ganz müheloſen Abſtecher nach dem Kitzloch-Waſſerfalle gemacht hatten, gelangten wir endlich ſpät Abends, zwiſchen neun und zehn Uhr, ſchon recht müde an das Ende des Fuſcher Thales. Das Bärenwirthshaus exiſtirte damals noch nicht; wie groß war aber mein Schrecken, als unſer Kutſcher, der ſelbſt der Gegend nicht recht kundig war, bei dem letzten Bauernhofe, dem Embacher, die Pferde ausſpannte und wir, ſtatt hier das erwünſchte Nachtlager zu finden, erfuhren, daß wir noch etwa eine Stunde Weges zum Bade St. Wolfgang hinaufſteigen müßten. Der Mangel eines Reiſehandbuches, mit denen man jetzt überſchwemmt wird, hatte dieſen recht unerfreulichen Irrthum verſchuldet. Es blieb nichts Anderes übrig, als einen der Knechte des Embacher durch gütliches Zureden und die Ausſicht auf ein erkleckliches Trinkgeld zu vermögen, uns mit einem brennenden Kienſpan den Weg hinauf zu geleiten.

Aber was war das für ein Weg! Wenige Monate zuvor, bei Beginn des Frühjahres 1844 hatte eine gewaltige Lawine den größten Theil des Waldes ober und um St. Wolfgang, ſowie das Haus des damaligen Erzbiſchofs von Salzburg, Fürſten Friedrich Schwarzenberg, vom Erdboden weggefegt und in die Tiefe geriſſen. Das Dach der Kirche war herabgeworfen, das Gebäude ſelbſt zertrümmert worden. Nur ein anderes Häuschen, das Badehaus und

das an der östlichen Berglehne liegende Gasthaus waren unversehrt stehen geblieben.

Von alledem hatte ich nicht das Mindeste gewußt. Nun blieb uns nichts Anderes übrig, als über Baumstämme und Mauergeröll unverdrossen aufwärts zu steigen, bis endlich das einsame Gasthaus erreicht war. So mühevoll dies auch für meine junge, solcher Anstrengung ganz ungewohnte Frau sein mußte, so blieb sie doch immer in fröhlicher Laune und hinter dem uns führenden Knechte und mir in gar keiner Weise zurück. Und als wir endlich, es mochte schon gegen elf Uhr sein, oben angelangt waren, da galt es erst, in das fest verschlossene Haus Eintritt zu erhalten. Nur an einem Fenster zu ebener Erde war noch Licht; das uralte Weib, welches dort in der Küche hantierte, war jedoch taub, und es schien fast unmöglich, sich ihr bemerkbar zu machen. Erst mit Hilfe des brennenden Kienspans gelang dies; nun erhielten wir endlich Einlaß, sowie ein kärgliches Mahl und erträgliches Nachtquartier.

Am nächsten Tage, dem 18. Juni, verließen wir sehr früh am Morgen St. Wolfgang mit dem innigen, seither in erfreulicher Weise in Erfüllung gegangenen Wunsche, daß dieses Badeörtchen sich bald und vollständig von dem furchtbaren Schlage erholen möge, den es durch den Lawinensturz erlitten. Rasch kamen wir zum Embacher hinunter und allsogleich miethete ich einen einspännigen Wagen, um nach der Ferleiten zu fahren, denn dieses Juwel der österreichischen Gebirgswelt mußte meine Frau sehen und bewundern. Wunderschön war der Morgen und die Eisspitzen des Sonnblicks, des Fuscher Eiskars und des Wiesbachhornes glänzten prachtvoll, die weißblauen Ferner hingen wie die Teppiche bis in die grünen Thalmatten herein,

auf denen überall Bäche und Bächlein in zahllosen Wasserfällen, Silberfäden gleich über die smaragdenen Wiesen herabsprudelten.

Im Tauernhause, wo ich mit meinem Bruder und unseren Freunden fünf Jahre früher ein so fröhliches Nachtquartier gehalten, nahmen wir ein kleines Frühstück und kehrten hierauf zum Embacher zurück, wo uns unser Gasteiner Kutscher schon mit Ungeduld erwartete, aber trotzdem noch lang nicht mit seinen Vorbereitungen zu Ende kam. Endlich brachen wir auf, schlugen bei Bruck wieder die Pinzgauer Straße ein und durchfuhren nun dieses weite prächtige Thal. In Piesendorf machten wir Mittag und erreichten so spät das letzte Dörfchen Krimml, daß wir auch hier die Leute aus dem Schlafe pochen mußten, worauf wir aber von ihnen recht gut bewirthet wurden.

Auch auf meiner Hochzeitsreise verfiel ich manchmal, wenngleich in geringerem Maße in den Fehler, den ich fünf Jahre früher meinen Freunden gegenüber begangen hatte und der darin bestand, daß ich auch meiner jetzigen Reisegefährtin hie und da Leistungen zumuthete, welche zu ihren Kräften in ziemlich argem Mißverhältnisse standen. Da sie weit davon entfernt war, hierüber auch nur ein einziges Mal zu klagen, sondern jede Anstrengung in heiterster Laune mitmachte, so dachte ich gar nicht daran, daß ihr etwas schaden und vielleicht eine Uebermüdung nachtheilige Wirkungen für ihre mir so theure Gesundheit nach sich ziehen könnte. Darum waren wir auch am folgenden Tage, obgleich wir erst sehr spät zur Ruhe gekommen waren, schon mit dem Früheſten wieder auf und auf dem Wege nach den Wasserfällen, um dieselben noch vor dem für diesen Tag anberaumten Uebergange über die Gerlos nach

Zell im Zillerthale zu beſuchen. Der Weg war aber damals noch ſo ſteil und ſo ſteinig, daß mein armes Frauchen ſo müde ober dem zweiten Falle ankam, daß ich ſie nicht mehr bereden wollte, auch noch zum dritten, dem ſchönſten hinanzuſteigen, ſo daß wir alſo, ohne Alles geſehen zu haben, wieder umkehrten und uns nur des Anblickes der beiden unteren Fälle erfreuten. Den großartigen oberſten Fall ſahen wir ſpäter von der gegenüberliegenden Platte, von der man freilich nur aus größerer Entfernung alle drei Waſſerſtürze, ſowie den Lauf der Ache prächtig überblickt.

Nach dem Frühſtücke brachen wir von der Krimml auf. Zwei Träger waren für unſer Gepäck genommen, ein Saumpferd ſtand bereit, meine Frau, wie ich hoffte, recht bequem über das Gebirg zu tragen. Ich hob ſie in den Sattel, der Sohn des Wirthes, unſer Führer, ergriff die Zügel des Pferdes, und nicht ahnend, wie viel Unangenehmes uns heute noch bevorſtand, traten wir wohlgemuth unſere Bergfahrt an. Als wir an den letzten Häuſern des Dorfes vorüber waren, begann es ein ganz klein wenig zu regnen. Ich öffnete den Sonnenſchirm meiner Frau und gab ihr ihn, um ſich vor dem Regen zu ſchützen. Aber kaum hatte ſie ihn ergriffen, als das Pferd zu bocken begann, dem Führer ausriß, zurückſprang und furchtbar um ſich ſchlug. Ich ſprang augenblicklich zu und hielt meine Frau, die halb herabgeſtürzt war, ſich aber doch mit beiden Händen anklammerte und auf dem Pferde zu erhalten ſuchte, auf dem Sattel feſt; denn da ſie mit dem rechten Fuße in demſelben und mit dem linken im Bügel verwickelt war, ſchien es unmöglich, ſie von dort loszumachen. Der Führer, der im erſten Augenblicke blaß geworden war und alle Geiſtesgegenwart verloren hatte, ſprang nun gleichfalls herzu

und ergriff mit kräftiger Faust die Zügel des tobenden Pferdes. Meine Frau, die nicht wußte, wie ihr geschah, hielt sich wacker, klammerte sich fest an den Sattelknopf und warf auf meinen wiederholten Zuruf den verwünschten Sonnenschirm weg, worauf das Pferd sogleich ruhiger wurde. Als Alles überstanden war, sahen wir uns an; Alle waren kreidebleich, ich aber fühlte mich glücklich, daß meine Frau der drohenden Gefahr unversehrt entgangen war. Frohen Muthes stiegen wir die Platte hinan und freuten uns, von Zeit zu Zeit nach den verschiedenen Seiten ausblickend, der schönen Aussicht auf die Wasserfälle und auf das freilich leider halb im Nebel verborgene obere Pinzgau.

Aber nicht lang sollte diese Herrlichkeit dauern. Je höher wir stiegen, desto dichter fielen die Tropfen, bis endlich, noch bevor wir die Höhe der Platte erreicht hatten, ein furchtbarer Platzregen losbrach, dem meine arme Frau auf dem Rücken ihres Pferdes, das keinen Regenschirm zuließ, völlig preisgegeben war. Endlich fanden wir ein wenn auch schlechtes Obdach in der auf der Platte gelegenen Alpenhütte. In dem engen Raume mit durchlöchertem Dache, durch welches an mehreren Stellen der Regen reichlich eindrang, war ein großes Feuer angezündet, an dem zwar unsere Kleider so ziemlich getrocknet wurden, das aber auch das Zimmer mit solchem Rauche erfüllte, daß wir es dort nur aushalten konnten, indem wir unsere Köpfe zur offenen Thüre hinausstreckten.

Während wir noch in der Hütte verweilten, veränderte sich der heftige Regen in ein wo möglich noch stärkeres Schneegestöber, welches in einem Nu trotz der Nässe Berg und Thal mit einem weißen Teppich überdeckte. Immer

ärger wurde der Schneesturm und er drohte den von uns zurückzulegenden Pfad allmälig ganz unwegsam zu machen. Baldiger Aufbruch schien mir noch das Räthlichste zu sein. Ich hob meine Frau neuerdings auf das Pferd, das sie begreiflicher Weise nur mit einiger Angst wieder bestieg, und trotz des bösen Unwetters setzten wir nun unsern Weg fort. Solang derselbe den Höhenrücken entlang lief, ging es erträglich, als er sich aber wieder abwärts zu senken begann, strauchelte fortwährend das Pferd, und da der Führer selbst zum Absteigen rieth, konnte auch ich natürlich nicht dagegen sein. Das Pferd wurde allerdings ganz nutzloser Weise vorausgeführt, ich aber tauschte mit einem unserer Führer den Regenschirm, indem ich seinen baumwollenen schweren, aber sehr großen nahm und ihm meinen seidenen leichten, aber nur kleinen überließ. Nun gab ich meiner Frau den Arm, spannte den großen Regenschirm über sie und über mich, und fort ging es in mehr als zweistündigem Marsche in ununterbrochenem Schneegestöber bis zur Gerlos. Muthig und unverdrossen, ohne üble Laune, ohne Klage, wenngleich bis über die Knöchel in Koth und in Schnee wanderte meine Frau an meinem Arme, bis wir endlich das ersehnte Gasthaus erreichten.

Trotz der angestrengten Bewegung, die sie so lange Zeit hindurch zu machen hatte, war meine arme Frau doch ganz erstarrt von der eisigen Kälte, zu welcher die Temperatur allmälig herabgesunken war. Ich wußte mir nicht anders zu helfen, als daß ich sie veranlaßte, sich allsogleich zu Bett zu begeben. Und um die ihr so nöthig gewordene Erwärmung zu beschleunigen und zu verstärken, ließ ich sie, da Suppe oder Kaffee nicht so rasch zu haben waren, so heiße Milch trinken, als sie nur immer vertragen konnte.

Die wohlthätige Wirkung dieſer Maßregeln ließ nicht gar lang auf ſich warten. Nach ein paar Stunden erquickenden Schlafes war ſie wieder ſo friſch als zuvor, blieb aber zu Bett, weil es in dem uns eingeräumten Zimmer gleichfalls ganz tüchtig kalt geworden war. Denn draußen dauerte das tobende Unwetter fort mit unverminderter Gewalt, der dichte Schneefall verwandelte ſich allmälig in ſtrömenden Gußregen, und Alles ſchien rings umher ſich in Waſſer auflöſen zu wollen.

Unter dieſen Verhältniſſen blieb nichts Anderes übrig, als vorerſt der Entſchluß, die Nacht hier zuzubringen, das ſtörrige Saumpferd zurückzuſchicken und ſich mit den Vorbereitungen zu dem zu beſchäftigen, was am nächſten Tage geſchehen ſollte. Nach langem Zureden gelang es mir, den Wirth dahin zu bringen, daß er mir verſprach, ſein Pferd und ſeinen Karren herzugeben, um meine Frau, die zum Reiten gar keine Luſt mehr hatte, ſo weit als möglich in der Richtung gegen Zell im Zillerthale zu transportiren.

Am nächſten Morgen war es glücklicher Weiſe von oben ſchön, aber man gewahrte erſt recht die Verheerung, welche das Unwetter von geſtern an den ohnedies ſchlechten Wegen angerichtet, und daß es den Wildbach, die Gerlos, zum reißenden Strome angeſchwellt hatte. Mein erſtes Geſchäft war nun, den Karren, in welchem meine Frau den Weg fortſetzen ſollte, hiezu ſo bequem als nur immer möglich herrichten zu laſſen. Der ganze Wagen mahnte unwiderſtehlich an die Zeiten, in denen die jetzt ſo ſehr ausgebildete Kunſt des Fahrens noch in der Kindheit lag. Auf der roh geſchnitzten Achſe, die von vier plumpen Rädern getragen wurde, befand ſich ein langes und breites Brett, das mit zwei der Länge nach aufrechtſtehenden Brettern

gewiſſermaßen den Kaſten des Wagens bildete, welcher ebenſo vorne und rückwärts durch zwei kürzere Bretter abgeſchloſſen wurde. Da hinein ſtreute man dichtes Stroh, auf welches ein Leintuch und auf dieſes endlich noch ein Kopfpolſter gelegt wurde; meine Frau ſetzte ſich halb, halb legte ſie ſich in den Wagen und fand es ſogar ganz bequem darin. Durch die durchnäßten, aber doch ziemlich ſteinloſen Wieſen auf dem Bergrücken der Gerlos ging es ſehr gut vorwärts, ja es wurde ſogar, wenn wir vom Terrain ganz beſonders begünſtigt waren, zu größerer Beſchleunigung auf kleine Strecken ein kurzer Trab eingeſchlagen, wo es ſich dann recht komiſch machte, wie der Kutſcher und ich neben dem rumpelnden Karren einherliefen. Schon glaubte ich Alles gewonnen zu haben, als ein ganz unvorhergeſehenes Hinderniß uns neuerdings in Verlegenheit brachte. Die wilde, toſende Gerlos hatte während der Nacht einzelne Stämme der Brücke hinweggeriſſen, welche über ſie hinführt, und dieſelbe nur mehr theilweiſe ſtehen gelaſſen. Auf beiden Ufern lagen nur noch zwei Balken feſt, und dieſe waren mit Geröll und Schlamm überdeckt. Darunter brauste die Gerlos weg, die zwar nicht tief, aber deſto reißender war. Hinüber mußten wir, das war klar; wir nahmen alſo den Antrag eines der an der Brücke arbeitenden Männer an, meine Frau hinüber zu tragen. Er befeſtigte ſcharfgeſchliffene Steigeiſen an den dicken Sohlen ſeiner Bundſchuhe, nahm meine Frau auf den Arm und trug ſie langſam feſten und ſicheren Schrittes hinüber. Ich war froh, als ich ſie am anderen Ufer in Sicherheit ſah, ging dann auch hinüber, und nun wurde — und dies war die gefährlichſte Manipulation — unſer ſogenannter Wagen über die Balken geſchoben. Schließlich wurde das Pferd

durch den Bach geritten, Alles wieder in Stand geſetzt und unſer Pilgerzug ging neuerdings vorwärts.

Oft über grüne Wieſen, öfter noch über holperigen Felſenweg führte uns unſer Pfad, bis wir beim Oetſcher, einem einſamen Alpenwirthshauſe ankamen, wo ſchon das lachende Zillerthal mit ſeinen herrlichen Matten zu unſeren Füßen ausgebreitet lag und das gaſtliche Zell mit ſeinem ſchlanken, grünen Kirchthurme uns einladend entgegenwinkte. Nie in ihrem Leben, verſicherte mich meine Frau, habe ſie ſich ſo ſehr nach einem Orte geſehnt, wie jetzt nach Zell. Durch treffliche Bewirthung rechtfertigte man dort dieſe Sehnſucht; ich aber, ſtatt meine Frau recht ausruhen zu laſſen, trieb, da es mit den allzu anſtrengenden Gebirgstouren ein Ende haben ſollte, zur Weiterfahrt nach Innsbruck, das wir des elenden Wägelchens wegen, in dem wir ſie zurücklegen mußten, erſt gegen Mitternacht erreichten.

In Innsbruck endlich wurde zwei Tage hindurch gründlich geraſtet. Am 23. Juni brachen wir von dort auf und fuhren in einem ſehr bequemen Wagen bis Jenbach zurück, dann den Achenſee entlang über Kreuth, wo wir die Nacht zubrachten, und über Tegernſee nach München, wo wir nun ſechs Tage blieben. Unſere Freunde Schilcher waren jetzt ebenſo zuvorkommend für meine Frau, als ſie es vor ſieben Jahren für meine Mutter, meinen Bruder und mich ſelbſt geweſen waren.

Nach einem kurzen Ausfluge nach Augsburg wendeten wir uns wieder heimwärts, zunächſt nach Salzburg, und nach mehrtägigem Aufenthalte daſelbſt nach Iſchl, wo wir mit meiner Mutter zuſammentrafen. Mit ihr fuhren wir nach einigen Tagen nach St. Florian, von wo meine Mutter nach Böhmen ging, um dort durch längere Zeit bei der

Familie des Grafen Joseph Dietrichstein zu verweilen, während wir, meine Frau und ich uns mit unserem Freunde Mayer noch nach Kremsmünster, an den Almsee und nach Kirchdorf begaben. Um die Mitte des Juli war mein Urlaub zu Ende, und ich nahm meine bescheidene Thätigkeit in der Staatskanzlei neuerdings auf.

Die Dienstleistung in derselben war damals, wenigstens für das untergeordnete Personal, zu dem ich gehörte, eine recht angestrengte zu nennen. Zu den Amtsstunden, welche von zehn bis drei Uhr dauerten und pünktlich eingehalten werden mußten, gesellte sich der sogenannte Abenddienst, bei welchem diejenigen, die er überhaupt traf, von sieben bis gegen zehn Uhr im Bureau anwesend sein mußten. Freilich brauchten wir uns nicht jeden, sondern nur jeden zweiten Abend dort einzufinden, denn die Hälfte der Officialen wurde für hinreichend gehalten, die sich am Abende ergebenden dienstlichen Verrichtungen zu vollziehen. Der letzteren aber waren nicht selten recht viele, indem zu jener Zeit die Absendung der Couriere fast ausschließlich des Abends vor sich ging, weil dieselben dann gleich die Nacht zur Zurücklegung einer ansehnlichen Wegstrecke zu verwenden vermochten, während Eisenbahnen, deren es damals bei uns nur wenige und für verhältnißmäßig ganz kurze Strecken gab, zur Expedition von Courieren nur in geringem Maße benützt werden konnten.

So wenig also auch die Menge der von mir zu verrichtenden Arbeiten hinter meinen Wünschen zurückblieb, so sehr war doch solches in Bezug auf die Art derselben der Fall. Noch immer war ich eigentlich gerade so wie bei meinem Eintritte in die Staatskanzlei nichts Anderes als ein Copist, und auch die Conceptsarbeit, die man mir von ver-

ſchiedenen Seiten übertrug, war weder ſo wichtig noch ſo intereſſant, daß ſie meinem immer ſehnlicher werdenden Wunſche, etwas recht Tüchtiges zu vollbringen, irgendwie zu genügen vermochte. Nichts war wohl natürlicher, als daß ich mich nach einem Arbeitsfelde umſah, auf dem ich Werthvolleres zu leiſten vermochte, als mir dies in meiner untergeordneten dienſtlichen Sphäre möglich gemacht wurde.

Und dieſes Arbeitsfeld lag mir wirklich nicht fern. Noch war nicht ſehr viele Zeit vergangen, ſeit ich die mir von meinem Vater übertragene und ebenſo mühevolle als langdauernde Aufgabe, die von ihm verfaßte Geſchichte des Kaiſerthums Oeſterreichs vollſtändig umzugeſtalten, durchgeführt hatte. Groß war die Lockung, mich auf dem Gebiete der Geſchichte ſelbſtſtändig zu verſuchen, und nichts war vorhanden, was mich abhalten konnte, dieſen entſcheidenden Schritt wirklich zu thun.

Vor Allem war es meine Frau, die mich in meiner Abſicht beſtärkte, denn bei ihrer übertriebenen Meinung von meinen Fähigkeiten hegte ſie nicht nur die glänzendſte Erwartung von meinen zukünftigen Leiſtungen, ſondern ſie war ſtets die Erſte, zu behaupten, daß meine Stellung in der Staatskanzlei meiner nicht würdig ſei. Auch die Veränderung, welche ſeit meiner Heirat in meiner Lebensweiſe eingetreten war, erwies ſich meinem Vorhaben ungemein günſtig. Hatte ich früher meine freie Zeit größtentheils außer dem Hauſe, und zwar vor Allem bei meiner Braut, oder auch gleichzeitig mit ihr in befreundeter Geſellſchaft zugebracht, ſo fühlte ich mich jetzt nirgends glücklicher als daheim. Und als meine Frau am 6. März 1845 in raſcher und faſt ſchmerzloſer Entbindung ein wohlgeſtaltetes Mädchen zur Welt brachte, welches zu Ehren ſeines mütterlichen

Großvaters auf den Namen Auguste getauft wurde, da war ich erst recht an mein kleines Hausweſen unaufhörlich gefeſſelt.

Ich weiß wirklich nicht mehr genau, wie ich gerade auf den Gedanken verfiel, eine Biographie des Feldmarſchalls Grafen Guido Starhemberg zu ſchreiben. Vor Allem war es, wie ich glaube, das Romantiſche in dem Charakter dieſer ritterlichen Geſtalt, das mich insbeſondere aus dem Grunde anzog, weil Starhemberg derjenige war, der die öſterreichiſche Kriegsfahne weiter als ein anderer Heerführer, und zwar einerſeits tief in das heutige Serbien hinein und andererſeits bis nach Madrid in glanzvoller Weiſe geführt hatte. Und außerdem hatte ich von meinen Florianer Freunden Chmel und Stülz häufig erzählen gehört, daß das Archiv der jüngeren Linie des Hauſes Starhemberg, welches ſich damals in dem oberöſterreichiſchen Schloſſe Riedegg befand, zahlreiche noch ungehobene handſchriftliche Schätze verwahre, welche ſich insbeſondere auf Guido Starhemberg's Feldzüge in Spanien bezögen. Ein Bruchſtück dieſer Aufzeichnungen, die Briefe des Prinzen Eugen an Starhemberg vom Jahre 1703 hatte Chmel ſchon vor einigen Jahren in Ridler's hiſtoriſchem Archiv publicirt. Den ganzen Schatz zu heben und eine möglichſt vollſtändige Biographie Starhemberg's zu liefern, darauf war von nun an mein ganzes Sinnen und Trachten gerichtet.

Ich kann es nicht anders als dankbar erkennen, wie ſehr man auch in dieſer Beziehung von allen Seiten meiner Abſicht fördernd entgegenkam. Vor Allem wäre es nicht ganz unmöglich geweſen, daß man mein Vorhaben, mich auch noch mit anderen als ſtreng amtlichen Dingen zu beſchäftigen, in der Staatskanzlei nicht gerade mit ſehr günſtigen Augen betrachtet hätte. Aber das war keineswegs

der Fall. Nicht nur an die Direction des Staatsarchives erging der Auftrag, mir dasjenige nicht vorzuenthalten, deſſen ich zu meiner Arbeit bedurfte, auch der Präſident des Hofkriegsrathes, Graf Ignaz Hardegg, unter welchem das Kriegsarchiv ſtand, wurde unter lebhafter Anempfehlung meiner Perſon und meiner Beſtrebungen um die gleiche Vergünſtigung für mich gebeten. Freilich geſchah dies, wie ausdrücklich geſagt wurde, unter der Vorausſetzung, daß ein Mißbrauch der mir ertheilten Erlaubniß von mir nicht zu beſorgen ſei. Uebrigens ſchütze vor einem ſolchen ja auch die Cenſur des Hofkriegsrathes, der mein Buch nach ſeiner Vollendung ſelbſtverſtändlich unterzogen werden würde.

Auch Graf Heinrich Starhemberg, der damalige Beſitzer von Riedegg, erklärte in den zuvorkommendſten Ausdrücken ſeine Bereitwilligkeit, mir ſein dortiges Archiv zu öffnen. Da nun alle Vorbedingungen hiezu erfüllt waren, machte ich mich raſch an die Arbeit. Täglich um halb neun Uhr Morgens ſaß ich im Staats- oder im Kriegsarchive, und es erleichterte meine Aufgabe ſehr, daß dieſe beiden Inſtitute ſchon ſo früh geöffnet wurden, während ich mich erſt um zehn Uhr in der Staatskanzlei einzufinden brauchte. Diejenigen Abende aber, an denen ich hieran nicht durch mein Amt verhindert war, brachte ich zu Hauſe mit dem Studium der einſchlägigen Werke zu, und meine Frau diente mir eifrig als verwendbarer Copiſt.

In den Jahren 1845, hinſichtlich deſſen ich noch nachtragen muß, daß wir Alle, insbeſondere aber meine Mutter, durch den Tod des uns ſo ſehr befreundeten Ehepaares Gévay einen für uns überaus ſchmerzlichen Verluſt erlitten, und 1846 war an einen Urlaub für mich in gar keiner Weiſe zu denken. Ich nahm daher in

nächſter Nähe von Wien, und zwar das erſte Mal in Weinhaus mit meinen Schwiegereltern zuſammen, und das zweite Mal in Hietzing für uns allein eine Wohnung, denn ich mußte ja, wenn mich der Abenddienſt traf, den Weg zwiſchen der Stadt und meinem Landaufenthalte an einem Tage viermal zurücklegen. In Hietzing aber hatten wir die Freude, längere Zeit zuerſt meinen Bruder als Reconvaleſcenten von einer nicht unbedeutenden Krankheit, und dann meine Tante Mimi bei uns zu beherbergen.

So verging das Jahr 1846 in fleißiger Arbeit und ungetrübtem häuslichen Glück, als kurz nach Beginn des Jahres 1847 ganz plötzlich ein Ereigniß eintrat, welches die erſtere für lange Zeit unterbrach und das letztere mit völliger Vernichtung bedrohte.

Es war am Nachmittage des 10. Februar, als ich bei rauhem Wetter und ſehr ſcharfem Winde, der mir entgegenblies, mit einem Collegen aus der Staatskanzlei, den ich zufälliger Weiſe getroffen hatte, in lebhaftem Geſpräche meinen gewohnten Spaziergang um die Baſtei machte. Einige Stunden ſpäter beſuchten wir, meine Frau und ich, meine noch immer in demſelben Hauſe mit uns wohnenden Eltern, bei denen jeden Mittwoch eine gewählte Geſellſchaft befreundeter Perſonen zuſammenkam. Da ging es recht heiter und fröhlich zu, und insbeſondere wurde viel ſchöne und gute Muſik gemacht. Theobald Rizy, der ſpäter im öſterreichiſchen Juſtizweſen eine hochangeſehene Stellung einnahm, ein Herr Krauſe, ſchon im nächſten Jahre Mitglied des erſten öſterreichiſchen Reichstages, die Hofſchauſpielerin Louiſe Neumann endlich, welche lange Zeit bei meiner Mutter wohnte und mit ihr wie mit uns Allen innig befreundet war, galten hiebei als die erſten Kräfte, und auch mein Bruder

trug durch anmuthigen und ſeelenvollen Geſang nicht wenig zum Schmucke dieſer Muſikabende bei. In vergnügteſter Weiſe war auch mir derjenige verfloſſen, von dem ich eben erzähle, als mich, nachdem ich kaum ſeit einer Stunde in meine Wohnung zurückgekehrt war und mich zu Bett gelegt hatte, die ganze rechte Bruſtſeite entlang ein tobender Schmerz befiel, der mir faſt unerträglich erſchien. Aufs höchſte erſchreckt, ſandte meine Frau noch in der Nacht nach ihrem Vater, der auch allſogleich kam. Bald war nicht mehr daran zu zweifeln, daß ich von einer überaus heftigen Rippenfell- und Lungenentzündung befallen worden war.

Nun begann für meine nächſten Angehörigen und für mich ſelbſt eine überaus traurige Zeit. Sechs Wochen hindurch ſchwebte ich zwiſchen Leben und Tod; nach Verlauf dieſes Zeitraumes aber ſchien ich wirklich unrettbar verloren, denn die Entzündung, welche bisher nur den rechten Lungenflügel ergriffen und in demſelben ein Exſudat von ganz ungewöhnlicher Ausdehnung erzeugt hatte, ſchien nun auch plötzlich auf den linken Lungenflügel überzutreten. So raſch kam dieſe Gefahr und als ſo unmittelbar bedrohlich ſah man ſie an, daß ich am 24. März um halb fünf Uhr Morgens mit den Sterbſacramenten verſehen wurde. Meine nächſten Angehörigen ſtanden oder knieten um mein Bett, und als der Prieſter bei Ertheilung der letzten Oelung die Worte „in vitam aeternam“ ausſprach, da verging meiner theuren Mutter für einen Augenblick das Bewußtſein. Meine arme Frau war aufgelöſt in namenloſem Schmerz, andächtig faltete mein Vater ſeine Hände, und das nervöſe Zucken um den Mund meines Bruders zeigte mir deutlich, was er litt. Auch ich war mir vollkommen klar, daß es nun aus ſein werde mit meinem Leben.

Am folgenden Tage verlangte ich mein zweijähriges Töchterlein zum Abſchiede noch einmal zu ſehen. Meine Schwiegermutter hatte dasſelbe, um es meiner Frau möglich zu machen, ſich ausſchließlich meiner Pflege zu widmen, zu ſich genommen, und es wurde dort von meinen unverheirateten Schwägerinnen aufs Sorgfältigſte betreut. Nun brachte man das blondgelockte Kind, es wurde auf mein Bett geſetzt, konnte aber in dem wachsbleichen, bärtigen Manne, der darin faſt bewegungslos lag, nur ſchwer ſeinen Vater wiedererkennen, den es zum letzten Male noch ſo kräftig und fröhlich geſehen hatte. Aber wie das Kind ſo bei mir ſaß, ſchwankend zwiſchen Liebe und Scheu, da kam mir zum erſten Male wieder der Gedanke, es ſei doch nicht möglich, daß ich dasſelbe ſchon jetzt vaterlos zurücklaſſen müſſe.

Und wirklich, gegen alle Erwartung verlöſchte dieſer letzte Hoffnungsſtrahl nicht ganz, ja er ſchien ſich allmälig mehr und mehr zu verſtärken. Ob und wie viel hiezu der gewiß eigenthümliche Weg beitrug, der nun in Bezug auf meine mediciniſche Behandlung eingeſchlagen wurde, vermag ich nicht zu beurtheilen und werde mich daher auf eine einfache und wahrheitsgetreue Darſtellung des beobachteten Vorganges beſchränken.

Nachdem mein Schwiegervater einmal die für ihn ſo betrübende Ueberzeugung gefaßt hatte, durch Anwendung ärztlicher Mittel ſei ich nicht mehr zu retten, nachdem er hierin durch das gleichlautende Votum ſeines von ihm zu Rathe gezogenen Freundes, des ausgezeichneten Arztes Dr. v. Lichtenfels beſtärkt worden war, trat er, aufs Aeußerſte getrieben, mit dem ſeltſamen Vorſchlage hervor, eine Somnambule zu berufen, welche damals durch verſchiedene glückliche Curen, die ſie vollbracht haben ſollte, in Wien einiges

Aufſehen erregt hatte. Sie war eine gewöhnliche Magd aus Unterſteiermark, welche durch einen ehemaligen Militärarzt Namens Stransky begleitet und bei den ſie conſultirenden Kranken eingeführt wurde. So geſchah es auch bei mir, und deutlich ſteht noch Alles vor meiner Erinnerung, was damals geſchah. Als das Mädchen mit ihrem Begleiter bei mir eintrat, machte ſie mir wegen ihres ſchlichten, einfachen und heiteren Weſens einen ganz angenehmen Eindruck, nur ſah man es ihr an, daß ſie der ſtädtiſchen Kleidung, die ſie trug, nicht recht gewohnt war, was ihr ein etwas linkiſches Ausſehen verlieh. Nach einigen einleitenden Worten ſetzte ſich die noch ziemlich junge Perſon in einen Fauteuil, der neben meinem Bett ſtand, und ſie wurde nun von ihrem Begleiter durch die bekannten Striche in magnetiſchen Schlaf verſenkt. Sie hatte meine rechte Hand ergriffen und drehte und wendete nun faſt unaufhörlich in der ihrigen meine einzelnen Finger. Nach Verlauf von mehr als einer halben Stunde begann ſie im Schlafe zu reden. Mit dem den Somnambulen eigenthümlichen, halb unterdrückten Tone der Stimme ſprach ſie zuerſt von den Verwüſtungen, welche die verheerende Krankheit in meinem Inneren angerichtet hatte. Aber darum ſei doch, fuhr ſie fort, noch nicht alle Hoffnung verloren, und wenn der Kranke nur die Medicamente, die ſie ihm vorſchreiben werde, pünktlich zu ſich nehme, ſei bei der muſterhaften Pflege, die er genieße, die Erwartung nicht vollſtändig ausgeſchloſſen, daß er ſeine frühere Geſundheit wieder erlange.

Dieſe Medicamente, deren Gebrauch die Somnambule mir nun vorzeichnete, waren wirklich der einfachſten Art. Brunnkreſſe, Rübenſchalen und ähnliche Suppenkräuter mußten in Honig zu einer Art von Latwerge zuſammengebraut

werden, von der ich um ſieben Uhr Morgens, um zwölf Uhr Mittags, um ſieben Uhr Abends und um Mitternacht je einen Kaffeelöffel zu mir nehmen ſollte. Saure Milch hatte mein einziges Nahrungsmittel, eine Art Abſud von Gerſte aber mein ausſchließliches Getränk zu bilden.

Ich glaube nicht, daß unter der kleinen Schaar meiner nächſten Angehörigen, die mein Bett umringte, eine einzige Perſon war, welche von unbedingtem Vertrauen zu der Somnambule und ihren Worten durchdrungen geweſen wäre. Dennoch war die Spannung, mit welcher Alles den letzteren lauſchte, und die Sehnſucht, daß ihr Ausſpruch zum Mindeſten kein ganz ungünſtiger ſein möge, ſo groß, daß, als dieſer Fall wirklich eintrat, innige Rührung Alle ergriff und auch meine Hoffnung auf dereinſtige Wiedergeneſung weſentlich erſtarkte. Und ſie ging denn auch wirklich in Erfüllung. Allmälig wuchs meine faſt ſchon erloſchene Theilnahme an den Dingen um mich her und an den Ereigniſſen in der Welt. Nachdem ich, freilich immer nur auf ſehr kurze Zeit, anfangen durfte, das Bett zu verlaſſen, beeilten ſich nicht nur meine Angehörigen, ſondern auch mit uns nicht verwandte, aber eng befreundete Perſonen, mich aufzuheitern und zu zerſtreuen. Unter ihnen möchte ich vor Allen nur die Gräfin Revertera, Mutter des jetzigen Botſchafters in Rom, mit wahrer Dankbarkeit nennen. Sie beſuchte mich oft und las mir die ausführlichen und höchſt anſchaulich geſchriebenen Briefe vor, die ſie aus München von den Mitgliedern der Familie Ringseis erhielt. Dort ſpielte ſich damals die ganz eigenthümliche Geſchichte zwiſchen König Ludwig I. und Lola Montez ab und ich verfolgte dieſelbe mit dem höchſten Intereſſe.

Am 8. Mai führte mich mein Schwiegervater in seinem eigenen Wagen, selbst kutschirend, auf daß nur ja Alles mit äußerster Sorgfalt geschehe, nach Döbling, wo in der Herrengasse in dem damaligen Hofmannsthal'schen Hause eine bequeme Wohnung mit einem großen Balcon, der eine herrliche Aussicht nach dem Kahlengebirge darbot, für mich gemiethet worden war. Meine Mutter zog mit uns, sich mit meiner Frau in meine Pflege zu theilen.

Die ersten Wochen meines Aufenthaltes in Döbling lag ich, so oft nur das Wetter es zuließ, fast immer auf dem Balcon. Schon des Morgens wurde ein leicht transportables Ruhebett auf Rädern hart an mein Bett geschoben, ich glitt mühsam hinüber und wurde so auf den Balcon und in die freie Luft gebracht. Noch besuchte mich die Somnambule, die mir allmälig auch andere Nahrungsmittel erlaubte. Eigentliche Besserung versprach sie jedoch erst binnen Monatsfrist, aber in drei Monaten werde ich wieder so sein, fügte sie hinzu, wie ich früher gewesen.

So tröstlich diese Prophezeiung auch war und so sehr sie den tief gesunkenen Muth meiner Angehörigen wieder belebte, so ging doch wenigstens ihr zweiter Theil nicht gerade buchstäblich in Erfüllung. Mehr war dies mit ihrem ersten Theile der Fall, und in den Wochen, welche auf meine Uebersiedlung nach Döbling unmittelbar folgten, war wirklich eine Besserung kaum zu bemerken. Von Tag zu Tag wechselte die Angst vor einem Rückfall, vor Verschlimmerung meines Zustandes mit der Hoffnung, daß die günstige Prophezeiung der Somnambule sich schließlich doch bewahrheiten werde. Und allmälig geschah wirklich das Letztere; von der zweiten Hälfte des Juni an, also nach mehr als viermonatlicher Krankheit begann auch ich die Zunahme

meiner Kräfte mehr und mehr zu verſpüren. Meine Stimmung wurde heiterer und zuverſichtlicher hoffte ich auf vollſtändige Geneſung. Mit Freude erfüllte es mich, daß endlich mein Töchterlein zu uns zurückkehren durfte, und daß von Seite der Somnambule keine Einwendung gegen einen noch im Juli von mir zu unternehmenden Ausflug nach St. Florian erhoben wurde, der meine Heilung vollenden ſollte.

Aber auch da hielt man noch die Beobachtung äußerſter Vorſicht für nöthig, um nur ja jeden Anlaß zu einem möglichen Rückfalle zu vermeiden. Mit dem Dampfſchiffe traten wir ſtromaufwärts die Fahrt an, die nur in kurzen Tagereiſen zurückgelegt werden ſollte, und mein Bruder begleitete uns, um mir für den Fall der Nothwendigkeit ärztlicher Hilfe als treuer Beiſtand zur Seite zu ſtehen. In Melk verließen wir das Dampfſchiff und blieben daſelbſt die Nacht, am folgenden Tage aber fuhren wir zu Wagen nur bis Strengberg, und erſt am dritten Tage kamen wir nach St. Florian, wo meine Frau und ich drei Jahre früher auf unſerer Hochzeitsreiſe in ſo froher Stimmung geweſen waren und ich jetzt in ſo kläglicher Verfaſſung neuerdings einzog.

Nichts glich der Güte und Zuvorkommenheit, mit der wir in St. Florian durch meinen Onkel und durch die uns befreundeten Mitglieder des Stiftes aufgenommen, und der Sorgfalt, mit welcher wir dort bewohnt und bewirthet wurden. Und dieſe Sorgfalt war wirklich dringend vonnöthen, denn die Luftveränderung ſchlug mir keineswegs ſo gut an, als man dies annehmen zu ſollen geglaubt hatte. Ein Ausflug, den ich vielleicht zu frühzeitig zu der mir ſo überaus wohlwollend geſinnten Familie Revertera nach dem ihr gehörigen Schloſſe Tollet unternahm, bekam mir recht

übel, und von dort nach St. Florian zurückgekehrt, wurde ich wieder von einem böſen Huſten befallen, der wochenlang anhielt und mich ſogar geraume Zeit hindurch ans Bett feſſelte. Und ſo durch und durch krankhaft war noch immer mein Ausſehen, daß, wie ich erſt ſpäter erfuhr, in St. Florian gar Viele der Meinung waren, ich werde das Stift nicht mehr lebend verlaſſen und nie mehr nach Wien zurückkehren können.

Aber allmälig ging doch auch dies Alles wieder glücklich vorüber. Der Huſten verſchwand, meine Kräfte nahmen zu und mein ganzer Zuſtand beſſerte ſich ſo ſehr, daß ich ungehindert einer erhebenden kirchlichen Feierlichkeit beiwohnen konnte, welche gleichzeitig für uns den Charakter eines freudigen Familienfeſtes an ſich trug.

Am 10. September 1797 hatte mein Onkel als neugeweihter Prieſter ſeine erſte Meſſe geleſen, der 10. September 1847 war alſo der Tag ſeiner feierlichen Secundiz. Dieſes Feſt wurde mit all dem kirchlichen Pompe begangen, welcher mit der geiſtlichen Würde meines Onkels, des Prälaten eines der ſchönſten öſterreichiſchen Stifter, verbunden war. Eine große Menge von Prieſtern, meiſtens Angehörige des Stiftes und ſomit Untergebene meines Onkels ſtrömten zuſammen, um ihm durch ihre Anweſenheit den Tribut ihrer Ehrfurcht zu zollen. Inniger und tiefer aber wurde dieſelbe wohl von Niemand empfunden als von uns, den Mitgliedern ſeiner Familie, bei denen das Gefühl unbegrenzter Verehrung für den edlen Greis mit dem der treueſten Anhänglichkeit an ihn und der wärmſten Dankbarkeit für Alles, was er für unſeren Vater und für uns ſelbſt gethan, gleichſam in eines zuſammenfloß. Noch heute empfinde ich in mir ein erhebendes Nachgefühl des bezaubernden Eindruckes, den es auf mich hervorbrachte, als

mein Onkel am Schluſſe des Hochamtes, das er gehalten, die goldſtrahlende Monſtranze in den Händen, mit ſeiner ſympathiſchen, vibrirenden Stimme das „Genitori Genitoque“ über die dichtgedrängte Menge hintönen ließ. Der ſo unſagbar ehrwürdige Greis am Altare, meine Eltern und mein Bruder, meine Frau und mein Kind, das wahrhaftig in ſeinem weißen Kleidchen und mit ſeinem blondgelockten Köpfchen einem gerade vom Himmel herabgeſtiegenen Engel glich, der majeſtätiſche Ton der Orgel, die wohlklingende Muſik und die prächtige Kirche, Alles dies verſetzte mich in eine ſo tief andächtige Stimmung, wie ich ſie ſeit den Tagen meiner Kindheit nicht mehr empfunden hatte, als der melodiſche Geſang meiner Mutter dieſelbe Kirche durchklang. Mit Inbrunſt dankte ich Gott, daß er mich ſo wunderbar beſchützt und mich nicht hinweggenommen hatte aus dem mich umgebenden Kreiſe meiner Lieben.

Mit der zunehmenden Befeſtigung meiner Geſundheit kehrten natürlich meine Gedanken wieder häufiger zu meinen leider ſo lange Zeit hindurch verſäumten Arbeiten zurück. Unter ihnen war mir diejenige, welche ich aus freiem Antriebe auf hiſtoriſchem Gebiete unternommen, natürlich die liebſte, und ich empfand es ſchmerzlich, daß ich noch nicht im Stande war, mich ſelbſt nach dem Schloſſe Riedegg zu begeben, um in dem dortigen Archive die handſchriftlichen Aufzeichnungen zu ſammeln, deren ich zur Fortſetzung meiner Arbeit unerläßlich bedurfte. Es war ein Dienſt aufopfernder Freundſchaft des bekannten Geſchichtſchreibers Jodok Stülz, damals Pfarrer in St. Florian, daß er an meiner Stelle nach Riedegg ging, dort die mühevollen Nachſuchungen pflog, denen ich mich ſelbſt hätte unterziehen ſollen, und mir eine große Kiſte voll archivaliſchen Materials nach

Die Wahl in Neunkirchen.

Es mag Manchem vielleicht als ein etwas naives Bekenntniß erſcheinen, ich ſcheue mich aber doch nicht, ein ſolches abzulegen, indem ich ſage, daß ich eigentlich im Vormärz recht vergnügt und zufrieden dahinlebte. Schon an einer früheren Stelle wies ich darauf hin, daß Kaiſer Franz in unſerem Hauſe einer aufrichtigen, tief empfundenen Verehrung genoß. Lebhaft ſteht ſein Bild vor mir, indem ich dies niederſchreibe, wie wir als Kinder ihn manchmal auf der Baſtei zwiſchen der Bellaria und dem Paradiesgärtchen begegneten. In einfachſter Civilkleidung, in blauem oder braunem Frack, das Beinkleid in lange Kappenſtiefel gezwängt, auf dem Kopfe einen hohen Cylinderhut, die Kaiſerin am Arme ging er einher, in vertrauliches Geſpräch mit ihr vertieft, nach allen Seiten freundlich ausſchauend und jeden ehrerbietigen Gruß mit Herzlichkeit erwiedernd. Mochte man auch hinterher manchmal über das Schlichte und das Patriarchaliſche ſeines Auftretens ſpotten, zu ſeinen Lebzeiten brachte es doch einen ſehr tiefen Eindruck auf die Gemüther hervor. Deutlich erinnere ich mich noch des Augenblickes, in welchem wir die Nachricht von ſeinem Hinſcheiden erhielten. Wir befanden uns als Krems-

Die Wahl in Neunkirchen.

Es mag Manchem vielleicht als ein etwas naives Bekenntniß erſcheinen, ich ſcheue mich aber doch nicht, ein ſolches abzulegen, indem ich ſage, daß ich eigentlich im Vormärz recht vergnügt und zufrieden dahinlebte. Schon an einer früheren Stelle wies ich darauf hin, daß Kaiſer Franz in unſerem Hauſe einer aufrichtigen, tief empfundenen Verehrung genoß. Lebhaft ſteht ſein Bild vor mir, indem ich dies niederſchreibe, wie wir als Kinder ihn manchmal auf der Baſtei zwiſchen der Bellaria und dem Paradiesgärtchen begegneten. In einfachſter Civilkleidung, in blauem oder braunem Frack, das Beinkleid in lange Kappenſtiefel gezwängt, auf dem Kopfe einen hohen Cylinderhut, die Kaiſerin am Arme ging er einher, in vertrauliches Geſpräch mit ihr vertieft, nach allen Seiten freundlich ausſchauend und jeden ehrerbietigen Gruß mit Herzlichkeit erwiedernd. Mochte man auch hinterher manchmal über das Schlichte und das Patriarchaliſche ſeines Auftretens ſpotten, zu ſeinen Lebzeiten brachte es doch einen ſehr tiefen Eindruck auf die Gemüther hervor. Deutlich erinnere ich mich noch des Augenblickes, in welchem wir die Nachricht von ſeinem Hinſcheiden erhielten. Wir befanden uns als Krems-

münsterer Studenten in den Faschingsferien in St. Florian, als sie dort eintraf, und waren gerade in fröhlichster Unterhaltung begriffen. Als aber die Kunde von dem Tode des Kaisers kam, verstummte augenblicklich das Gespräch, und wir zogen uns Alle schweigend auf unsere Zimmer zurück, die Bedeutung dieses Ereignisses still zu überdenken.

Die Erinnerung an den Kaiser Franz bei uns in Ehren zu halten, dazu wurden wir ohne Zweifel auch durch die so bevorzugte Stellung angespornt, welche meine Mutter bei seiner erlauchten Witwe fortwährend einnahm. Und auch später, als wir mehr und mehr zu dem Verständnisse kamen, die vielen und grellen Gebrechen des damaligen Regierungssystems einzusehen, machten sich dieselben doch gerade für uns nur in verhältnißmäßig geringem Grade bemerkbar. Mein Vater hatte auf seinem wissenschaftlichen Arbeitsgebiete, dem der Archäologie, von dem Drucke der Censur nicht gar viel zu leiden. Mein Bruder war damals ein vielbeschäftigter Assistent an der geburtshilflichen Klinik des allgemeinen Krankenhauses, und ich hatte in meinem Amte sowie mit der von mir unternommenen historischen Arbeit ungemein viel zu thun. Die mir übrig bleibenden Stunden aber brachte ich ausschließlich in meinem kleinen häuslichen Kreise zu, so daß ich den Erscheinungen der Außenwelt nur wenig, ja vielleicht allzuwenig Aufmerksamkeit schenkte und insbesondere in der letzten Zeit, während deren es mir, wie ich schon früher gesagt habe, in Folge meiner erst überstandenen Krankheit streng untersagt war, des Abends das Haus zu verlassen, zum Verkehre mit ihr fast gar nicht kam.

Hiezu gesellte sich noch das Gefühl der Pietät, die ich für den hauptsächlichsten Träger des alten Systems,

den Fürſten Metternich, meinen oberſten Vorgeſetzten empfand. Denn in jenen einfacheren Zeiten übertrug wohl Jeder einen Theil der Treue, die er dem Staate ſchuldete, auch auf denjenigen, der ihm von dieſem Staate zum Vorgeſetzten beſtimmt war. Und beim Fürſten Metternich kam noch hinzu, daß ich meiner durch ihn vollzogenen Anſtellung die Realiſirung meiner innigſten Wünſche, die Schaffung meines häuslichen Glückes verdankte. Zudem war er in den freilich nur überaus ſeltenen Fällen, in denen ich mit ihm in Berührung kam, gütig, ja väterlich für mich geweſen, und das Gleiche war auch von Seite ſeiner Gemalin geſchehen. Ja als ich ihr zum erſten Male vorgeſtellt wurde, hatte ſie mich ſogar ihren Sohn genannt, und wenn dies auch nur eine liebenswürdige Phraſe geweſen ſein mochte, ſo brachte ſie doch immerhin einen wohlthuenden Eindruck auf mich hervor. Und als ein kleiner Beitrag zur Charakteriſtik dieſer immerhin nicht gewöhnlichen Frau mag hier eine ganz kurze Bemerkung Aufnahme finden, welche das Tagebuch meiner Mutter über ſie enthält. Dringend gebeten, ſich bei der Fürſtin für irgend Jemand — nicht für mich — zu verwenden, erhielt meine Mutter eine abſchlägige Antwort und trug hierauf folgende abgeriſſene Notizen in ihr Tagebuch ein:

„Wieder bei der Fürſtin Metternich; unendlich lieb.
„Dieſe Frau verſteht nein zu ſagen wie ein Engel. Mir
„iſt ein Stein vom Herzen.“

Dieſes Gefühl dankbarer Anhänglichkeit an den Fürſten und die Fürſtin Metternich konnte jedoch ſelbſtverſtändlich nicht hindern, daß ich mit den Beſtrebungen derer, welche in Wien die Märztage des Jahres 1848 herbeiführten, lebhaft ſympathiſirte. Meine öſterreichiſche Vater-

landsliebe war allzeit stärker in mir als jene andere wenngleich gewiß berechtigte Empfindung, und sie ließ mich die Beseitigung des geistigen Druckes, der auf der Bevölkerung lastete, das Aufhören der herrschenden polizeilichen Willkür, die Einführung eines auf freiheitlicheren Grundlagen beruhenden Regierungssystems, die Heranziehung aller oder wenigstens der intelligenteren Classen der Bevölkerung zur Theilnahme an der Berathung und Beschlußfassung über die Angelegenheiten des Staates aufs Lebhafteste wünschen.

In welcher Weise die Verwirklichung dieser Gedanken herbeigeführt werden sollte, darüber war ich freilich ganz im Unklaren und stand daher auch jeder hierauf gerichteten Bestrebung vollkommen fern. Als ich mich am Morgen des 13. März wie gewöhnlich nach der Staatskanzlei begab, sah ich wohl die überaus zahlreiche Menschenmenge in den Straßen und die lebhafte Bewegung, die in derselben herrschte, aber ich ahnte weder, was geschehen werde, noch die Tragweite desselben. Ueberrascht und verwundert war ich daher gleich meinen Collegen, als wir auf dem Ballplatze, zwischen der Burg und der Staatskanzlei, Militär aufgestellt fanden. Dennoch wurde dieser Platz plötzlich von einem Strome von Menschen überfluthet, welche der Mehrzahl nach anständig gekleidet waren und den gebildeten Classen der Bevölkerung anzugehören schienen. Ein Student, der, wie ich später erfuhr, ein Pole war und Burian hieß, wurde auf den Armen emporgehoben und hielt in dieser sehr unbequemen Stellung eine kurze, an und gegen den Fürsten Metternich gerichtete Rede, von der wir jedoch, obgleich wir unsere im Halbstocke gelegenen Fenster öffneten, nur wenig oder gar nichts verstanden.

Auch konnten wir nicht wahrnehmen, daß ſie auf die Umſtehenden einen beſonders tiefen oder gar einen hinreißenden Eindruck hervorgebracht habe. Von Angſt oder Schrecken, welche ſie im Inneren der Staatskanzlei verbreitet haben ſoll, war ſchon gar nicht die Rede, und wie wenig man ſich dort vor einem Eindringen der Volksmaſſen fürchtete, wird dadurch am beſten bewieſen, daß das Brückchen, auf welchem man damals von der Staatskanzlei nach dem davorgelegenen Gärtchen auf der Baſtei und durch dasſelbe über die Bellaria nach der Burg gelangen konnte, völlig unbewacht war. Ich wüßte ausnahmslos Niemand zu nennen, der Zeichen von Furcht oder weitgehender Beſtürzung an den Tag gelegt hätte. Als aber die Nachricht ſich verbreitete, daß in der Herrengaſſe Feuer gegeben worden ſei, eilte ich raſch nach Hauſe, Weib und Kind vor dem Ausgehen zu warnen und überhaupt dafür zu ſorgen, daß ihnen kein Leid widerfahre.

Am nächſten Morgen, den 14. März, fand ich mich in Erfüllung meiner Dienſtpflicht wieder in dem Hauſe auf dem Ballplatze ein, aber vom Arbeiten war ſelbſtverſtändlich kaum mehr die Rede, und die Ereigniſſe des geſtrigen Tages bildeten den Gegenſtand ziemlich erregter Discuſſion. Als ſich die ſchon früher verbreitete Nachricht beſtätigte, unſer oberſter Chef, Fürſt Metternich, habe ſein Amt niedergelegt, und man vermuthete, er werde noch dieſen Tag das von ihm ſeit faſt vierzig Jahren bewohnte Haus verlaſſen, da ſtrömte Alles in das obere Stockwerk, um ſeine Theilnahme an dieſem Entſchluſſe des Fürſten zu bezeigen. In dem ſehr großen Raume, in welchem noch heutzutage diejenigen warten, welche mit dem Miniſter des Aeußern zu ſprechen wünſchen, traf bald eine ziemlich große

Anzahl von Beamten der Staatskanzlei zusammen. Auch die Fürstin war anwesend, während ihr Gemal unseren Augen unsichtbar blieb. Interessant war es, die Art und Weise zu beobachten, in der das eben Geschehene und das wahrscheinlich noch Bevorstehende besprochen wurde. Die beiden entschiedensten Gegensätze wurden durch die Hofräthe v. Hummelauer und v. Vesque vertreten. Während der Erstere nur vom Todtschießen und von Hinrichtungen sprach, drang der Letztere auf möglichst weitgehende Concessionen zur Beruhigung des aufgeregten Volkes. Wir Jüngeren hielten uns schweigend und bescheiden im Hintergrunde, und mit aufrichtiger Theilnahme ruhten meine Augen auf der Fürstin, deren ausdrucksvolle Gesichtszüge die tiefe innere Bewegung kundgaben, von der sie ergriffen war. Aber trotz ihres so lebhaften Temperamentes bewahrte sie eine ruhige und würdevolle Haltung. Nachdem sie den ihr zunächst Stehenden gesagt, wir würden den Fürsten nicht sehen können, verschwand sie, ohne eigentlich Abschied von uns zu nehmen, in dessen Zimmer. Wir aber zerstreuten uns und Jeder kehrte zu seinen Angehörigen zurück.

Von den Meinigen darf ich wohl behaupten, daß sie Alle meine Sympathien mit der neuen Bewegung theilten, wenn ihnen auch gleich mir die Form derselben nicht gerade gefiel. Selbst meinen Vater, dessen Brust der reinste Patriotismus durchglühte, nehme ich nicht hievon aus, denn auch er versprach sich von den jetzt verheißenen Institutionen, der Preßfreiheit, der Nationalgarde und der Verfassung die heilsamsten Wirkungen. An der einen derselben, welche unverzüglich ins Leben trat, der Nationalgarde, nahm er selbst eifrigen Antheil, und er ließ sich in eine der Compagnien des Schottenviertels einschreiben, in dessen Bereich das Haus

sich befand, das er bewohnte. Ja er wurde sogar von dieser Compagnie, die aus fast lauter höchst anständigen Männern bestand, in den aus den Repräsentanten der einzelnen Compagnien bestehenden Ausschuß, das sogenannte Centralcomité der Nationalgarde, gewählt, in welchem er die gemäßigt freisinnige Richtung vertrat. Oft neckten wir ihn später damit, daß der Franzose Alphonse Balleydier, der ein, wie ich glaube officiöses, gewiß aber höchst mittelmäßiges Buch über die Wiener Ereignisse des Jahres 1848 schrieb, von meinem Vater sagte, er sei mit Joseph v. Würth, Ludwig v. Köchel, Dr. Klucky und Anderen einer der Repräsentanten des „parti Cavaignac“ gewesen.

Von mir hätte er so ziemlich dasselbe behaupten können, wenn ich gleichfalls diesem Ausschusse angehört hätte. Aber ich wurde nicht einmal Mitglied der Nationalgarde, denn von meinem Schwiegervater als meinem Arzte wurde mir in Anbetracht meiner noch immer nicht völlig hergestellten Gesundheit aufs Strengste verboten, mich in dieselbe einreihen zu lassen. Anfangs bedauerte ich dies, denn in meinen Sympathien für die Märzbewegung und in den Hoffnungen, die ich in sie setzte, war ich und waren wir Alle durch die Ernennung Pillersdorff's zum Minister des Innern gar sehr bestärkt worden. In den urtheilsfähigsten Kreisen Wiens war er hochgeachtet und geschätzt, uns aber war er auch außerdem näher bekannt, und Niemand von uns zweifelte an seiner hervorragenden Befähigung und an seinem redlichen Willen, das Beste zu thun. Aber immer deutlicher wurde es schon im Laufe der nächsten Wochen, daß es ihm gerade an den Eigenschaften fehlte, welche in so sturmbewegter Zeit ihm wohl noch nothwendiger gewesen wären, an Entschiedenheit des Entschlusses

und an unbeugsamer Widerstandskraft. Nachdem er sich durch die Bewegung fast willenlos hatte forttreiben lassen, ließ er auch noch die Sturmpetition vom 15. und die Errichtung der Barrikaden am 26. Mai in einer Apathie über sich ergehen, welche selbst seine wärmsten Verehrer mit einer Art von Verzweiflung erfüllte.

Daß sowohl mein Vater als wir Alle diese Excesse aufs Schärfste verdammten, brauche ich wohl nicht erst besonders zu betheuern. Aber so groß mein Abscheu vor denselben auch war, so hielt ich doch darum an meinen Sympathien für die Errungenschaften der Märztage nicht weniger fest. Einerseits der Fortbestand derselben, wenigstens der Preßfreiheit und der Constitution, andererseits energische, nöthigen Falles gewaltsame Zurückweisung der weit darüber hinausgehenden Velleitäten, welche schließlich doch, wenn man sie fortwährend gewähren ließ, nur bei vollkommen anarchischen Zielpunkten endigen konnten, das bildete von nun an die stets sich gleichbleibende Grundlage meiner politischen Anschauungen. Aber ich mußte mich darauf beschränken, sie in engerem Kreise und vor Leuten zu äußern, von denen ohnedies bei Weitem die Mehrzahl der gleichen Ansicht war wie ich. Und nur einmal fügte es ein glücklicher Zufall, daß ich der Ueberzeugung, die mich durchdrang, vor einem ziemlich großen Kreise von Menschen Ausdruck geben konnte.

Den Anlaß hiezu bot die Ausschreibung der Wahlen für das Frankfurter Parlament. Dieselben sollten, wie es noch jetzt in den Landgemeinden bei den Wahlen zum österreichischen Reichsrathe geschieht, durch Wahlmänner vorgenommen werden, und um sich über die letzteren zu einigen, wurden je nach den einzelnen Vierteln und Bezirken der

Stadt Wien Vorversammlungen gehalten. Da ich noch bei meinem Schwiegervater auf dem Bauernmarkte wohnte, wurde ich zu derjenigen geladen, welche in dem Saale des Sparcassegebäudes stattfand. Eine zahlreiche Wählerschaft stellte sich dort ein, die zumeist aus den in jener Stadtgegend ansässigen, zum Theile recht angesehenen Bürgern und Beamten bestand.

Die völlige Ungewohntheit, öffentlich zu reden, und die gerade bei älteren Männern so leicht erklärliche Scheu, einen ersten Versuch zu wagen und sich bei demselben vielleicht zu compromittiren, lähmte alle Zungen und Niemand meldete sich zum Worte. Dies benützte einer der Hauptwühler der damaligen Zeit, ein kleiner, buckliger, abstoßend häßlicher Mann, Namens Häfner, Redacteur der von ihm neugeschaffenen Zeitschrift „Die Constitution", um zu der Versammlung im Geiste seiner Bestrebungen zu sprechen. Ich weiß wirklich nicht mehr, was er sagte, aber daran erinnere ich mich wohl, daß Alle, die um mich her standen, gleich mir selbst entrüstet waren über den Inhalt seiner Rede, und mit mir aufs Lebhafteste wünschten, daß dieselbe baldigst eine energische Widerlegung erfahre.

Und wirklich schien dies auch alsbald geschehen zu sollen. Gleich nach Häfner meldete sich ein eleganter und fein gekleideter Herr in gesetzten Jahren zum Worte. Er stellte sich der Versammlung als Hofsecretär Gritzner vor und Alles erwartete nun, ihn als Gegner Häfner's auftreten zu sehen. Wie groß aber war das Erstaunen und der Unwille der meisten Anwesenden, als Gritzner seinen Vorgänger an Heftigkeit der Diatriben womöglich noch überbot. Nachdem er geendigt, waren Unruhe und Unwillen ziemlich allgemein, aber Niemand wagte es, diesen

Empfindungen öffentlich Ausdruck zu geben, und noch weniger die Ausführungen derer zu widerlegen, die bisher gesprochen hatten.

Es mag sein, daß ich dem Unmuthe, den ich über das bisher Gehörte empfand, und dem Wunsche nach ausgiebiger Zurechtweisung der beiden Sprecher in dem Kreise der Umstehenden lebhafter als die Uebrigen Worte verlieh. Plötzlich drang eine Anzahl derselben mit dem Begehren in mich, ich möge diese Zurechtweisung, diese Widerlegung übernehmen. Mein Schwiegervater, der neben mir stand, wünschte einerseits, daß ich rede, und andererseits fürchtete er die Rückwirkung längeren und lauteren Sprechens auf meine vielleicht noch nicht ganz gesundete Lunge. Aber der Augenblick drängte, es galt kein längeres Besinnen, und hochklopfenden Herzens betrat ich die Tribüne. An dasjenige anknüpfend, was der letzte Redner gesagt hatte, stellte ich die Behauptung auf, daß wohl nur Wenige in dieser Versammlung seinen und seines Vorgängers Ausführungen beipflichten dürften. Der Beifall, der diesen Worten folgte, ermuthigte mich fortzufahren, und ich entwickelte nun mein oft durchdachtes und mir darum auch geläufiges politisches Programm. Die innere Erregung, in der ich mich befand und die wohl auch meinen Worten besonderen Nachdruck verlieh, theilte sich auch meinen Zuhörern mit; lebhafte Zustimmung und reichlicher Beifall wurden mir am Schlusse meiner Rede zu Theil.

Daß ich sie nicht fruchtlos gesprochen, wurde auch dadurch constatirt, daß alle fünf Wahlmänner, die wir aufzustellen hatten, meiner Parteischattirung angehörten, und daß ich trotz meiner Jugend und meiner völligen Unbekanntschaft in diesem Kreise einer derselben war. Und noch lange

Jahre nachher erinnerten mich angesehene Bürger wie der Tuchhändler Hardt und der später durch seinen Erbschafts-proceß so bekannt gewordene Juwelier Ott mit den anerkennendsten Worten an jene Versammlung im Sparcassegebäude und an die Rede, die ich daselbst gehalten.

Aber trotz des Beifalles, der ihr gespendet wurde, kann ich doch nicht sagen, daß sie über die hiebei in Betracht kommende Hauptsache, das ist über die Frage der zukünftigen politischen Gestaltung Deutschlands und Oesterreichs Stellung in demselben volle Klarheit verbreitet hätte, oder daß ich selbst hierüber mit mir im Reinen gewesen wäre. Der Streit über diesen Kernpunkt der Sache erfüllte zu jener Zeit, in den letzten Tagen des April, alle Gemüther, und um die beiden Schlagworte „Bundesstaat" oder „Staatenbund" sammelten sich wie um zwei Paniere auch die zwei einander gegenüberstehenden Parteien. Ihnen schlossen sich, wie dies ja immer zu gehen pflegt, auch die äußersten Flügel derselben an, und durch sie wurde die Discussion über diese Frage gar bald recht gründlich vergiftet. Denn neben sehr ruhigen und besonnenen Männern, unter denen insbesondere wohlhabende, aus Deutschland nach Wien gekommene Industrielle zahlreich vertreten waren, stand die ganze eigentlich revolutionäre Partei auf Seite derjenigen, welche für den Bundesstaat und das Eintreten Oesterreichs in denselben, ja nicht selten sogar für dessen Aufgehen in ihm schwärmten. Und auf der anderen Seite wieder machte sich neben vielen recht freisinnigen Oesterreichern, die aber einer erst zu schaffenden deutschen Centralgewalt keinen dictatorischen Einfluß auf die österreichischen Angelegenheiten zuzugestehen dachten, die gleichfalls nicht geringe Anzahl derjenigen breit, welche von der Einführung

neuer Inſtitutionen überhaupt nichts wiſſen und Alles beim Alten belaſſen ſehen wollten.

Die Wahlverſammlungen ſelbſt, deren nun mehrere in den erſten Tagen des Mai raſch nach einander folgten, fanden für die innere Stadt Wien in dem Sitzungsſaale der niederöſterreichiſchen Landſtände ſtatt, in welchem ich in der ſpäteren Zeit meines Lebens ſo unendlich vielen wichtigen und unwichtigen Sitzungen beizuwohnen hatte. Der Landmarſchall von Niederöſterreich, Graf Montecuccoli, präſidirte dieſen Sitzungen, welche gerade keinen ſehr erhebenden Verlauf nahmen. Von vorneherein meldete ſich kein einziger Candidat; da ſtellte ein Wahlmann, der Vorſtand des phyſikaliſchen Hofcabinetes, Namens Hoffer, den Antrag, den Univerſitätsprofeſſor Kudler zu erſuchen, das Mandat der inneren Stadt Wien zum Frankfurter Parlamente zu übernehmen. Da natürlich Niemand widerſprach, begab ſich eine Deputation zu Kudler; ſie kam aber, nachdem wir ſehr lang auf ſie gewartet, mit einer abſchlägigen Antwort zurück. Schließlich wurden der ſpäter ſo bekannte Advocat Dr. v. Mühlfeld und Graf Ferdinand Colloredo von dem Central-Wahlcomité als Candidaten aufgeſtellt und eingeladen, vor den verſammelten Wahlmännern zu ſprechen, ein Verlangen, dem Mühlfeld auch nachkam. Aber die Art, in welcher er es that, erfüllte meine vielleicht allzu hoch geſpannte Erwartung nur wenig. Die außergewöhnliche Länge der Perioden, deren er ſich bediente, die ermüdende Breite ſeiner Ausführungen, das unglaublich ſchlechte Deutſch endlich, das er ſprach und welches hinter dem, das ich dereinſt zum Schrecken meiner Mutter von Kremsmünſter mit heimgebracht hatte, faſt noch zurückblieb, dies Alles zuſammengenommen konnte wohl auf die

gesammte Zuhörerschaft keinen sehr günstigen Eindruck hervorbringen.

Nicht viel ansprechender als die Form seiner Rede schien mir der Inhalt derselben zu sein. Der Entscheidung der Frage, ob Bundesstaat oder Staatenbund, ging er vorsichtig aus dem Wege. Wenn man aus dem unendlichen Wortschwall den Kern der Sache loszulösen suchte, so kam es schließlich auf nicht viel Anderes hinaus, als daß Oesterreich in Bezug auf seine staatliche Selbstständigkeit kein Opfer zu Gunsten einer zukünftigen deutschen Bundesverfassung zugemuthet werden dürfe. Aber freilich sei eine solche ohne Beschränkung der Souveränetät in einzelnen Punkten nicht möglich. Als diese bezeichnete denn Mühlfeld die Gleichheit von Münze, Maß und Gewicht sowie der Post- und Eisenbahneinrichtungen, über deren Lösung im Sinne der Einheit wohl kein Zweifel sein könne. Hieher gehöre auch die bundesmäßige Verbürgung gewisser staatsrechtlicher Institutionen in einem viel weiteren Umfange, als sie die bisherige Bundesacte gewährte.

Eine Interpellation über den etwaigen Anschluß Oesterreichs an den deutschen Zollverein beantwortete Mühlfeld ausweichend mit der Erklärung, er sei über diese Sache nicht hinreichend informirt. Um so ausführlicher erörterte er eine zweite Frage, die an ihn gestellt wurde, ob Oesterreich sich das Recht einer besonderen Zustimmung zu den künftigen Beschlüssen der Nationalversammlung über die neue Bundesverfassung vorbehalten könne?

Mühlfeld antwortete hierauf, daß nach seiner Meinung die neue Verfassung ein Ergebniß des Zusammenwirkens des deutschen Volkes und der deutschen Regierungen sein müsse. Jenes werde durch seine gewählten Abgeordneten

Empfindungen öffentlich Ausdruck zu geben, und noch weniger die Ausführungen derer zu widerlegen, die bisher gesprochen hatten.

Es mag sein, daß ich dem Unmuthe, den ich über das bisher Gehörte empfand, und dem Wunsche nach ausgiebiger Zurechtweisung der beiden Sprecher in dem Kreise der Umstehenden lebhafter als die Uebrigen Worte verlieh. Plötzlich drang eine Anzahl derselben mit dem Begehren in mich, ich möge diese Zurechtweisung, diese Widerlegung übernehmen. Mein Schwiegervater, der neben mir stand, wünschte einerseits, daß ich rede, und andererseits fürchtete er die Rückwirkung längeren und lauteren Sprechens auf meine vielleicht noch nicht ganz gesundete Lunge. Aber der Augenblick drängte, es galt kein längeres Besinnen, und hochklopfenden Herzens betrat ich die Tribüne. An dasjenige anknüpfend, was der letzte Redner gesagt hatte, stellte ich die Behauptung auf, daß wohl nur Wenige in dieser Versammlung seinen und seines Vorgängers Ausführungen beipflichten dürften. Der Beifall, der diesen Worten folgte, ermuthigte mich fortzufahren, und ich entwickelte nun mein oft durchdachtes und mir darum auch geläufiges politisches Programm. Die innere Erregung, in der ich mich befand und die wohl auch meinen Worten besonderen Nachdruck verlieh, theilte sich auch meinen Zuhörern mit; lebhafte Zustimmung und reichlicher Beifall wurden mir am Schlusse meiner Rede zu Theil.

Daß ich sie nicht fruchtlos gesprochen, wurde auch dadurch constatirt, daß alle fünf Wahlmänner, die wir aufzustellen hatten, meiner Parteischattirung angehörten, und daß ich trotz meiner Jugend und meiner völligen Unbekanntschaft in diesem Kreise einer derselben war. Und noch lange

ein einziger kleiner deutſcher Fürſt oder ein Paar derſelben, deren weitere Exiſtenz überhaupt damals höchſt problematiſch erſchien, ſollten die Macht haben, durch ihre abweichende Haltung das Zuſtandekommen des deutſchen Einigungswerkes zu hintertreiben? Daß das Letztere, wenn es wirklich gelingen ſollte, viel gewaltigere Hinderniſſe zu überwinden haben würde als den Widerſpruch einzelner kleiner Fürſten, darüber war ich längſt mit mir im Reinen. Und wenn die Oeſterreicher in Frankfurt nichts Anderes ausrichten könnten, als eine Gleichheit in Bezug auf Münze, Maß und Gewicht, auf Poſt- und Eiſenbahnweſen herbeizuführen, dann hätten ſie nach meiner Meinung lieber zu Hauſe bleiben ſollen.

Der zweite Candidat, Graf Ferdinand Colloredo, war gar nicht erſchienen und hatte dadurch das Feld ſeinem Rivalen allein überlaſſen. In Ermanglung eines anderen Bewerbers wurde alſo Mühlfeld, ich glaube einſtimmig gewählt, und auch ich gab ihm widerſtrebenden Herzens meine Stimme. Zu Mühlfeld's Erſatzmann aber wurde auf Anempfehlung des Wahlcomités der kaiſerliche Rath v. Köchel erkoren, ohne daß derſelbe eine Candidatenrede hielt.

Von dieſer Zeit an war und blieb ich wieder nur ein einfacher Zuſchauer, welcher ſich darauf beſchränkte, den Gang der in Wien ſich überſtürzenden revolutionären Ereigniſſe ſchmerzlichſt zu empfinden und ſie aufs Tiefſte zu beklagen. Ich beſitze daher auch nicht die geringſte Veranlaſſung, ſie hier wieder zu erzählen, und möchte nur eine freilich ganz unſcheinbare Epiſode erwähnen, weil ſie bisher noch unbekannt blieb und ein charakteriſtiſches Kennzeichen dafür iſt, in welch eigenthümlicher Weiſe damals in der tonangebenden Corporation der Studentenlegion rohe Ausgelaſſen-

heit mit echt wieneriſcher Gutmüthigkeit gepaart war. Meines Vaters Chef, der Oberſtkämmerer Graf Moriz Dietrichſtein, wurde noch am Abende des 26. Mai, des Tages des Barrikadenbaues, der den momentanen Sieg der Revolutionspartei entſchied, in ſeiner Wohnung, welche in der heutigen Habsburgergaſſe lag, obgleich er ſich an der politiſchen Bewegung in gar keinem, auch nicht im reactionären Sinne betheiligt hatte, von der akademiſchen Legion aufgehoben und als Gefangener, wie ſie ſagten, als Geiſel gegen etwaige aggreſſive Maßregeln des Hofes nach der Aula abgeführt. In dem zu der Univerſität gehörenden Hauſe, welches ihr gegenüber in der Sonnenfelsgaſſe liegt, wurde er zugleich mit dem Feldmarſchallieutenant Grafen Hoyos in Gewahrſam gehalten.

Am früheſten Morgen des nächſten Tages ſtürzt die Kammerjungfer der Gräfin Thereſe, ſeiner Gemalin, als ihre Herrin noch zu Bett lag, wie verzweifelt mit der Schreckensnachricht in deren Schlafzimmer, es ſeien wieder Studenten da und ſie verlangten dringend die Gräfin zu ſprechen. Ohne ſich lang zu beſinnen, antwortet die reſolute Dame, als die jungen Leute ſich durchaus nicht abweiſen ließen: „Ich bin eine alte Frau, wenn ſie ſich nichts daraus machen, „mir liegt gar nichts daran, ſie ſollen nur hereinkommen.“ Und wirklich werden die gefürchteten Studenten bei ihr eingelaſſen; ſchüchtern nahen ſie ſich dem Bette der Gräfin und nur zögernd rücken ſie mit ihrem Begehren heraus, das in der Erkundigung nach den Lieblingsſpeiſen des Grafen beſteht; durch Bereitung derſelben möchten ſie gar zu gern dem guten alten Herrn eine Erleichterung ſeiner Haft verſchaffen. Noch an demſelben Abende des 27. Mai wurde Graf Dietrichſtein wieder nach Hauſe entlaſſen.

Meine noch recht angegriffene Gesundheit zwang mich, zu ihrer völligen Wiederherstellung im Frühsommer 1848 das Bad Gleichenberg in Steiermark zu besuchen. Am 9. Juni verließ ich Wien; über Mariazell und Graz verfügten wir, meine Frau und ich, uns mit unserem Kinde nach dem damals so wohlthuend stillen, idyllisch reizenden Badeorte, wo wir in ungestörter Ruhe etwa vier Wochen zubrachten. Wir bildeten dort den Mittelpunkt einer nur kleinen, aber desto angenehmeren Gesellschaft, die voll gewinnendster Freundlichkeit für uns war; mein dreijähriges Töchterlein galt als der allgemeine Liebling und wurde nur das Badekind genannt. Blos aus den Zeitungen und aus den Briefen meiner Mutter und meines Bruders erfuhr ich, wie toll es in Wien und in dem größeren Theile der übrigen Welt zuging. An meiner Freude über den Ausgang der Juni-schlacht in Paris und an meinem Kummer über das immer stärker werdende Ueberhandnehmen der revolutionären Strömung in Wien empfand ich es deutlich, daß ich wirklich auch, wie jener Franzose es von meinem Vater gesagt, dem „parti Cavaignac“ angehörte.

Zu meinem tiefsten Bedauern aber wurde diese Partei wenigstens in Oesterreich mehr und mehr in den Hintergrund gedrängt. So ansehnlich und so zahlreich sie auch war, so fehlte es ihr doch an Sammelplätzen, an denen sie sich vereinigt, und an Führern, die sich an ihre Spitze gestellt hätten. Allerdings war ich himmelweit von dem thörichten Gedanken entfernt, mich zu einem der Letzteren aufwerfen zu wollen; weder meine Befähigung noch mein Alter oder meine sonstige Stellung im Leben hätten mich vor mir selbst geeignet erscheinen lassen, eine solche Rolle auch nur mit einiger Aussicht auf Erfolg zu spielen. Aber

mir ſchien es für einen einzelnen Mann ſchon ein verdienſtliches Unternehmen, das Seinige dazu zu thun, daß wenigſtens eine einzige Stimme in einem der geſetzgebenden Körper nicht wieder der radicalen Partei anheimfalle, ſondern daß ſie in gemäßigtem Sinne abgegeben werde.

Eine für den Bezirk Neunkirchen ausgeſchriebene Nachwahl zum Frankfurter Parlamente ſollte mir die Möglichkeit gewähren, einen ſolchen Verſuch, wenngleich ziemlich ausſichtslos zu wagen. Der in jener Gegend anſäſſige Gutsbeſitzer v. Staudenheim hatte aus Anlaß ſeiner Wahl in den Wiener Reichstag ſein Frankfurter Mandat zurückgelegt, und für das letztere war auf den 24. Auguſt eine Nachwahl in Neunkirchen ausgeſchrieben worden. Ich kannte mit Ausnahme einer einzigen Fabrikantenfamilie keinen Menſchen daſelbſt, und auch von dieſer wußte ich nicht, ob ſie irgend einen Einfluß auf die Wahlmänner beſitze und ihn zu meiner Unterſtützung anwenden wolle.

Trotz dieſer ungünſtigen Ausſichten wollte ich jedoch die Sache nicht gleich von vorneherein aufgeben, ſondern wenigſtens eine vorläufige Anfrage verſuchen. Staudenheim's zweimalige Wahl nach Frankfurt und nach Wien deutete nicht gerade auf einen Reichthum an Candidaten in jener Gegend, und es war zum Mindeſten die Möglichkeit vorhanden, daß wie vor ungefähr drei Monaten in dem erſten Wahlbezirke Oeſterreichs, dem der inneren Stadt Wien, ſo auch in dem unendlich viel weniger bedeutenden Neunkirchen kaum ein einziger Candidat vorhanden und die Wählerſchaft unſchlüſſig ſei, wem ſie ihre Stimmen zuwenden ſolle.

Gedacht, gethan. Ich fuhr alſo einige Tage vor der Wahl nach Neunkirchen und wendete mich an den Mann,

den man mir als den einzig Berechtigten bezeichnet hatte, authentische Auskunft zu ertheilen. Es war dies der Verwalter der damaligen Grundobrigkeit, wenn ich nicht irre, des Minoritenstiftes zu Neunkirchen, Namens Schwarz, ein feiner und höflicher Mann, derselbe, der später als Vicepräsident des Wiener Landesgerichtes den Vorsitz in dem Processe Richter geführt und sich dadurch in weiteren Kreisen bekannt gemacht hat.

Herr Schwarz empfing mich mit großer Zuvorkommenheit, versicherte mich aber auch mit nicht geringerer Bestimmtheit, daß seiner Meinung nach nicht die mindeste Aussicht für mich vorhanden sei, in Neunkirchen zum Abgeordneten nach Frankfurt gewählt zu werden. Die Zahl der angemeldeten Candidaten sei eine überaus große, die Wählerschaft aber ungemein mißtrauisch, und darin liege die Erklärung der zweifachen Wahl Staudenheim's, weil er, ohne irgendwie hervorragende parlamentarische Eigenschaften zu besitzen, doch im ganzen Bezirke als ein wohlwollender und verläßlicher Mann bekannt sei. Darum habe man sich auch jetzt wieder dahin geeinigt, trotz einer wenn auch noch so verführerischen Ansprache, die irgend ein fremder Candidat etwa halten würde, nur Leute zu wählen, die im Bezirke genau bekannt seien. Man habe sich daher entschlossen, das Mandat als Abgeordneter einem Finanzbeamten Namens Schaffer anzuvertrauen, der lange Zeit in Neunkirchen stationirt gewesen und hier sehr beliebt sei. Zu dessen Stellvertreter aber habe man einen Herrn Perthaler bestimmt, der während der Zeit der juridischen Studien mein College war und im Jahre 1848 durch zahlreiche politische Aufsätze gediegenen Inhaltes in den gemäßigteren Tagesblättern die allgemeine Aufmerksamkeit

Empfindungen öffentlich Ausdruck zu geben, und noch weniger die Ausführungen derer zu widerlegen, die bisher gesprochen hatten.

Es mag sein, daß ich dem Unmuthe, den ich über das bisher Gehörte empfand, und dem Wunsche nach ausgiebiger Zurechtweisung der beiden Sprecher in dem Kreise der Umstehenden lebhafter als die Uebrigen Worte verlieh. Plötzlich drang eine Anzahl derselben mit dem Begehren in mich, ich möge diese Zurechtweisung, diese Widerlegung übernehmen. Mein Schwiegervater, der neben mir stand, wünschte einerseits, daß ich rede, und andererseits fürchtete er die Rückwirkung längeren und lauteren Sprechens auf meine vielleicht noch nicht ganz gesundete Lunge. Aber der Augenblick drängte, es galt kein längeres Besinnen, und hochklopfenden Herzens betrat ich die Tribüne. An dasjenige anknüpfend, was der letzte Redner gesagt hatte, stellte ich die Behauptung auf, daß wohl nur Wenige in dieser Versammlung seinen und seines Vorgängers Ausführungen beipflichten dürften. Der Beifall, der diesen Worten folgte, ermuthigte mich fortzufahren, und ich entwickelte nun mein oft durchdachtes und mir darum auch geläufiges politisches Programm. Die innere Erregung, in der ich mich befand und die wohl auch meinen Worten besonderen Nachdruck verlieh, theilte sich auch meinen Zuhörern mit; lebhafte Zustimmung und reichlicher Beifall wurden mir am Schlusse meiner Rede zu Theil.

Daß ich sie nicht fruchtlos gesprochen, wurde auch dadurch constatirt, daß alle fünf Wahlmänner, die wir aufzustellen hatten, meiner Parteischattirung angehörten, und daß ich trotz meiner Jugend und meiner völligen Unbekanntschaft in diesem Kreise einer derselben war. Und noch lange

Jahre nachher erinnerten mich angesehene Bürger wie der Tuchhändler Hardt und der später durch seinen Erbschaftsproceß so bekannt gewordene Juwelier Ott mit den anerkennendsten Worten an jene Versammlung im Sparcassegebäude und an die Rede, die ich daselbst gehalten.

Aber trotz des Beifalles, der ihr gespendet wurde, kann ich doch nicht sagen, daß sie über die hiebei in Betracht kommende Hauptsache, das ist über die Frage der zukünftigen politischen Gestaltung Deutschlands und Oesterreichs Stellung in demselben volle Klarheit verbreitet hätte, oder daß ich selbst hierüber mit mir im Reinen gewesen wäre. Der Streit über diesen Kernpunkt der Sache erfüllte zu jener Zeit, in den letzten Tagen des April, alle Gemüther, und um die beiden Schlagworte „Bundesstaat" oder „Staatenbund" sammelten sich wie um zwei Paniere auch die zwei einander gegenüberstehenden Parteien. Ihnen schlossen sich, wie dies ja immer zu gehen pflegt, auch die äußersten Flügel derselben an, und durch sie wurde die Discussion über diese Frage gar bald recht gründlich vergiftet. Denn neben sehr ruhigen und besonnenen Männern, unter denen insbesondere wohlhabende, aus Deutschland nach Wien gekommene Industrielle zahlreich vertreten waren, stand die ganze eigentlich revolutionäre Partei auf Seite derjenigen, welche für den Bundesstaat und das Eintreten Oesterreichs in denselben, ja nicht selten sogar für dessen Aufgehen in ihm schwärmten. Und auf der anderen Seite wieder machte sich neben vielen recht freisinnigen Oesterreichern, die aber einer erst zu schaffenden deutschen Centralgewalt keinen dictatorischen Einfluß auf die österreichischen Angelegenheiten zuzugestehen dachten, die gleichfalls nicht geringe Anzahl derjenigen breit, welche von der Einführung

denn ich beſorgte, daß die Aufmerkſamkeit der Zuhörer bei den ſpäteren Reden nicht mehr ſo groß wie bei den früheren ſein werde.

Von dem Orcheſter herab hatte Jeder der Candidaten zu den Wahlmännern zu ſprechen, außer denen noch ein großer Theil der Bewohner Neunkirchens den Saal bis auf den letzten Platz füllte. Der erſte Redner war ein mir wohlbekannter Mann, der im Penſionsſtande befindliche Vorgänger meines Vaters in dem Amte eines Directors des Münz- und Antiken-Cabinetes, Herr Anton Steinbüchel v. Rheinwall. Er war ſchon ziemlich betagt, reich an ſchätzenswerthen Kenntniſſen, aber zum Redner gewiß nicht geeignet. Mit ſchwacher, ſchwer verſtändlicher Stimme erging er ſich in endloſen Sätzen und ſuchte vornehmlich die Neunkirchner Fabrikanten für ſich zu gewinnen, indem er ihnen begreiflich zu machen ſich bemühte, wenn er gewählt werden ſollte, ſo werde er einen ſolchen Aufſchwung der Induſtrie zu Wege zu bringen trachten, daß es in Neunkirchen ſo werden ſolle wie ehemals in Gent. So groß ſei dort die Zahl der Fabriken und der in denſelben nothwendig gewordenen Arbeiter geweſen, daß zur Stunde des Feierabends Niemand ſich auf die Straße gewagt habe, aus Furcht, von den in dichtgedrängten Schaaren heimkehrenden Arbeitern niedergeſtoßen und zertreten zu werden.

Die Wenigen, welche dieſe Worte Steinbüchel's überhaupt verſtanden, ſchmunzelten hiezu, ich aber benützte ſie allſogleich zur Einleitung meiner Rede, indem ich erklärte, jetzt ſei es nicht an der Zeit, Verſprechungen zu geben, über deren Unerfüllbarkeit auch der nur halbwegs Kundige nicht einen Augenblick im Zweifel ſein könne. Aber wie der Fabrikant ſich nicht durch die Zuſage eines unerhörten

Aufschwunges der Industrie, so möge der Landmann sich nicht etwa durch das Versprechen einer entschädigungslosen Aufhebung der Grundlasten anlocken lassen. Insbesondere sei es der letztere Punkt, der gewiß nicht in Frankfurt, sondern nur in Wien seine für Oesterreich gültige Lösung finden werde. In Frankfurt handle es sich zunächst um die zukünftige Constituirung Deutschlands und somit um die Stellung, welche Oesterreich in Deutschland von nun an einzunehmen habe. Um dabei mitreden zu können, bedürfe es nicht nur einiger Kenntniß der hiebei obwaltenden Verhältnisse, die ich mir bei meiner Dienstleistung in der Staatskanzlei erworben zu haben glaubte, sondern einer gut deutschen Gesinnung, vor Allem aber eines treuen österreichischen Herzens, welches bei der Lösung dieser voraussichtlich recht verwickelten Fragen als Leitstern zu dienen habe. Und nun ließ ich mich auf eine kurze Darlegung der politischen Ideen ein, denen ich überhaupt huldigte. „Die Grundfesten des Staatsgebäudes sind nieder„gerissen," sagte ich zu meinem Auditorium, „ein neues „Haus muß errichtet werden. Die Abgeordneten haben dafür „zu sorgen, daß es wohnlich sei. Wir brauchen also nicht „mehr Zerstörer, wir brauchen jetzt Erbauer. Deshalb, so „eifrig ich auch kämpfen würde für das Wohl des Bürgers „und des Landmannes, für die Minderung ihrer Lasten, „für die Gleichberechtigung aller Stände, so entschieden „würde ich mich jener Partei gegenüberstellen, welche alle „Verhältnisse zu verwirren, aller Ordnung Hohn zu spre„chen, ja das Eigenthum selbst, die Grundlagen der gesell„schaftlichen Existenz anzutasten sucht."

Meine politischen Anschauungen faßte ich schließlich dahin zusammen, daß ich mich für die Festhaltung der

Märzerrungenſchaften ſowie für die energiſche Abwehr der noch viel weitergehenden Forderungen der radicalen Partei ausſprach. Mit den Worten: „Einen fähigeren Vertreter als „ich es bin, finden Sie leicht, aber einen, der es redlicher „mit Ihnen meint, der inniger wünſcht, für Ihr Intereſſe „wirken zu können, finden Sie nicht“ — endigte ich meine Rede, welche bei dieſem bunt zuſammengewürfelten Auditorium einen Beifall fand, der meine kühnſten Hoffnungen weit übertraf. Geiſtliche, Fabrikanten, Beamte und ſonſtige Honoratioren, aber auch ſehr viele der Bauern ſchüttelten mir treuherzig die Hand, als ich vom Podium herabſtieg, und viele der Letzteren, die meinen Namen nicht kannten, hörte ich zu meiner großen Genugthuung rufen: „Der „Zweite muß es werden.“

Von den nachfolgenden Rednern machten die Herren Schaffer und Perthaler gar keine Wirkung; weit mehr gelang dies einem Herrn v. Mayfeld, der ein intimer Freund unſeres ehemaligen Reiſekameraden Salzmann und daher auch mit mir perſönlich bekannt war. Er trug die Uniform eines akademiſchen Legionärs, und ſeine ſehr gut gearbeitete und mit erheiternder Friſche vorgetragene Rede wendete ſich mehr an die radicaleren Elemente, die in der Verſammlung der Wahlmänner nicht eben ſpärlich vertreten waren. Den Schluß machte der Pfarrer von Sanct Egyd mit einer humoriſtiſchen Anſprache, die etwas an Abraham a Sancta Clara erinnerte, viel Fröhlichkeit hervorrief und von der ich noch heute nicht weiß, ob ſie eine ernſtlich gemeinte Bewerbung bezweckte oder nicht.

Das Reſultat der Abſtimmung erſehe ich aus einem Briefe, den ich gleich nach derſelben voll Freude an meinen Vater nach St. Florian ſchrieb. Beim erſten Wahl-

gange fielen von 113 verſammelten Wahlmännern etwa 50 Stimmen, alſo nicht ganz die abſolute Majorität auf mich. Bei weitem weniger, aber doch die meiſten Stimmen nach mir hatte Mayfeld; Perthaler aber, den ich als den furchtbarſten Rivalen betrachtet hatte, nur fünf Stimmen. Beim zweiten Wahlgange votirten 83 Wähler für mich; ich war alſo mit ziemlich großer Majorität zum Abgeordneten gewählt. Zu meinem Erſatzmanne erkor ungefähr die gleiche Stimmenzahl Herrn v. Mayfeld, und es wiederholte ſich hier die zu jener Zeit ſo oft und nicht nur in Oeſterreich, ſondern in ganz Deutſchland beobachtete Erſcheinung, daß der Erſatzmann der politiſche Widerpart des gewählten Abgeordneten war. Dieſem eigenthümlichen Vorgange lag wohl zunächſt die gutmüthige Auffaſſung zu Grunde, daß auch dem, der die meiſten Stimmen nach dem wirklich Gewählten erhalten habe, irgendwelche Genugthuung gebühre. Niemand bedachte, daß, wenn der Abgeordnete durch Tod, Erkrankung oder einen ſonſtigen Zufall an der Ausübung ſeines Mandates gehindert wäre, der betreffende Wahlbezirk dann durch den Stellvertreter in dem gerade entgegengeſetzten Sinne repräſentirt ſein würde, als derjenige war, der ſoeben durch die Wahl des Abgeordneten zum Ausdrucke gelangte.

Eintritt in die Nationalverſammlung.

Meine Angehörigen waren über den glücklichen Ausgang meiner Bewerbung um ein Mandat zum Frankfurter Parlamente nicht weniger erfreut als ich ſelbſt. Nichts iſt ja beglückender als ein Erfolg, von dem man in Wahrheit ſich ſagen kann, daß man ihn nur ſich allein verdankt, und daß man ihn trotz äußerlich ungünſtiger Umſtände nur durch die eigene Kraft errang. Auch in der Staatskanzlei ſchien meine Wahl guten Eindruck zu machen, und mein Chef, der Miniſter Weſſenberg, den ich bei dem Abſchiedsbeſuche, welchen ich ihm machte, zum erſten und zum letzten Male ſah, ſprach freundliche und anerkennende Worte zu mir. Die Reiſe nach Frankfurt, wohin ich meine Frau und mein Töchterchen mitnahm, ging bei herrlichem Wetter in der angenehmſten Weiſe vor ſich. In St. Florian beſuchte ich meinen Onkel und meine gerade dort anweſenden Eltern, dann ging die Fahrt über Regensburg und Nürnberg, wo wir überall etwas verweilten, nach Frankfurt, wo wir am Morgen des 7. September eintrafen. Mein erſter Gang führte mich, einſtweilen noch als Gaſt, zur Paulskirche, dem Sitzungslocal des Parlamentes. Es ſchien mir

mit dem des Reichstages in Wien, der in der prachtvollen kaiserlichen Winterreitschule tagte, in gar keiner Weise, weder in Bezug auf die Schönheit und den Umfang des Raumes, noch hinsichtlich des Geschmackes und der Zweckmäßigkeit der Einrichtung vergleichbar. Faßte man dagegen das, worauf es doch einzig und allein ankam, die Mitglieder der Versammlung ins Auge, so empfing man gerade den entgegengesetzten Eindruck.

Vor Allem war es der Präsident der Nationalversammlung, Heinrich v. Gagern, der sich von dem des Wiener Reichstages, Herrn Anton Strobach, den ich erst kurz vor meiner Abreise von Wien in der Ausübung seines Amtes gesehen, in einer Weise unterschied, daß sie füglich kaum neben einander zu nennen waren. Ohne dem Letzteren, dessen verständige Geschäftsleitung eigentlich alle Anerkennung verdiente, irgendwie zu nahe treten zu wollen, kann man doch sagen, daß sein wenig gewinnendes Aeußeres, seine schmächtige, engbrüstige Persönlichkeit und insbesondere das unseren Ohren nicht angenehm klingende Deutsch mit böhmischem Accent, das er sprach, bei dem ersten Zusammentreffen mit ihm unmöglich einen gewinnenden Eindruck hervorbringen konnten. Wie so ganz das Gegentheil war doch bei der hohen und kraftvollen Gestalt Gagern's, bei seiner wirklich imposanten Persönlichkeit der Fall! Mit welch majestätischem Ernste wußte er seines Amtes zu walten, und wie glockenrein klang sein tiefes und sonores Organ durch die Hallen der Paulskirche!

Wie der Präsident, so unterschied sich auch die Versammlung aufs Vortheilhafteste von derjenigen, die gleichzeitig in Wien tagte. Muß man von der letzteren sagen, daß kaum der zehnte Mann von den Abgeordneten wie

ein Gentleman aussah, so war in Frankfurt vielleicht das umgekehrte Verhältniß das wahre. Und nach so eigenthümlichen Gestalten wie denen der galizischen Bauern im Wiener Reichstage würde man im Frankfurter Parlamente vergeblich gesucht haben.

Noch viel greller trat dieser Unterschied hervor, wenn man, von der bloßen Außenseite absehend, nach den Namen der Männer fragte, die Einem gerade ins Auge fielen. Während im Wiener Reichstage verhältnißmäßig nur Wenige saßen, welche sich durch gediegene Leistungen auf einem der verschiedenen Gebiete des öffentlichen Lebens hervorgethan hatten, und man fast nur auf unbekannte Namen oder höchstens auf solche stieß, deren Träger durch ihre Betheiligung an den revolutionären Ereignissen eine manchmal recht traurige Berühmtheit erlangt hatten, drängte sich in Frankfurt die entgegengesetzte Wahrnehmung auf. Fast Alles, was sich in Deutschland während der letzten Jahrzehnte oft glänzend hervorgethan, fand sich dort zusammen, und gewiß nicht allzu kurz wäre die Liste derjenigen gewesen, welche berechtigten Anspruch darauf erheben durften, durch die Erfolge, die sie auf geistigem Gebiete errungen hatten, Deutschlands ersten Männern beigezählt zu werden. Einer solchen Versammlung angehören zu dürfen, erfüllte mich mit freudigem Stolze, und ich gelobte mir, mich dieser seltenen und noch ganz unverdienten Gunst des Schicksals durch eifriges und selbstloses Streben würdig zu erweisen.

Frankfurt befand sich zu der Zeit, in welcher ich dort eintraf, in sehr großer Aufregung. Die preußische Regierung hatte den Krieg, den sie als Mandatar Deutschlands wegen der Herzogthümer Schleswig und Holstein gegen

Dänemark führte, durch den von ihr zu Malmö abgeschlossenen Waffenstillstand in eigenmächtiger Weise zu einstweiliger Sistirung gebracht, und an das Frankfurter Parlament wurde nun die etwas harte Zumuthung gestellt, diesen nichts weniger als ehrenvollen Vertrag zu ratificiren. Gar manche ernste und besonnene Männer, Dahlmann an ihrer Spitze, sträubten sich gegen dieses Verlangen, aber sie wurden hiedurch Verbündete der radicalen Partei, welche, die Blößen benützend, die der Malmöer Vertrag unstreitig darbot, mit einer Leidenschaftlichkeit ohne Gleichen gegen denselben und gegen diejenige Partei des Parlamentes anstürmte, die für ihn eintrat, denn die Verwerfung des Waffenstillstandes mußte nothwendiger Weise die Fortsetzung des Krieges gegen Dänemark nach sich ziehen. Wer aber hätte denselben im Namen Deutschlands geführt, wenn Preußen seine Truppen nicht mehr dazu hergab? Darum hatte das Ministerium Schmerling sich dem Drucke der Umstände fügen und den Malmöer Vertrag dem Parlamente zur Gutheißung vorlegen müssen. Damit war es jedoch bei der erfolgten Abstimmung in der Minderheit geblieben, in Folge dessen zurückgetreten und führte die Geschäfte nur mehr provisorisch bis zur Einsetzung eines neuen Ministeriums fort.

Mit der Bildung eines solchen wurde nun Dahlmann und nach ihm der bekannte baierische Nationalökonom Hermann betraut, aber Beide scheiterten an dieser Aufgabe und sie stellten den ihnen ertheilten Auftrag unverrichteter Dinge an den Reichsverweser zurück. Dieser konnte natürlich nichts Anderes thun, als Schmerling in der einstweiligen Leitung der Geschäfte belassen; dessen ferneres Verbleiben im Amte aber hing von dem Votum ab, welches das

Parlament bei der wiederholten Vorlage des Malmöer Waffenstillstandes abgeben würde.

Ich muß gestehen, daß mir derselbe und das ganze Verfahren der preußischen Regierung gründlich mißfiel und ich unter anderen Verhältnissen die Verwerfung des von ihr abgeschlossenen Vertrages recht herzlich gewünscht hätte. Aber für mich kam der Letztere in der Situation, in der wir uns damals befanden, erst in zweiter Linie in Betracht. Zwei Gesichtspunkte waren es, welche bei mir alle anderen weit überwogen. Ich mußte, so schien es mir, Alles dazu thun, was nur immer in meiner Macht stand, um den Oesterreicher Schmerling im Amte zu erhalten und dadurch, so viel es an mir lag, verhindern, daß das Ministerium in weiß Gott was für Hände gerathe und jedenfalls der österreichische Einfluß in demselben wesentlich verringert werde. Und für eben so wichtig und ganz im Sinne meiner erst in Neunkirchen dargelegten Auseinandersetzungen hielt ich es, daß Alles geschehe, die radicale Partei nicht die Oberhand gewinnen und sie nicht zur Herrin der Situation werden zu lassen.

So kam es, daß schon die erste wichtige parlamentarische Abstimmung, an der ich überhaupt theilnahm, mir innerlich keineswegs behagte. Definitiv ins Parlament getreten, wohnte ich den drei Sitzungen vom 14., 15. und 16. September bei, während deren die parlamentarische Schlacht mit einem Talente, aber auch mit einer Leidenschaftlichkeit ohne Gleichen geliefert wurde. Am Schlusse der letzten Sitzung, die durch fast elf Stunden ununterbrochen gedauert hatte, erfolgte die entscheidende Abstimmung, welche eine Majorität von einundzwanzig Stimmen für den Waffenstillstand ergab. Auch die meinige war

darunter, und ich trug durch sie, so viel ich vermochte, dazu bei, daß Schmerling im Amte blieb und die radicale Partei unterlag.

Die Letztere war freilich keineswegs gewillt, sich diese Niederlage widerstandslos gefallen zu lassen. War sie im Parlamente geschlagen worden, so hoffte sie außerhalb desselben um so vollständiger zu siegen und dadurch auch das Parlament entweder zu überwinden oder es vielleicht sogar zu sprengen. Schon am 16. und 17. September zogen aus der ganzen Umgegend Frankfurts Schaaren von Tumultuanten in großen Massen herbei. An dem letzteren Tage, einem Sonntage, fand auf der Pfingstweide bei Frankfurt eine äußerst zahlreich besuchte Volksversammlung statt, in welcher beschlossen wurde, die Paulskirche zu stürmen, die Abgeordneten aber, welche für den Waffenstillstand gestimmt hatten, für Vaterlandsverräther zu erklären und sie zur Zurücklegung ihrer Mandate zu zwingen; die Linke allein sollte fortan als Nationalversammlung tagen.

Den Abend vorher hatte ich mit meiner Frau bei Herrn v. Schmerling zugebracht, mit dem ich schon seit einer Reihe von Jahren ziemlich gut bekannt war und der mich bei meiner Ankunft in Frankfurt freundlichst willkommen geheißen hatte. Von ihm selbst und den bei ihm Anwesenden war an jenem Abende der Sache keine sehr große Bedeutung beigelegt worden. Dennoch hatte Schmerling auf Ansuchen der Frankfurter Behörden zum Schutze der Stadt und der arg bedrohten Nationalversammlung ein österreichisches und ein preußisches Bataillon aus Mainz herbeigerufen. Das Erstere fanden wir am Morgen des 18. September, als wir uns zur Paulskirche begaben, in der Nähe derselben aufgestellt. Dennoch wagten die immer

frecher ſich geberdenden Horden, welche jetzt Frankfurt überſchwemmten, einen Verſuch, in die Paulskirche zu dringen und über die vervehmten Abgeordneten herzufallen. Einige derſelben, unter denen ich mich insbeſondere an den handfeſten Schwaben Gfrörer erinnere, ſtemmten ſich mit ihren breiten Rücken gegen die Eingangsthüre, bis dieſelbe feſt verſchloſſen war und die dagegen Antobenden durch die herbeikommenden Soldaten verſcheucht wurden.

Obgleich der Präſident Heinrich v. Gagern ſich durch dieſen geräuſchvollen Zwiſchenfall in ſeiner ruhigen und gleichmüthigen Haltung durchaus nicht ſtören ließ, ſo war von dieſem Augenblicke an doch die Aufmerkſamkeit der Verſammlung weit mehr auf die Ereigniſſe außerhalb als auf die Verhandlungen innerhalb der Paulskirche gerichtet. Nach Schluß der Sitzung eilte ich nach Hauſe, um nach Frau und Kind zu ſehen und eine etwaige Beängſtigung derſelben zu beſchwichtigen. Und während dieſes Heimgehens gewahrte ich wirklich nichts, was eine ſolche wenigſtens in meinen Augen hinreichend gerechtfertigt hätte. Ich ſah zwar hin und wieder einen ſchwachen Anſatz zur Errichtung einer Barrikade, aber Alles dies kam mir im Vergleiche zu dem, was ich am 26. Mai in Wien erlebt hatte, ſo klein und armſelig, ja ſo verächtlich vor, daß es mir nicht die geringſte Beſorgniß einzuflößen vermochte. In meiner Wohnung angelangt, welche in dem zweiten Stockwerke des Hauſes Nr. 13 auf der Zeil, der ſchönſten und breiteſten Straße Frankfurts, dem Hotel „zum römiſchen Kaiſer“ gerade gegenüber gelegen war, ſetzte ich mich mit den Meinigen ruhig zum Mittageſſen, bis ich nach Beendigung desſelben durch das immer zunehmende Gelärm und Getöſe auf der Straße an das Fenſter gelockt wurde. Da wurde

ich erſt die große Veränderung gewahr, die in der doch nur kurzen Zwiſchenzeit dort vorgegangen war. Wegen der ganz außergewöhnlichen Breite der Zeil hatte Niemand daran denken können, in derſelben eine Barrikade zu bauen. Aber etwa zweihundert Schritte von unſerem Hauſe mündet oder mündete wenigſtens damals eine enge, die Allerheiligengaſſe, wenn ich nicht irre, in die Zeil. Auf dieſem Punkte war eine ziemlich ſtarke, über das erſte Stockwerk der beiden Eckhäuſer hinausreichende Barrikade errichtet, hinter der ſich eine große Anzahl mit langen Büchſen bewaffneter Aufſtändiſcher verſchanzt hielt.

Ich habe niemals eine andere Waffe als meinen friedfertigen Civildegen getragen und maße mir nicht an, von kriegeriſchen Dingen auch nur das Geringſte zu verſtehen. Aber was ich jetzt mit meinen eigenen Augen an militäriſchen Maßregeln vor mir ſah, kam mir ſo ungereimt, ja ſo unſinnig vor, daß ich in der Aufregung, in der ich mich befand, am liebſten auf die Straße geſtürzt wäre, um den Betheiligten das Thörichte der von ihnen getroffenen Vorkehrungen begreiflich zu machen. Quer über die ganze Breite der Zeil war von unſerem Hauſe bis zum gegenüberliegenden Hotel eine ſtarke Abtheilung preußiſcher Infanterie, etwa achtzig Mann mit zwei Officieren aufgeſtellt. Dieſe wurden von den Tumultuanten hinter der ziemlich entfernten Barrikade fortwährend verhöhnt und verſpottet, und ſie ließen ſich dies nicht nur ruhig gefallen, ſondern ſie ſahen auch unthätig zu, wie Jene eifrig daran waren, ihre Barrikade noch mehr zu erhöhen und zu verſtärken. Erſt als von der Barrikade die erſten Schüſſe gegen die Soldaten gefallen waren, ließ der befehligende Hauptmann die dreimalige Aufforderung an die Aufſtändiſchen ergehen, ſich zu ergeben,

was ebenso wie eine in die Luft abgegebene Decharge von der Barrikade her mit Hohngeschrei und Flintenschüssen beantwortet wurde. Einer der mitten in der Straße vollkommen schutzlos dastehenden Soldaten stürzte, von einer Kugel niedergestreckt, todt zu Boden. Endlich, nachdem noch Mehrere, und unter ihnen auch einer der Officiere verwundet worden waren, zogen sich die Soldaten an die beiderseitigen Häuserreihen und in die beim Hotel „zum römischen Kaiser" in die Zeil einmündende Schäfergasse zurück, von wo dann nur immer ein Mann nach dem andern hervorsprang, um, durch einen Eckstein etwas gedeckt, sein Gewehr gegen die Barrikade hin abzuschießen, worauf er sich eiligst wieder in die Schäfergasse oder in das Hotel zurückzog, dessen verschlossenes Thor die Soldaten aufgesprengt und in das sie auch ihre Gefallenen geschleppt hatten.

Daß in solcher Weise an eine Besiegung der Aufständischen nicht zu denken war, lag auf der Hand, und es ließ sich nicht vorhersehen, nach welcher Seite hin die Entscheidung sich neigen werde. Etwa gegen fünf Uhr füllte sich plötzlich die Straße mit anständig gekleideten Leuten, unter denen sich auch mehrere Abgeordnete der Linken befanden. Sie riefen nach den Fenstern hinauf nach Tüchern, die sie zu weißen Binden benützen wollten, um unter diesem Zeichen des Friedens eine Beendigung des nutzlos erscheinenden Kampfes anzubahnen. Meine Frau, welche es vor Angst und Entsetzen an dem Fenster nicht mehr aushalten konnte, zitternd in unserem Hofzimmer saß und von unserer Kleinen fortwährend angefleht wurde, sie möge doch nur endlich das unabläßige Schießen verbieten, eilte herbei, warf an Handtüchern und Sacktüchern hinab, was ihr nur unter die Hände kam, und erlitt hiedurch eine

Einbuße, die ſie damals natürlich nicht achtete, aber doch ſpäter während der Dauer unſeres Aufenthaltes in Frankfurt manchmal recht empfindlich verſpürte.

Zum erſten Male in meinem Leben mußte ich die Verwundung, ja die Tödtung meiner Mitmenſchen mit anſehen, und ſie erfüllte mich wirklich mit Grauen. Ich konnte alſo einerſeits die Beendigung des Kampfes nur aufs Lebhafteſte wünſchen, während ich doch auch andererſeits begriff, daß erneuerte Nachgiebigkeit von Seite der Regierung den Uebermuth und die Frechheit der Aufſtändiſchen noch ſteigern würde. Aus dieſem Zwieſpalte der Meinungen wurde ich plötzlich durch das donnernde Getöſe geriſſen, welches das in eiligem Laufe herannahende ſchwere Geſchütz auf dem Frankfurter Straßenpflaſter verurſachte. Hochklopfenden Herzens ſah ich es mit an und nie werde ich den tiefen Eindruck vergeſſen, den es auf mich hervorbrachte, als ein Mitglied der Nationalverſammlung, der preußiſche Major v. Boddien, eine hohe und ſchlanke militäriſche Geſtalt, im Civilkleide auf ſchäumendem Pferde die Zeil herabſprengte und ihm, ſtaubbedeckt, aus Darmſtadt eingetroffene heſſiſche Artillerie mit zwei Kanonen in ſchärfſtem Trabe nachraſſelnd folgte. Boddien wies den Geſchützen einen paſſenden Aufſtellungsplatz, etwa hundert Schritte abwärts von unſerem Hauſe, gegen die Barrikade hin an. Neuerdings erging die Aufforderung an die Aufſtändiſchen, die Barrikade zu räumen, und auf die abſchlägige Antwort wurde der Befehl zum Feuern gegeben. Man hörte das zerſchmetternde Einſchlagen der Kugeln in das Holzwerk, aus welchem zum größeren Theile die Barrikade gebaut war, das Wehgeſchrei der Verwundeten und die wüthenden Zurufe der Führer, welche zum Ausharren mahnten. Aber

ihr Bemühen blieb fruchtlos, nach acht Kanonenschüssen war die Barrikade in sich zusammengestürzt und die Besatzung entflohen.

Aehnliches geschah auch auf mehreren anderen Punkten der Stadt. In unserer Straße wurde es nun ruhig, aber von verschiedenen Seiten hörte man noch Kanonenschüsse, ungefähr zwanzig, und Kleingewehrfeuer. Endlich verstummte das Schießen und etwa um neun Uhr Abends waren die Aufrührer aus der Stadt und über die Mainbrücke getrieben. Die Stadtthore wurden geschlossen und stark besetzt; das Militär aber bivouakirte während der Nacht in den Straßen.

Hiemit war denn die Revolutionspartei vollständig besiegt, ihr Aufstand unterdrückt und die Ruhe wieder hergestellt. Das Lob Schmerling's war in Aller Munde, und mit Recht wurde er „des Vaterlandes Retter" genannt, denn seiner standhaften, unerschütterlichen Ausdauer schrieb man es zu, daß die Regierung nicht wieder, wie es in Wien und auch an anderen Orten geschah, kleinmüthig nachgab, ehe sie zur Anwendung der ihr zu Gebote stehenden äußersten Mittel geschritten war. Auch dem Benehmen des Militärs, welches ebensoviel Muth als Mäßigung an den Tag gelegt hatte, wurde die reichlich verdiente Anerkennung gezollt, die Freude über den glücklichen Ausgang des Kampfes aber gar sehr durch die schreckliche Nachricht verbittert, zwei preußische Mitglieder der Nationalversammlung, Fürst Felix Lichnowsky und General v. Auerswald seien während des Straßenkampfes in die Hände des wüthenden Pöbels gefallen und von ihm in grausamer Weise erschlagen worden.

Wahrhaft ergreifend war die Art und Weise, in welcher Heinrich v. Gagern am nächsten Morgen die Sitzung

der Nationalverſammlung eröffnete. „Die Bewegung in „unſerem Vaterlande," ſo ſprach er mit ſeiner ſchönen Stimme voll tiefen Metallklanges, „ſeine neue Geſtaltung „hat neue Opfer verlangt. Ich ſagte verlangt, das iſt ein „unrichtiger Ausdruck; ſie ſind muthwillig und barbariſch „hingeſchlachtet worden." „Ich will nicht aufregen," fuhr Gagern fort, „aber das Gefühl der Scham für die Schmach, „welche durch ſolche That über die Nation kommt, kann „ich nicht unterdrücken." Und nach einer längeren Erörterung der Entſtehung des Aufſtandes und einer energiſchen Verdammung desſelben ſchloß Gagern mit den Worten: „Wollen wir die Freiheit, ſo müſſen wir ſie mit Maß „wollen und ihr Maß lehren. Wollen wir die Einheit, „ſo laſſen Sie uns vor Allem hier einträchtiger zuſammen„wirken."

Nach Gagern ſprach Schmerling, dem an dieſem Tage von ſo vielen Seiten, freilich die eigentliche Linke ausgenommen, enthuſiaſtiſche Huldigungen dargebracht wurden. In ruhigem und geſchäftsmäßigem Tone berichtete er über das, was zum Schutze der Nationalverſammlung geſchehen und wodurch die Niederwerfung des Aufſtandes herbeigeführt worden war. Er knüpfte hieran die Mittheilung, daß das Miniſterium noch geſtern den Kriegszuſtand erklärt und daß es, der Einwilligung des Parlamentes gewiß, die Abſicht habe, denſelben ſo lange Zeit fortdauern zu laſſen, bis die vollkommenſte Bürgſchaft gegen eine neuerliche Ruheſtörung gegeben ſein werde.

Nach zuſtimmenden Beſchlüſſen der Nationalverſammlung wurde dieſe ſehr kurze Sitzung geſchloſſen, welche ebenſo wie die folgende faſt ausſchließlich Erörterungen gewidmet war, die ſich auf den Aufſtand bezogen. Am nächſten

Tage, dem 21. September, fand das feierliche Begräbniß der militäriſchen Opfer desſelben ſtatt, dem ich mit der ganzen Nationalverſammlung und einer ſehr großen Anzahl anderer Perſonen, insbeſondere von Offizieren beiwohnte. In langem Zuge begaben wir uns zu Fuße nach dem Friedhofe, wohin auf vier offenen Wagen die Särge mit den Leichen geführt wurden. Zuerſt kam Auerswald und neben ihm ein preußiſcher, dann Lichnowsky und ein öſterreichiſcher Soldat. Nun folgten der preußiſche Hauptmann Hübner und im letzten Wagen ein preußiſcher Lieutenant; neben dem Sarge eines Jeden ſtand wieder der eines einfachen Soldaten. Vier Reden wurden an den Gräbern der Gefallenen gehalten, von denen diejenige des damaligen Pfarrers v. Ketteler, der bald darauf Biſchof von Mainz wurde und als ſolcher eine bedeutſame Stellung einnahm, eine gewiſſe Berühmtheit erlangte und, in Druck gelegt, ſehr große Verbreitung fand.

Nachdem die gewaltige Aufregung der letzten Tage allmälig wieder einer ruhigeren Stimmung Platz gemacht hatte, zögerte ich nicht länger, mich einem der verſchiedenen Clubs anzuſchließen, in denen die Abgeordneten ſich je nach ihrer Parteiſtellung zuſammenfanden.

Dieſe Clubs, deren zur Zeit meines Eintrittes in die Paulskirche nicht weniger als acht beſtanden, führten ihre Bezeichnung nach den Localen, in denen ſie ihre Verſammlungen abhielten. Die äußerſte Rechte hieß das Café Milani, dort regierte der noch vom preußiſchen vereinigten Landtage her, während deſſen er ein Führer der Linken geweſen war, hochangeſehene Freiherr Georg v. Vincke, einer der ſchlagfertigſten und einflußreichſten Redner der Paulskirche. Ihm an Anſehen wenigſtens nahekommend war

General v. Radowitz, der in seiner Person die beiden sonst so divergirenden Richtungen eines streng conservativen Preußen und eines katholischen Ultramontanen in sich vereinigte. Neben einer nicht gerade sehr großen Anzahl preußischer Edelleute, wie Herr v. Selchow, Vincke's Stellvertreter in der Leitung des Clubs, Graf Schwerin und Anderer, sowie hoher preußischer Beamter, wie der Oberpräsident Flottwell, saßen dort noch der biedere Freiherr von Rotenhan aus Baiern und wie als Gegensatz zu ihm der zwerghafte und bucklige, boshaft witzige Detmold aus Hannover, endlich auch unser Mühlfeld, Letzterer wohl hauptsächlich nur aus dem Grunde, weil er an der bei seiner Wahlrede in Wien aufgestellten Vereinbarungstheorie festhielt, während dieselbe schon im nächsten Club, dem des rechten Centrums, als unhaltbar aufgegeben worden war.

Dieser Club des rechten Centrums, der des Casino, war der zahlreichste des ganzen Parlamentes; er zählte weit über hundert Mitglieder, unter denen von Oesterreichern Schmerling, Würth, Sommaruga und andere Gesinnungsgenossen derselben waren. Daher wäre auch für mich die Versuchung naheliegend gewesen, gleichfalls in diesen Club zu treten, aber ich vermochte mich hiezu nicht zu entschließen, denn er war ja der Hauptversammlungsort der norddeutschen Professoren, unter denen besonders Dahlmann, Georg Beseler, Waitz, Max Duncker daselbst eine hervorragende, ja offen gesagt, eine so dictatorische Rolle spielten, daß sie die Befolgung einer anderen als ihrer Meinung fast gänzlich ausschloß. So sehr ich nun auch diese Männer als Zierden der Wissenschaft schätzte und gelegentlich auch mit Einigen aus ihnen, wie mit Waitz, Droysen, Duncker freundschaftlich verkehrte, so traute ich mir doch nicht genug rednerische

Kraft und parlamentariſches Anſehen zu, um ihnen erforderlichen Falles auch mit Ausſicht auf Erfolg entgegentreten zu können. Zu ihrem Schleppträger aber wollte ich mich nicht hergeben, und daher zog ich es vor, mich fernzuhalten von ihrem Club.

Ließ ſich die Nationalverſammlung je nach der Abſtimmung ihrer Mitglieder für oder gegen den Waffenſtillſtand von Malmö in die Rechte und die Linke theilen, ſo gehörten die beiden nächſtfolgenden Clubs, der Landsberger und der Augsburger Hof ohne Zweifel noch dem rechten Centrum an. In den Landsberger Hof wollte ich nicht treten, weil ſich dort gerade im Gegenſatze zum Caſino zu wenig parlamentariſche Sommitäten befanden und ich beſorgte, dort nicht ſo viel lernen zu können, als ich wünſchte und mir gewiß auch Noth that. Ich erklärte ſomit meinen Beitritt zum Augsburger Hofe, dem jüngſten aller Clubs, denn er beſtand aus den Abgeordneten, welche bisher dem Württemberger Hofe angehört hatten und aus demſelben wegen ihrer Abſtimmung zu Gunſten des Waffenſtillſtandes ausgeſchieden waren.

Nur um die Schilderung des Frankfurter Clubweſens hier kurz zu Ende zu führen, will ich noch erwähnen, daß in dem nächſtliegenden Club, dem Württemberger Hofe, der allbekannte Heidelberger Profeſſor Mittermaier die berühmteſte Perſönlichkeit war, während als der eigentliche Leiter dieſes Clubs der in der Paulskirche ſonſt nur wenig hervortretende Abgeordnete Zell aus Trier galt. Von Oeſterreichern gehörten dem Württemberger Hofe unter Anderen auch Giskra und Stremayr an, welch Letzterer, eines der allerjüngſten Mitglieder der Paulskirche, ein faſt unzertrennlicher Begleiter Mittermaier's war.

Zu dem linken Centrum gehörte noch der Club Weſtendhalle, wo Raveaux von Köln und Heinrich Simon von Breslau den erſten Rang einnahmen, die Oeſterreicher aber durch den ungemein liebenswürdigen, etwas idealiſtiſch angehauchten Camillo Wagner aus Steyr repräſentirt waren. Die eigentliche Linke wurde durch den Deutſchen Hof, in welchem Robert Blum und Karl Vogt als Häupter figurirten, und endlich durch die äußerſte Fraction derſelben, durch den Donnersberg vertreten, wo Simon von Trier, Zitz aus Mainz, Weſendonck aus Düſſeldorf den Ton angaben und leider auch gar Manche, meiſt ſehr junge Oeſterreicher ſaßen, die ſich zu den unglaublichſten Dingen mit fortreißen ließen.

Ich hatte vollauf Urſache, mit meinem Beitritte zum Augsburger Hofe zufrieden zu ſein. Dieſer Club zählte etwa vierzig Mitglieder, und wenn auch keines derſelben zu den eigentlichen Tonangebern des Parlamentes gehörte, ſo waren doch ſehr viele hochachtbare, unterrichtete und urtheilsfähige Männer unter ihnen, von denen gar Mancher in ſeiner Heimat eine bedeutſame Stellung eingenommen und ſich in derſelben einen höchſt ehrenvollen Namen erworben hatte. Da war vor Allen Wilhelm Beſeler aus Schleswig zu nennen, früher Statthalter von Schleswig-Holſtein, der ältere Bruder des Greifswalder Profeſſors Georg Beſeler und eine unendlich viel einnehmendere Perſönlichkeit als dieſer, ja in Vielem an Heinrich Gagern erinnernd. Neben ihm beſaßen wir den namhaften Staatsrechtslehrer Robert v. Mohl, der damals das Amt eines Reichsjuſtizminiſters bekleidete, und in ihm einen Mann voll Gelehrſamkeit, aber ohne jeden Dünkel derſelben, dann Gabriel Rieſſer aus Hamburg, der einer der beredteſten Männer der Paulskirche war,

ein edler, feinfühlender Menſch, ein Jude, welcher wohl auch den verhärtetſten Antiſemiten von ſeinen Vorurtheilen zurückzubringen vermocht hätte; er und die kerndeutſche Geſtalt Wernhers v. Nierſtein gehörten zu den liebenswürdigſten Genoſſen unſeres Clubs. Ihnen ſchloſſen ſich der Unterſtaatsſecretär Fallati im Handelsminiſterium, der, obwohl ein Schwabe, doch eine nichts weniger als derbe Perſönlichkeit war, und ſein engerer Landsmann Rümelin an, der ſpäter in ſeiner württembergiſchen Heimat die Leitung des Kirchen- und Schulweſens übernahm, durch ſeine Shakeſpeare-Studien aber auch auf einem ihm ſonſt fernliegenden Gebiete eine hervorragende Leiſtung vollbrachte.

Als mir beſonders lieb geworden muß ich die Baiern Hans v. Raumer aus Dinkelsbühl, der ſich trotz ſeines jugendlichen Alters wacker und ſtandhaft zur gemäßigten Partei hielt und deshalb von der Linken gründlich gehaßt wurde, und Adolf v. Zerzog aus Regensburg nennen, der unter einem vielleicht etwas knorrig erſcheinenden Aeußeren ein ebenſo originelles als gemüthvolles Weſen barg, das insbeſondere in den Zeiten, in denen der klägliche Zuſtand der politiſchen Verhältniſſe uns tief darnieder drückte, eine ermuthigende Stütze, an der man ſich aufrichtete, und gleichzeitig einen erquickenden Born darbot, an dem man ſich erfriſchte.

Wenn ich noch den Schleswiger Francke, den Hamburger Profeſſor Wurm und die beiden Leipziger, den Bürgermeiſter Koch und den Profeſſor Karl Biedermann hier aufzähle, welch Letzterer eines der eifrigſten und einflußreichſten Mitglieder unſeres Clubs war, ſo bleibt mir nur noch hinzuzufügen, daß ihm auch mehrere Oeſterreicher, wie Rößler und Renger aus Böhmen, Ignaz Kaiſer aus

Wien und endlich der zwar in Preußisch-Schlesien geborne, aber in Böhmen gewählte Heinrich Laube, der später in Wien heimisch gewordene Director unseres Burgtheaters als emsige Mitglieder angehörten.

Fast täglich brachte ich wenigstens die späteren Stunden des Abends, wenn Frau und Kind zur Ruhe gegangen waren, in dem Kreise dieser Männer in anregender Besprechung der parlamentarischen Angelegenheiten zu. Im Verkehre mit ihnen konnte man seine eigenen Ansichten klären und dabei lernen, sie in maßvoller Form, aber doch auch wieder mit Nachdruck zu vertreten. Denn Niemand kam es in den Sinn, das, wofür er selbst gestimmt war, Anderen als Richtschnur auferlegen zu wollen. Jede, auch die schüchternste Stimme wurde wohlwollend angehört und nach ihrem inneren Werthe bemessen, so daß auch Aengstliche und minder Redegewandte sich bald heimisch fühlten in dem Club und immer mehr ihre frühere Scheu ablegten, ihren Meinungen offenen Ausdruck zu geben.

Eine hochwillkommene Erholung von den Aufregungen der Tage des Aufstandes in Frankfurt gewährten uns zwei wirklich köstliche Ausflüge, von denen wir den einen Sonntags den 1. October nach Heidelberg, den zweiten aber, und zwar mit Benützung des darauffolgenden Sonntags, nach Mainz und von da auf dem Rheine bis Köln, beide bei herrlichstem Herbstwetter unternahmen. Von Heidelberg, wohin uns meine Freunde Graf Ferdinand Rothkirch, der als einfacher Reisender, und Eduard v. Hayden begleiteten, welcher als Abgeordneter eines oberösterreichischen Wahlbezirkes in Frankfurt anwesend war, bestiegen wir den Königsstuhl und genossen von dort die weite Aussicht über Neckar und Rhein und die benachbarten, reich bewaldeten

Bergkuppen. Genußreicher noch war die Fahrt rheinabwärts bis Köln, wo wir den damals freilich noch unvollendeten Dom doch gar sehr bewunderten. Auch die Rückfahrt machten wir, da es den Rhein entlang nur die Eisenbahn zwischen Köln und Bonn gab, von dieser letzteren Stadt an mit dem Dampfschiffe, jedoch mit mehreren Unterbrechungen, von denen die eines Rittes auf den Drachenfels die lohnendste war. Ich hatte mein kleines Töchterchen vor mir auf dem Pferde, meine Frau folgte zu Esel, und wir waren entzückt von der herrlichen Aussicht über den mächtigen Strom und die anmuthigen Rebengelände, die ihn umkränzen, die Städte, Dörfer und Schlösser, welche jene reizvollen Gegenden schmücken und beleben. Nachdem wir noch Schloß Stolzenfels besucht, trafen wir am Morgen des 9. October wieder in Frankfurt ein, wo bald Alles durch die erschreckenden Nachrichten aus Wien über den Ausbruch einer Revolution, welche durch die frevelhafte Ermordung des Kriegsministers Latour in so bluttriefender Weise inaugurirt worden war, in die höchste Aufregung gerieth.

Die österreichischen Angelegenheiten.

In der Sitzung der Nationalversammlung vom 12. October kamen die Wiener Ereignisse zum ersten Male öffentlich zur Sprache. Einer der österreichischen Abgeordneten, Johann Nep. Berger, schon damals hervorragend an Geist und Talent, aber einer politischen Richtung angehörend, welche sich von der meinigen gar sehr unterschied, stellte den von ihm als dringlich bezeichneten Antrag, die Versammlung möge in Erwägung der großen Verdienste, welche die Majorität des Wiener Reichstages und die heldenmüthigen Demokraten dieser Stadt in Bekämpfung der Reaction, der verrätherischen Minister und der freiheitsmörderischen Camarilla an den Tag legten, erklären, dieselben hätten sich um das Vaterland wohlverdient gemacht.

Der, ich kann ihn nicht anders bezeichnen, trivialrevolutionäre Jargon, in welchem dieser Antrag abgefaßt war, zeigt wohl am besten, wie weit sich zu jener Zeit sogar Männer von einer so außergewöhnlichen Begabung wie Berger durch ihre Leidenschaftlichkeit fortreißen ließen. Natürlich stimmte ich mit der Majorität gegen diesen Antrag, worauf ihn Berger mit der an und für sich nicht unrichtigen Bemerkung zurückzog, daß derselbe nur dann

irgendwelchen Werth beſitze, wenn er als dringlich erkannt werde. Verweigere ihm die Nationalverſammlung dieſe Anerkennung, dann werde wenigſtens die Partei, welche mit dem Aufſtande ſympathiſire, als ſolche ihr Urtheil ausſprechen, und er wiſſe nicht, ob dies dem Parlamente angenehm ſein werde.

Wie ſich ſehr bald herausſtellte, war in den Worten Berger's, die Linke werde als Partei ihr Urtheil über die Wiener Ereigniſſe kundthun, die Andeutung des Entſchluſſes derſelben enthalten, Abgeordnete aus ihrer Mitte nach Wien zu ſenden, um den dortigen Aufſtändiſchen die Gutheißung ihres Verfahrens zu überbringen und ſie anzueifern zu unerſchütterlichem Feſthalten an demſelben. Robert Blum und Julius Fröbel bildeten die Deputation der Frankfurter Linken; ihnen ſchloſſen ſich die beiden Oeſterreicher Hartmann und Trampuſch freiwillig an.

Nachdem in dieſer und den nächſten Sitzungen eine ziemlich große Anzahl faſt ausſchließlich von der Linken ausgehender Anträge, die ſich auf die Wiener Ereigniſſe bezogen, von der Majorität regelmäßig abgelehnt worden war, gelangte endlich in der Sitzung vom 17. October ein ſolcher, den der Abgeordnete Zell geſtellt hatte, zur Annahme. Es wurde darin begehrt, eine Commiſſion niederzuſetzen, welche aus fünfzehn Mitgliedern zu beſtehen habe und zu beauftragen ſei, über die eingebrachten Anträge und insbeſondere über das, was zur Wahrung der deutſchen Intereſſen in Oeſterreich geſchehen ſolle, zu berichten und die geeigneten Vorſchläge zu erſtatten.

Nach der für das Frankfurter Parlament beſtehenden Geſchäftsordnung wurden die von ihm niederzuſetzenden Commiſſionen nicht von der Verſammlung ſelbſt, ſondern

von den fünfzehn Abtheilungen gewählt, in die sie zerfiel, und den Clubs, die überhaupt als solche von dem Parlamente ganz ignorirt wurden, stand hierauf gar keine Einwirkung zu. Die Abtheilungen aber waren blos durch den Zufall der Verlosung zusammengewürfelt, dem es daher auch einzig und allein zuzuschreiben war, daß in der einen die conservativere, in der andern die radicalere Anschauung vorherrschte und ihr gemäß auch gewählt wurde. In meiner Abtheilung, der vierten, hatte die erstere Richtung das Uebergewicht, und ich durfte es als einen Beweis des Vertrauens meiner Gesinnungsgenossen betrachten, daß ihre Wahl jetzt auf mich fiel. Außer mir wurden noch fünf Oesterreicher, Sommaruga und Kaiser aus Wien, Weiß aus Salzburg, Reitter aus Prag und Pattai aus Graz in diesen Ausschuß entsendet. Aus Baiern waren fünf Mitglieder in demselben, der damalige Minister Beisler, die zwei späteren Minister Freiherr v. Schrenck und Neumayr, endlich Kirchgeßner aus Würzburg und Zenetti aus Landshut. Die vier Norddeutschen aber waren der Königsberger Professor Schubert, mein Clubgenoß Francke aus Schleswig, Venedey aus Köln und ein Herr Löw aus Posen. Beisler wurde zum Vorsitzenden, Schubert zu dessen Stellvertreter und Venedey zum Schriftführer gewählt.

Mit großer Befriedigung konnte ich schon aus der Zusammensetzung dieses Ausschusses erkennen, daß die entschiedene Majorität desselben dem Wiener Aufstande sehr ungünstig gesinnt war. Bei aller Mißbilligung, ja Verdammung desselben verhehlten wir uns jedoch nicht, daß sowohl die deutsche Centralgewalt als auch die Nationalversammlung den in Oesterreich vor sich gehenden Ereignissen ganz ohnmächtig gegenüberstand. An eine that-

irgendwelchen Werth beſitze, wenn er als dringlich erkannt werde. Verweigere ihm die Nationalverſammlung dieſe Anerkennung, dann werde wenigſtens die Partei, welche mit dem Aufſtande ſympathiſire, als ſolche ihr Urtheil ausſprechen, und er wiſſe nicht, ob dies dem Parlamente angenehm ſein werde.

Wie ſich ſehr bald herausſtellte, war in den Worten Berger's, die Linke werde als Partei ihr Urtheil über die Wiener Ereigniſſe kundthun, die Andeutung des Entſchluſſes derſelben enthalten, Abgeordnete aus ihrer Mitte nach Wien zu ſenden, um den dortigen Aufſtändiſchen die Gutheißung ihres Verfahrens zu überbringen und ſie anzueifern zu unerſchütterlichem Feſthalten an demſelben. Robert Blum und Julius Fröbel bildeten die Deputation der Frankfurter Linken; ihnen ſchloſſen ſich die beiden Oeſterreicher Hartmann und Trampuſch freiwillig an.

Nachdem in dieſer und den nächſten Sitzungen eine ziemlich große Anzahl faſt ausſchließlich von der Linken ausgehender Anträge, die ſich auf die Wiener Ereigniſſe bezogen, von der Majorität regelmäßig abgelehnt worden war, gelangte endlich in der Sitzung vom 17. October ein ſolcher, den der Abgeordnete Zell geſtellt hatte, zur Annahme. Es wurde darin begehrt, eine Commiſſion niederzuſetzen, welche aus fünfzehn Mitgliedern zu beſtehen habe und zu beauftragen ſei, über die eingebrachten Anträge und insbeſondere über das, was zur Wahrung der deutſchen Intereſſen in Oeſterreich geſchehen ſolle, zu berichten und die geeigneten Vorſchläge zu erſtatten.

Nach der für das Frankfurter Parlament beſtehenden Geſchäftsordnung wurden die von ihm niederzuſetzenden Commiſſionen nicht von der Verſammlung ſelbſt, ſondern

Wohlweislich war dabei jede Andeutung verschwiegen, wie Schmerling es hätte anfangen sollen, den Fürsten Windischgrätz seiner Stellung als nur dem Kaiser verantwortlicher Obercommandant der Wien näher und näher bedrängenden Truppen zu entsetzen oder ihn dem Wiener Reichstage unterzuordnen.

Ehe jedoch trotz aller Beschleunigung der im Sinne der Majorität des Ausschusses von Professor Schubert verfaßte Bericht der Nationalversammlung gedruckt vorgelegt und von ihr zur Discussion gebracht werden konnte, begann im Schooße derselben, und zwar schon am 19. October die Berathung über die Deutschland zu gebende Reichsverfassung. In den Paragraphen 2 und 3 waren die Bestimmungen enthalten, welche den Kernpunkt des zukünftigen Verhältnisses Oesterreichs zu Deutschland betrafen. Der Paragraph 2 lautete: „Kein Theil Deutsch„lands darf mit nichtdeutschen Ländern zu einem Staate „vereinigt sein.“ Und Paragraph 3 setzte hinzu: „Hat ein „deutsches Land mit einem nichtdeutschen Lande dasselbe „Staatsoberhaupt, so ist das Verhältniß zwischen beiden „Ländern nach den Grundsätzen der reinen Personalunion „zu ordnen.“

Es läßt sich nicht leugnen, daß die Paragraphe 2 und 3 nichts Anderes waren als die streng logische Festhaltung jenes starren Einheitsgedankens, von welchem der ganze Verfassungsentwurf ausging. Aber eben so wenig konnte der ruhig Ueberlegende daran zweifeln, daß eine Unterordnung Oesterreichs unter diese Bestimmungen eine Unmöglichkeit sei. Wie konnte der Fortbesitz der italienischen Provinzen der Monarchie, für welche soeben Radetzky so siegreich gestritten hatte, wie derjenige Galiziens auf die

Länge aufrecht erhalten werden, wenn dieſe Länder künftighin mit den deutſchen Stammlanden Oeſterreichs nur durch das loſe Band einer reinen Perſonalunion verknüpft ſein ſollten? Und ſelbſt was Ungarn betraf, ſo beſtand damals noch nicht das gegenwärtige dualiſtiſche Verhältniß zu demſelben, welches noch immer weit innigere Beziehungen zwiſchen den beiden Hauptbeſtandtheilen der Monarchie zuläßt, als ſie mit der reinen Perſonalunion vereinbarlich wären. Dies klar zu erkennen, bedurfte Mühlfeld, einer der wenigen Oeſterreicher, der Sitz und Stimme im Verfaſſungsausſchuſſe beſaß, nicht jenes ſcharf unterſcheidenden Verſtandes, den Jeder von uns an ihm kannte. Darum hatte er mit vier anderen, gleich ihm der Rechten angehörigen Genoſſen zu Paragraph 2 ein Minoritätserachten eingebracht, welches folgendermaßen lautete:

„Inſofern die eigenthümlichen Verhältniſſe Oeſterreichs „die Ausführung dieſes Paragraphen 2 und der daraus „abgeleiteten Paragraphen nicht zulaſſen, ſoll die angeſtrebte „Macht Deutſchlands im größtmöglichen Maße durch den „innigſten Anſchluß Oeſterreichs an Deutſchland im Wege „des völkerrechtlichen Bündniſſes zwiſchen der Reichsgewalt „und der öſterreichiſchen Regierung erzielt werden.“

Wer dieſen Antrag Mühlfeld's mit einiger Aufmerkſamkeit lieſt, wird leicht begreifen, daß er mir und mit mir wohl auch ſo manchem anderen Oeſterreicher nicht viel annehmbarer erſchien als die Paragraphe 2 und 3. Zwar beugte er, und das entſprach vollſtändig meinem Sinne, einer etwaigen Zerreißung Oeſterreichs vor, welche die Einführung der Perſonalunion zwiſchen ſeinen deutſchen und nichtdeutſchen Ländern unſtreitig hätte nach ſich ziehen müſſen. Aber er gerieth nach der anderen Seite hin in

ein ebenfalls zu vermeidendes Extrem, indem er die Ausscheidung Oesterreichs aus dem neu zu gründenden deutschen Bundesstaate und ein blos völkerrechtliches Bündniß, eine bloße Allianz zwischen diesem und Oesterreich in Aussicht stellte. Wenn ich auch schon damals, ich möchte sagen, mir selbst eingestehen mußte, daß es vielleicht dereinst hierauf hinauskommen werde, so durften nach meiner Meinung doch nicht gerade wir, die österreichischen Abgeordneten welche zur Zustandebringung des Einigungswerkes nach Frankfurt gekommen waren, ein solches Trennungswort zuerst und aus eigenem Antriebe aussprechen. Es hätte keine andere Wirkung zu äußern vermocht, als daß, wenn wir überhaupt die rechtlichen Consequenzen unserer eigenen Beschlußfassung hätten ziehen wollen, uns nichts übrig geblieben wäre, als das Parlament zu verlassen und es den dort zurückbleibenden Deputirten aus den übrigen deutschen Ländern anheimzustellen, über die zukünftige Gestaltung Deutschlands allein zu beschließen und sie ohne uns zu ordnen. Denn über die völlige Unanwendbarkeit der Paragraphe 2 und 3 auf Oesterreich konnte, obgleich sehr viele und unter ihnen auch namhafte Oesterreicher auf der Linken des Parlamentes sich mit einer Art Leidenschaftlichkeit für dieselben aussprachen, für einen nur halbwegs politisch denkenden Kopf kein Zweifel obwalten.

Unsere Aufgabe bestand daher, so wie ich sie wenigstens ansah, zunächst darin, entweder die Paragraphe 2 und 3, und da auch nicht die geringste Aussicht auf deren Verwerfung vorhanden war, wenigstens das Mühlfeld'sche Minoritätserachten zum Falle zu bringen und das letztere durch eine Fassung zu ersetzen, durch welche einerseits jeder künftigen Zerreißung der österreichischen Monarchie vor-

gebeugt und es ihr doch auch andererſeits wieder möglich gemacht würde, mit ihren deutſchen Ländern in dem deutſchen Bundesſtaate zu verbleiben. So tief war ich von dieſem Gedanken und von der Erkenntniß meiner Pflicht durchdrungen, für deſſen Verwirklichung Alles zu thun, was nur immer in meiner Macht ſtand, daß ich mit meinem politiſchen und perſönlichen Freunde, meinem Landsmanne Joſeph v. Würth aus Wien ein Amendement zu den Paragraphen 2 und 3 einbrachte, welches folgendermaßen lautete:

„Die durch die eigenthümlichen Verhältniſſe Oeſter„reichs geforderten Modificationen dieſer Beſtimmungen „bleiben einer ſpäteren Beſchlußfaſſung von Seite der Na„tionalverſammlung vorbehalten.“

Um dem Parlamente die Nothwendigkeit, ſich in dieſer Sache nicht allzu früh von vorgefaßten Meinungen zu übereilten Beſchlüſſen fortreißen zu laſſen, recht eindringlich zu Gemüth zu führen, faßte ich den mir nicht leicht fallenden Entſchluß, für meine Anſchauungen vor ihm einzutreten mit meiner Perſon und im Sinne meiner Ueberzeugung zum erſten Male öffentlich zu ſprechen.

Der 20. October war der für mich immerhin bedeutſame Tag, an welchem ich an die Ausführung dieſes Vorſatzes ſchritt. Wer nicht in völliger Unkenntniß der parlamentariſchen Dinge ſich befindet, wird von vorneherein zugeben, daß es für einen Neuling, insbeſondere wenn er einer ſchon ſeit längerer Zeit tagenden, überaus zahlreichen und einerſeits ebenſo redeluſtigen als andererſeits redeſatten Verſammlung beitritt, ungemein ſchwer iſt, ſich eine nur einiger Maßen beachtete Stellung in derſelben zu erringen. Iſt noch überdies, wie es bei mir der Fall war,

ſein Name ganz unbekannt, indem er gar keine, auch nicht die geringſte Leiſtung aufzuweiſen hat, welche ihm irgendwelche Aufmerkſamkeit zuzuwenden geeignet wäre, ſo wird er faſt an der Möglichkeit verzweifeln müſſen, ſich eine ſolche ſelbſt zu erzwingen.

Sehr viel kommt hiebei auch auf den ganz zufälligen Umſtand an, nach welchem Redner man an die Reihe des Sprechens gelangt. Hat ſoeben Jemand geendigt, der es verſtand, die Aufmerkſamkeit der Zuhörer zu feſſeln, ja vielleicht auf den Schwingen ſeiner Beredſamkeit ſein Auditorium mit ſich fortzureißen und entweder deſſen begeiſterte Zuſtimmung zu erlangen oder es zu ſtürmiſchem Widerſpruche zu reizen, dann kann der folgende Redner, wenn man ihn noch nicht kennt und ſich keine ebenbürtige Leiſtung von ihm erwartet, ſich getroſt darauf gefaßt machen, daß ſeine Worte in der Unruhe und der Bewegung, welche die vorhergegangene Rede in die Verſammlung geworfen hat, unbeachtet verhallen werden. Waren aber die bisherigen Redner nicht im Stande geweſen, die Zuhörer in dem einen oder in dem anderen Sinne zu erwärmen, dann werden ſie vielleicht auch dem Neuling mit einigem Intereſſe entgegenſehen und geneigter als ſonſt ſein, ihm Aufmerkſamkeit zu ſchenken.

So wie früher in der kleinen und verhältnißmäßig unſcheinbaren Verſammlung in Neunkirchen, ſo war ich jetzt in der bei weitem zahlreichſten und anſehnlichſten, welcher ich jemals angehörte, der in der Paulskirche vom Glücke begünſtigt. Die Debatte über die Paragraphe 2 und 3, welcher Alles in höchſter Spannung entgegenſah, wurde durch den Abgeordneten Fritſch, einen höheren Verwaltungsbeamten aus Oberöſterreich, einen ſehr ehren-

gebeugt und es ihr doch auch andererſeits wieder möglich gemacht würde, mit ihren deutſchen Ländern in dem deutſchen Bundesſtaate zu verbleiben. So tief war ich von dieſem Gedanken und von der Erkenntniß meiner Pflicht durchdrungen, für deſſen Verwirklichung Alles zu thun, was nur immer in meiner Macht ſtand, daß ich mit meinem politiſchen und perſönlichen Freunde, meinem Landsmanne Joſeph v. Würth aus Wien ein Amendement zu den Paragraphen 2 und 3 einbrachte, welches folgendermaßen lautete:

„Die durch die eigenthümlichen Verhältniſſe Oeſter„reichs geforderten Modificationen dieſer Beſtimmungen „bleiben einer ſpäteren Beſchlußfaſſung von Seite der Na„tionalverſammlung vorbehalten.“

Um dem Parlamente die Nothwendigkeit, ſich in dieſer Sache nicht allzu früh von vorgefaßten Meinungen zu übereilten Beſchlüſſen fortreißen zu laſſen, recht eindringlich zu Gemüth zu führen, faßte ich den mir nicht leicht fallenden Entſchluß, für meine Anſchauungen vor ihm einzutreten mit meiner Perſon und im Sinne meiner Ueberzeugung zum erſten Male öffentlich zu ſprechen.

Der 20. October war der für mich immerhin bedeutſame Tag, an welchem ich an die Ausführung dieſes Vorſatzes ſchritt. Wer nicht in völliger Unkenntniß der parlamentariſchen Dinge ſich befindet, wird von vorneherein zugeben, daß es für einen Neuling, insbeſondere wenn er einer ſchon ſeit längerer Zeit tagenden, überaus zahlreichen und einerſeits ebenſo redeluſtigen als andererſeits redeſatten Verſammlung beitritt, ungemein ſchwer iſt, ſich eine nur einiger Maßen beachtete Stellung in derſelben zu erringen. Iſt noch überdies, wie es bei mir der Fall war,

Stimmen gelenkt hatten und durch ihn in der National-versammlung vertreten sein wollten.

Trotz der schweren Mißhandlung, die er hatte erdulden müssen, blieb Eisenmann doch auch im Parlamente seiner stets bewährten constitutionell-monarchischen Gesinnung treu. Aber der kleine, bewegliche, blaß und kränklich aussehende Mann brachte eine solche Menge von Sonderbarkeiten in die Paulskirche mit, daß der Einfluß, der ihm schon in Folge seiner Antecedentien leicht hätte zufallen können, immer geringer und schließlich völlig verscherzt wurde. Dennoch hörte man ihm allzeit gern und aufmerksam zu, sowohl aus Achtung vor ihm, als weil er gewöhnlich Argumente vorbrachte, welche die Leute zwar nicht überzeugten, aber doch unterhielten.

Ein Gleiches war auch jetzt wieder der Fall. Eisenmann sprach ohne Zweifel so manches Beherzigenswerthe aus, aber die Art, wie er es vorbrachte, vernichtete wieder die Wirkung desselben. Er hatte sich immer als enthusiastischer Bewunderer der Ungarn hingestellt und war darin so weit gegangen, daß er, was in der deutschen Nationalversammlung einen wirklich komischen Eindruck hervorbrachte, sogar einen ungarisch verschnürten Rock, eine Art Attila trug. Wurde er wegen dieser stets von ihm zur Schau getragenen lebhaften Sympathien für Ungarn und alles Ungarische schon von vorneherein etwas verspottet, so kann man wohl denken, daß in einem Augenblicke, in welchem die Ungarn im Anzuge gegen Wien waren, um den Aufständischen Hilfe zu bringen, mir und sehr vielen Mitgliedern des Centrums und der Rechten das enthusiastische Lob der Ungarn aus Eisenmann's Munde nicht gerade willkommen war. Und neben manchem Wahren, was er

über die geschehene Sanctionirung der ungarischen Verfassung von 1848 und über die hieraus hervorgehende Verpflichtung, dieselbe auch zu beobachten, sagte, brachte er doch wieder ganz unglaubliche Paradoxen vor. So behauptete er, die pragmatische Sanction sei erst vor vier Wochen entdeckt worden, und gar nichts hindere daran, sie gleich anderen vergilbten Papieren unter den Tisch zu werfen. Er hob die vermeintliche Undankbarkeit Oesterreichs gegen die Ungarn hervor, welche dereinst durch ihr „Moriamur!“ Oesterreich gerettet hätten. Nachdem er noch sehr Vieles über Ungarn und manches Andere gesprochen und die Preußen auf der Rechten durch die Behauptung geärgert hatte, wenn ein Mann, der die Sympathien Süddeutschlands nicht besäße, zum Oberhaupte Deutschlands gewählt werden sollte, so würde dies alle Schrecken des blutigsten Bürgerkrieges heraufbeschwören, behauptete er plötzlich, es sei gar nicht so schwer, in Gemäßheit der Paragraphe 2 und 3 die Einverleibung der deutschösterreichischen Länder in Deutschland herbeizuführen. Hätte das Parlament vor vier Wochen die Sache in die Hand genommen, so wäre es zu keinem Flintenschusse gekommen.

„Es gibt in Oesterreich auch gescheidte Leute,“ sagte nun Eisenmann, und da er mit diesen Worten die laute Heiterkeit der Versammlung erregte, so wiederholte er sie selbstgefällig noch ein zweites und sogar ein drittes Mal, so daß immer noch stärker gelacht wurde. Das heißt, fügte er jetzt erklärend hinzu, in den oberen Regionen gebe es in Oesterreich gescheidte Leute, welche recht gut wissen, wie weit man gehen dürfe und wie weit nicht. „Fürst „Metternich war nie mein Mann,“ fuhr er wörtlich fort, „aber die Meinung habe ich von ihm, daß, wenn er noch

„das Ruder in den Händen hätte, Manches nicht geſchehen „wäre, was in neueſter Zeit geſchehen iſt.“

So draſtiſch war die Komik dieſer Worte, daß ſie ſchallendes Gelächter erregten, welches noch forttönte, als Eiſenmann ſeine Rede mit den Worten ſchloß: „Erringen „Sie zuerſt das einige deutſche Reich, das Andere will „Alles folgen.“

Hochklopfenden Herzens betrat ich nun auf Gagern's Ruf die Tribüne. Ich hatte mir das, was ich ſagen wollte, ſorgfältig zurechtgelegt, aber mir vorbehalten, auf dasjenige improviſirend zu antworten, was etwa ſchon von entgegengeſetzter Seite gegen meine Anſchauung vorgebracht worden wäre und zur Widerlegung herausfordern würde. Glücklicher Weiſe bot mir Eiſenmann's Rede reichlichen Stoff hiezu dar. Ich begann damit, daß ich mich gleichſam der Verſammlung als neugewählt und deshalb erſt vor Kurzem aus Oeſterreich angekommen vorſtellte. Ich folgerte hieraus, daß ich die Berechtigung in Anſpruch nehmen dürfe, die dortige Stimmung genau zu kennen, welche ſich dahin zuſammenfaſſen laſſe, daß der Deutſchöſterreicher deutſch ſein und bleiben, daß er aber auch Oeſterreich nicht vernichten laſſen, daß er das Fortbeſtehen Oeſterreichs in und mit Deutſchland wolle. Das ſei keineswegs Particularismus, ſondern wir giengen von der Ueberzeugung aus, daß eine Zerreißung Oeſterreichs für Deutſchland ſelbſt die nachtheiligſten Folgen nach ſich ziehen müſſe. Die Entſtehung ganz ſelbſtſtändiger ſlaviſcher oder magyariſcher Staaten an der Oſtgrenze Deutſchlands könnte dem Letzteren nur zum Verderben gereichen. Dieſer Satz aber gab mir den erwünſchten Anlaß, mich direct gegen die Ausführungen Eiſenmann's zu wenden. Vor Allem hob ich hervor, wie thöricht es

ſei, die pragmatiſche Sanction als ein vergilbtes Pergament betrachten zu wollen, welche man durch ein „unter den Tiſch werfen“ einfach vernichten könne. Sie ſei vielmehr durch ein mehr als ein Jahrhundert langes Zuſammenleben der betreffenden Völker übergegangen in das Mark der Oeſterreicher, und man würde ſie gar nicht beſeitigen können, ohne deren wichtigſte Intereſſen aufs Schwerſte zu kränken.

Tief habe mich, fuhr ich fort, der Vorwurf des Undankes verletzt, welchen Eiſenmann gegen die Oeſterreicher wegen ihrer Haltung gegen Ungarn erhoben habe. Ich wolle nicht entſcheiden, welches der beiden Länder dem anderen zu größerem Danke verpflichtet ſei, ob Ungarn den Oeſterreichern für die Rettung aus den Händen der Türken, ob Oeſterreich den Ungarn für den Beiſtand in dem öſterreichiſchen Erbfolgekriege, in dem ſiebenjährigen Kriege und in den Feldzügen gegen Frankreich. Aber das Entſcheidende liege ja darin, daß die damaligen Ungarn ſich gerade dadurch, daß ſie für dieſe pragmatiſche Sanction, die man heute als vergilbtes Pergament zu bezeichnen wagt, ihre Streitroſſe zäumten und ihre Schwerter zogen, das Gegentheil von dem Verfahren der jetzigen Ungarn thaten und für Oeſterreichs Untheilbarkeit ſtritten. Wären die jetzigen Ungarn, welche nun feindlich gegen die Streitkräfte des Kaiſers heranrückten, dadurch nicht in entſchiedenen Widerſpruch zu den Handlungen ihrer Väter getreten, welche das berühmte „Moriamur!“ ausriefen, ſo würden auch wir Oeſterreicher nicht abgelaſſen haben von der alten Liebe, der alten Dankbarkeit, die wir für ſie gehegt.

Nichts ermuthigt einen Redner, und ſchon gar einen Neuling im Sprechen mehr, als wenn er gewahr wird,

daß er nicht nur Aufmerksamkeit, sondern Zustimmung, ja sogar Beifall findet. Ohne jegliche Selbstüberhebung darf ich es wahrheitsgetreu sagen, daß dieselbe Versammlung, welche kurz vorher den armen Fritsch gar nicht ausreden lassen wollte, welche die Worte Eisenmann's mit lautem Gelächter begleitete, nun viel stiller geworden war, und daß mir Alles, sogar die Linke mit gespannter Aufmerksamkeit zuhörte. Als ich aber auf das Verhältniß Oesterreichs zu Ungarn, auf die pragmatische Sanction zu reden kam, als ich endlich den Vorwurf der Undankbarkeit zurückwies, da wurden die Zurufe der Worte „sehr gut", „Bravo" und ähnliche Zustimmungs- und Beifallsäußerungen immer häufiger und immer lauter und lauter, ja sie blieben mir bis an das Ende meiner noch ziemlich langen Rede gleichmäßig treu.

Ich legte im Verlaufe derselben hauptsächlich die unermeßlichen Vortheile dar, welche gerade für Deutschland aus dem Verbleiben Oesterreichs in dem deutschen Bundesstaate hervorgehen müßten. Ich wies auf die Nothwendigkeit hin, die Donau der deutschen Schiffahrt offen zu erhalten, um auf dem unteren Stromlaufe derselben den Uebergriffen Rußlands, wie ja allseitig gefordert werde, energisch entgegentreten zu können. Der ungeheuren Schwächung that ich Erwähnung, welche die deutsche Wehrkraft durch die Loslösung der österreichischen Heeresmacht unleugbar erdulden müßte. Dringend legte ich es der Versammlung ans Herz, wenn sie schon durchaus die Paragraphe 2 und 3 annehmen wolle, ihnen eine Bestimmung hinzuzufügen, durch welche in Bezug auf Oesterreich die ganz unabweislichen Modificationen derselben in Aussicht gestellt würden. Mit der gleichen Entschiedenheit aber erklärte ich mich auch gegen

das von dem Abgeordneten v. Mühlfeld eingebrachte Minoritätserachten. Wie könnte ich, der ich hieher geſandt wurde, um die Ausdehnung der deutſchen Reichsverfaſſung auf die deutſchöſterreichiſchen Länder zu erzielen, für einen Satz ſtimmen, der dadurch, daß er von einem völkerrechtlichen Bunde Oeſterreichs mit Deutſchland ſpricht, unſer gemeinſames Vaterland in zwei Theile zerſchneiden, und wenn angenommen, das unverweilte Ausſcheiden der öſterreichiſchen Abgeordneten aus der Nationalverſammlung zur nothwendigen Folge haben müßte? Denn wie könnten wir Oeſterreicher noch länger in dem Parlamente eines Volkes ſitzen, das weiter nichts mit Oeſterreich zu thun habe, als völkerrechtliche Verträge mit ihm abzuſchließen?

Mit einer erneuerten lebhaften Befürwortung meines Zuſatzantrages zu den Paragraphen 2 und 3 führte ich endlich meine Rede zum Schluſſe. Und hinſichtlich dieſes einzigen Punktes mit Eiſenmann übereinſtimmend, beſtritt ich der Verſammlung das Recht, durch einfache Annahme dieſer Paragraphe Oeſterreich aus Deutſchland zu verdrängen. Wer es gut meine mit Deutſchland, müſſe Alles daran ſetzen, um ihm das ſchönſte, das herrlichſte ſeiner Länder, um ihm Oeſterreich zu erhalten.

Nachdem noch mehrere Redner nach mir, Jeder ohne ſonderliche Wirkung geſprochen, hielt Giskra für die Paragraphe 2 und 3 eine ſeiner geprieſenſten Reden, die mir wie ein Brillantfeuerwerk vorkam, voll ſprühenden Schimmers, reich an blendenden Raketen, aber auch ohne jeden greifbaren Kern. Um ſie näher zu charakteriſiren, ſetze ich nur die ſtürmiſch beklatſchte Schlußphraſe her: „Kein Oeſter„reich, kein Preußen ſoll es ſein und werden, und wenn „auch darum alle Kronen ihren Glanz verlieren und alle

„Throne ſtürzen ſollten.“ Daß die Linke und die Galerien dieſen Worten frenetiſch zujubelten, wird wohl als ſelbſtverſtändlich angeſehen werden dürfen.

Bei aller Beſcheidenheit kann ich doch ſagen, daß die Lorbeern dieſes Tages zwiſchen Giskra und mir getheilt wurden. Aber ſehr gern geſtehe ich auch zu, daß die ihm geſpendeten Beifallszeichen und Lobeserhebungen nicht nur wegen ſeiner unſtreitig viel größeren rhetoriſchen Begabung, ſondern auch noch aus anderen Gründen bei weitem lauter und zahlreicher als diejenigen waren, die mir zu Theil wurden. Lauter, oder beſſer geſagt, lärmender deshalb, weil ſie von der Linken ausgingen, die in derlei Kundgebungen unendlich viel ſtürmiſcher war als die etwas phlegmatiſche Rechte, und weil außerdem der größere Theil des Publicums, insbeſondere der Galerie für ihn lebhaft Partei nahm. Und darum war auch die Zahl der Beifallsſpender bei ihm viel anſehnlicher als bei mir, indem ja auch der überwiegende Theil der Rechten, die ungemein ſtarke Partei, welche auf die Einſetzung des preußiſchen Erbkaiſerthums hinſteuerte, meinen Standpunkt nicht theilte. Dennoch fand ich auch in ihren Reihen gar manchen wohlwollenden Beurtheiler, und ich möchte zum Beweiſe deſſen nur die Worte hier anführen, welche mir während der ſpäteren Zeit meines Aufenthaltes in Frankfurt ein Mann, auf deſſen Zeugniß ich mir nicht wenig einbilden durfte, Georg v. Vincke, in mein Album ſchrieb.

„Sie haben uns,“ ſo lauten dieſe Worte, „zuerſt in „der Paulskirche ein Beiſpiel gegeben, daß ein Oeſterreicher „wahr und warm und begeiſtert reden kann für ſein ruhm„würdiges Vaterland, für dies Oeſterreich

„„an Siegen und an Ehren reich““

„daß er vor allem Anderen ein Oeſterreicher ſein und doch „auch die Ueberzeugung derer ehren und anerkennen kann, „die an Deutſchlands Zukunft und Größe neben und im „innigſten Bunde mit Oeſterreich glauben.

„Möge es uns vergönnt ſein, den Tag zu erleben, „wo dieſer Zwieſpalt ehrlicher Meinungen im Einklange „der Geſinnungen verſchwindet, wo das alte Loſungswort: „„Hie Welf, hie Waiblinger““ innerhalb wie außerhalb der „Paulskirche ſeinen Klang verliert, und wo dem deutſchen „Volke wie ſeiner kaiſerlichen Regierung nur eine Aufgabe „vorſchwebt, wo es nur ein Feldgeſchrei gibt:

„„Deutſchland über Alles““

G. Vincke.“

Noch eine zweite Kundgebung der ſympathiſchen Geſinnung, die mir damals zukam, möchte ich erwähnen, weil ſie mich ganz beſonders erfreute. Sie ging von einem Manne, der gleich ſo manchem Anderen zu den politiſchen Märtyrern zählte, dem Turnvater Jahn aus, der, zu jener Zeit ſchon ſiebzigjährig, gleichfalls in der Paulskirche ſaß. In der nächſtfolgenden Sitzung, welche erſt drei Tage ſpäter, am 23. October ſtattfand, wurde mir durch einen Diener ein Billet eingehändigt, welches folgendermaßen lautete:

Paulskirche, 23. October 1848.

„Herrn Arneth.

„Ihr Name, Ihr Auftreten, Ihre ganze Erſcheinung „rief eine lange Rückerinnerung wach.

„Der Arneth, mit dem ich freundſchaftlichſt verkehrt „habe, war, wenn ich nicht ſehr irre, Münzcuſtos, und

„eine Zeit lang Führer eines jungen Grafen von Dietrich-
„ſtein.

„Ich könnte noch mehr fragen, wenn nicht dieſe Zeilen
„ohnedies ſchon um Nachſicht zu bitten hätten.

„Friedrich Ludwig Jahn.
Platz 512."

Nach dem Empfange dieſer Zeilen konnte ich, obgleich ich nicht das Mindeſte davon gewußt hatte, keinen Augenblick daran zweifeln, daß Jahn meinen Vater im Jahre 1816 in Berlin kennen gelernt und ihn in freundlicher Erinnerung behalten habe. Allſogleich eilte ich zu Jahn's Platz, um ihm die Hand zu drücken und ihm meines Dankes und meiner Verehrung zu verſichern.

Wohl Manchem meiner Leſer wird vielleicht mein Geſtändniß ein Lächeln entlocken, ich ſcheue mich aber doch nicht, es abzulegen, daß ich mich am nächſten Morgen voll Neugierde nach der Leſehalle verfügte, welche den Abgeordneten offen ſtand, um die Stimmen der Journale über meine Rede zu vernehmen. Da ich mit keinem einzigen derſelben in irgendwelcher Verbindung ſtand, konnte ein Wort des Lobes oder des Tadels mir wirklich als das Reſultat des Eindruckes erſcheinen, den meine Rede auf den betreffenden Berichterſtatter hervorgebracht hatte. Und da darf ich denn wahrheitsgetreu ſagen, daß die meiſten Journale, die mir überhaupt zu Geſicht kamen, und darunter nicht wenige, welche auf dem entgegengeſetzten Standpunkte ſich befanden, mir warme Worte der Anerkennung zollten. Von vielen derſelben wurde ich in ſo lebhaften Ausdrücken gelobt, daß mir die Beſcheidenheit verbietet, ſie hier zu wiederholen.

Ich ſchalte noch ein, daß ich auch aus meinem Wahlbezirke lebhafte Kundgebungen der Zuſtimmung zu meinen Ausführungen erhielt, die mich wahrhaft erfreuten.

In der nächſtfolgenden Sitzung wurde die Discuſſion über die Paragraphe 2 und 3 unterbrochen und der Bericht des Ausſchuſſes für die öſterreichiſchen Angelegenheiten erſtattet. Unſer Majoritätsantrag fand mit 250 gegen 166 Stimmen die Genehmigung der Verſammlung, alle in Vorſchlag gebrachten Zuſätze wurden verworfen und das Parlament ſetzte in den folgenden drei Sitzungen die Discuſſion über die Verfaſſungsparagraphe fort. Erſt nachdem im Ganzen ſechsunddreißig Abgeordnete, unter ihnen Vincke, Uhland, Heinrich Gagern, und nicht weniger als neunzehn Oeſterreicher geſprochen, die alſo mehr als die Hälfte ſämmtlicher Redner ausmachten, erfolgte am 27. October die namentliche Abſtimmung, in welcher Paragraph 2 mit 340 gegen 76, Paragraph 3 mit 316 gegen 90 Stimmen angenommen wurden. Das Amendement, das ich mit Würth eingebracht hatte und welches ſchließlich mit einem analogen des Abgeordneten Kaiſer verſchmolzen worden war, brachte es bloß auf 104 gegen 318, und Mühlfeld's Minoritätserachten gar nur auf 38 gegen 375 Stimmen. Aber mancher mannhafte Preuße, wie Vincke, Selchow und Andere hatten ſich dem von mir befürworteten Zuſatzantrage beigeſellt, wie denn auch ausnahmslos alle Oeſterreicher auf der Rechten und im rechten Centrum für denſelben ſtimmten, während ſämmtliche Oeſterreicher, welche im linken Centrum und auf der eigentlichen Linken ſaßen, vom Württemberger Hofe an bis zum Donnersberg hinab gegen ihn votirten.

So unerfreulich dieſes Ergebniß auch an und für ſich war, ſo konnte es mich doch unmöglich in ſehr große

Aufregung verſetzen, weil es, wie ja auch die Abſtimmungsziffern beweiſen, zu lang ſchon und mit vollſter Gewißheit vorhergeſehen wurde. Ja das Bewußtſein, durch mein Eintreten für mein öſterreichiſches Vaterland nach meinen beſten Kräften meine Pflicht gethan und dabei mir ſelbſt eine geachtete Stellung in der Paulskirche erworben zu haben, hätte mich unter anderen Verhältniſſen wahrſcheinlich mit großer Zufriedenheit erfüllt, wenn man in der damaligen Zeit einer ſolchen Stimmung überhaupt ſich hinzugeben vermocht hätte. Denn es waren ja gerade die Tage, in welchen in der Heimat um den Beſitz Wiens blutig gekämpft wurde, und mit äußerſter Spannung ſahen wir ſtets den uns von dort zukommenden Nachrichten entgegen. Glücklicher Weiſe waren unſere in Wien weilenden Angehörigen, mein Bruder und die Eltern und Geſchwiſter meiner Frau ſo wenig ſparſam mit ſolchen, daß wir von den übrigen Oeſterreichern, mit denen wir überhaupt Verkehr pflogen, um dieſelben beneidet wurden, daß dieſe Briefe von Hand zu Hand gingen und ich ſie ſogar regelmäßig dem Erzherzog-Reichsverweſer vorlegen ließ, der mit Nachrichten aus Wien nicht gerade reichlich verſehen war.

Selbſtverſtändlich hatte ich bald nach meiner Ankunft in Frankfurt dem Erzherzog und mit meiner Frau auch ſeiner Gemalin unſere ehrerbietigſte Aufwartung gemacht und wir waren von Beiden aufs Gütigſte bewillkommt worden. Mehrere Wochen nach der Zeit aber, in welcher wir die Nachricht von der Einnahme Wiens durch die kaiſerlichen Truppen erhielten, gewann es einen Augenblick ſogar den Anſchein, als ob ich in noch weit nähere Beziehungen zu Seiner kaiſerlichen Hoheit treten ſollte.

Als Erzherzog Johann zum deutschen Reichsverweser gewählt worden war und als solcher seinen Wohnsitz in Frankfurt aufgeschlagen hatte, stellte sich die leicht begreifliche Nothwendigkeit heraus, für ihn neben dem eigentlichen Reichsministerium eine Art von Cabinetskanzlei zu bilden. Mit der Leitung derselben wurde der österreichische Legationsrath Freiherr v. Thierry, und als derselbe im Herbste des Jahres 1848 Frankfurt verließ, der Hofrath Freiherr v. Geringer betraut, derselbe, der bald darauf als kaiserlicher Civilcommissär in Ungarn an der Seite des Fürsten Windischgrätz in weiten Kreisen bekannt wurde. Ich weiß nicht mehr mit vollster Bestimmtheit den Tag anzugeben, aber es muß etwa am 10. December gewesen sein, daß Freiherr v. Geringer in frühester Morgenstunde in meiner Wohnung erschien. Ich lag noch zu Bett, denn da ich gewöhnlich erst sehr spät von meinen Clubsitzungen heimkam, holte ich zumeist das hiedurch verursachte Versäumniß an Schlaf in den Frühstunden nach. Freiherr v. Geringer trat trotzdem bei mir ein und überraschte mich aufs Höchste durch die Nachricht, er selbst sei an das Hoflager nach Olmütz berufen und müsse unverzüglich dorthin abreisen. Ich aber sei dazu ausersehen, sein Nachfolger als Leiter der Cabinetskanzlei des Erzherzogs zu werden, und ich möge mich unverzüglich zu dem Letzteren verfügen, der mich erwarte, um das Nähere mit mir zu besprechen.

Ein Hauptmann oder Rittmeister, dem plötzlich von competenter Seite die Mittheilung gemacht wird, man stehe im Begriffe, ihn zum General zu ernennen, mag ungefähr empfinden, was bei den Worten Geringer's in mir vorging. Die Aussicht auf einen gewaltigen Sprung nach

vorwärts in meiner Carrière, auf die etwaige Vervierfachung meines Einkommens und vor Allem die mit ihr verbundene Gewißheit, nach meiner früher oder später doch nothwendigen Rückkehr nach Wien nicht wieder in die untergeordnete Amtssphäre eintreten zu müssen, aus der ich dort erst vor drei Monaten geschieden war, Alles dies zusammengenommen war ganz dazu angethan, um mich mit höchster Freude zu erfüllen. Binnen wenig Minuten war ich in den Kleidern und in ganz kurzer Zeit beim Erzherzog, der mich mit seiner gewohnten Herzlichkeit empfing. Er sagte mir, daß ich gleich bei seinem ersten Zusammentreffen mit mir einen sehr guten Eindruck auf ihn hervorgebracht habe, welcher durch meine Rede in der Paulskirche, die ihm ungemein gefallen, noch beträchtlich verstärkt worden sei. Er habe sich daher entschlossen, mir die Leitung seines Cabinetes anzuvertrauen, und hege die feste Ueberzeugung, ich würde ihm mit Treue und mit vollem Verständniß der mir zugedachten Aufgabe dienen.

Mit den lebhaftesten Ausdrücken brachte ich Seiner kaiserlichen Hoheit die Versicherung meiner tiefsten Dankbarkeit für das mir geschenkte, mich wahrhaft beglückende Zutrauen dar. Ich knüpfte hieran die Erklärung, daß ich es mir zur heiligsten Pflicht anrechnen würde, seinen Erwartungen mit der äußersten Gewissenhaftigkeit zu entsprechen. Aber ich hegte dennoch, fuhr ich fort, ein Bedenken, welches ich Seiner kaiserlichen Hoheit zur Entscheidung vorzulegen mir die Freiheit nähme. Ich sei erst vor ganz kurzer Zeit in die Paulskirche abgesendet worden, nicht um mein persönliches Glück zu machen, sondern um die Interessen und die Anschauungen meiner Wähler zu vertreten. So viel Vertrauen hätte ich bei den Letzteren

gefunden, daß ich dasſelbe um gar keinen Preis zu täuſchen vermöchte. Sie würden aber ohne Zweifel eine Art Täuſchung darin erblicken, wenn ich nach ſo kurzer Friſt ſchon den mir von ihnen angewieſenen Platz räumen würde, um für mich ſelbſt eine hervorragende und einträgliche Stellung zu erlangen. Ich könnte daher das huldvolle Anerbieten Seiner kaiſerlichen Hoheit nur annehmen, wenn mir vergönnt würde, neben der mir zugedachten amtlichen Stellung auch mein Mandat in der Paulskirche beizubehalten.

Mit unverminderter Freundlichkeit hörte der Erzherzog der Darlegung meiner Anſichten zu, nannte ſie ungemein ehrenwerth und verſicherte mich, daß er ſie nur vollkommen billigen könne. Er beſprach dann noch ſo manches die Sache ſelbſt angehendes Detail und entließ mich mit den in gütigſtem Tone geſprochenen Worten, er werde mir baldigſt die betreffenden Bureauſchlüſſel ſenden, auf daß ich ohne Zeitverluſt mein neues Amt antreten könne.

Dieſe Schlüſſel habe ich niemals erhalten.

Ich ſah den Erzherzog während der Zeit meines noch längeren Verweilens in Frankfurt nicht ganz ſelten wieder. Ich genoß die Auszeichnung, bei ihm ſpeiſen zu dürfen, und beſuchte pflichtſchuldigſt die Abendgeſellſchaften, die er gab. Er ſelbſt und ſeine Gemalin, die Gräfin von Meran, waren allzeit von unveränderter Güte für mich, aber von dem Projecte meiner Anſtellung bei ihm, das ich ſchon ſo nahe der Erfüllung geglaubt hatte, war zwiſchen uns nie mehr mit einer Silbe die Rede.

Als ich, und es war dies recht bald nach meiner Unterredung mit dem Erzherzoge, einzuſehen begann, daß das Warten auf die Bureauſchlüſſel ein vergebliches ſei,

dachte ich ernstlich über die Ursachen nach, an denen die Ausführung jenes Planes gescheitert sein mußte. Ich konnte doch nichts Anderes herausfinden, als daß ich vielleicht dem Erzherzog gegenüber mit allzu großer Lebhaftigkeit den Werth betont habe, den ich auf die Beibehaltung meines Mandates legen zu müssen glaubte. Vielleicht sei dem Erzherzoge erst später die Vereinigung beider Stellungen in einer und derselben Person als nicht wünschenswerth erschienen und er habe deshalb seine ursprüngliche Idee wieder fallen gelassen. Eine Zeitlang glaubte ich auch, ein glücklicherer Rival könnte mir im letzten Augenblicke meinen Posten weggefischt haben. Aber so viel ich weiß, wurde derselbe überhaupt nicht mehr besetzt.

Jahrzehnte später wurde ein Mitglied der vertrautesten Umgebung des damals lang schon dahingeschiedenen Erzherzogs von einem gemeinsamen Freunde nach den Gründen gefragt, in Anbetracht deren in der Frankfurter Zeit der Plan, mich zum Cabinetschef des Reichsverwesers zu machen, gescheitert sei. Er erhielt hierauf die Entgegnung, nichts Anderes habe dies verschuldet, als daß ich dem Erzherzog für eine so schwierige und wichtige Vertrauensstellung zu jung erschienen sei.

Wäre ich Seiner kaiserlichen Hoheit an jenem Morgen zum ersten Male zu Gesicht gekommen, so würde ich an diesen Erklärungsgrund unbedingt glauben, denn mein ganzes Leben hindurch verfolgte es mich, ja in meiner Jugend sogar manchmal zu meinem empfindlichen Schaden, daß ich viel jünger aussah, als ich wirklich war. Aber mir scheint jene Deutung aus dem Grunde nicht recht stichhaltig, weil ja der Erzherzog mich schon früher gesehen und gesprochen hatte und also darüber von vorneherein

nicht im Zweifel ſein konnte, daß ich noch ein ganz junger Mann war.

Oft und oft kam es mir, wenn ich ſpäter an jenes Ereigniß in meinem Leben zurückdachte, in den Sinn, daß ich damals eigentlich an einem Wendepunkte meines Schickſals ſtand. Faſt gewiß ſcheint es mir, daß, wenn der Plan, um den es ſich handelte, ſich verwirklicht hätte, ich hiedurch in eine völlig andere Laufbahn gedrängt worden wäre als diejenige war, welche ich ſpäter einſchlug. Daß ſie Anfangs mit vielen und großen Vortheilen verbunden geweſen wäre, die ich noch lange Jahre hindurch entbehren mußte, iſt wohl kaum zu beſtreiten. Wie ſie ſich aber ſpäter geſtaltet hätte, kann Niemand auch nur mit einiger Beſtimmtheit beurtheilen, und es mag ſogar ein Zweifel erlaubt ſein, ob ich glücklicher geworden wäre, als es mir thatſächlich beſchieden war.

Wie dem aber auch ſein mag, nachdem meine Frau und ich einmal erkannt hatten, daß die Projecte, die wir auf meine vermeintliche Ernennung zum Cabinetschef des Reichsverweſers etwas vorſchnell gebaut, ſich als Luftſchlöſſer erwieſen, ſo ließen wir uns durch das Verſchwinden derſelben nicht weiter aus unſerem ruhigen Gleichgewichte bringen.

Fortgesetzter Aufenthalt in Frankfurt.

Gleich nach den Septembertagen und nachdem es in Frankfurt wieder etwas stiller geworden, waren meine Frau und ich eifrigst darauf bedacht, Einrichtungen zu treffen, welche uns den dortigen Winteraufenthalt so behaglich gestalten sollten, als unsere freilich ziemlich beschränkten Geldverhältnisse dies nur immer erlaubten. Um so größere Sorgfalt mußten wir darauf verwenden, als meine Frau binnen nicht allzu ferner Frist ihrer zweiten Entbindung entgegensah. Ein glücklicher Zufall setzte uns in den Stand, gemeinschaftlich mit der uns so sehr befreundeten Familie Würth eine größere Wohnung in der nach der Zeil einmündenden Schäfergasse zu miethen. Insbesondere für meine Frau war dies ein wirkliches Glück, denn sie durfte mit Bestimmtheit hoffen, daß in den ihr bevorstehenden, vielleicht sehr schweren Stunden Frau v. Würth sie nicht verlassen, sondern sich treulich ihrer annehmen werde.

Um so trostreicher war diese Erwartung, als ich Frau v. Würth, die jüngere Tochter des damaligen Hofrathes im Oberstkämmereramte, Freiherrn v. Sacken, als eine der liebenswürdigsten Frauengestalten bezeichnen muß, die mir jemals im Leben begegneten. Ohne gerade schön zu sein,

beſaßen ihre feinen Geſichtszüge doch einen wirklich bezaubernden Ausdruck; geiſtige Lebhaftigkeit und ſeltene Herzensgüte ſpiegelten ſich gleichmäßig in ihnen, und ihre ſchlanke, graziöſe Geſtalt vollendete das Reizvolle ihres Weſens. Von vielleicht noch größerer Wichtigkeit für uns war aber das heitere Temperament, die unverwüſtlich gute Laune dieſer Frau, welche die fröhliche Stimmung, in der ſie ſelbſt ſich unausgeſetzt befand, auch auf diejenigen zu übertragen verſtand, mit denen ſie verkehrte. Dabei war ſie hoch gebildet, las viel und gern und beſaß noch überdies ein ungewöhnliches muſikaliſches Talent. Eine angenehmere Wohnungsgenoſſin als ſie konnte meine Frau ſich in der That nicht wünſchen.

Als dritte im Bunde geſellte ſich zu den beiden Frauen die Baronin Sommaruga, jüngſte Tochter des bekannten Güterdirectors des Erzherzogs Karl, Hofrathes v. Kleyle. Sie war, wenn ich nicht irre, ein klein wenig älter als meine damals im ſechsundzwanzigſten Jahre ſtehende Frau, während Frau v. Würth wieder etwas jünger als die Letztere war, aber im Allgemeinen konnte man alle drei Frauen als in gleichem Alter befindlich bezeichnen. So wie in dieſem, ſtimmten ſie auch in der Geſinnung und Anſchauung ganz überein. Während jedoch Frau v. Würth ſchon binnen wenigen Jahren durch den Tod hinweggerafft wurde, blieb Baronin Sommaruga meiner Frau bis zu deren Hinſcheiden, alſo durch faſt zwanzig Jahre eine allzeit getreue, verläßliche Freundin.

Dieſe beiden Frauen und ihre gleich mir im Parlamente befindlichen Gatten bildeten nun für uns Eltern den hauptſächlichſten Verkehr, während ihre freilich noch ziemlich kleinen Kinder die willkommenen Spielkameraden meines

Töchterchens waren. Und außer den beiden soeben genannten Frauen gehörten auch mein Freund Hayden und der Florianer Geistliche Stülz, welcher von seinem Heimatsbezirke in Vorarlberg nach der Paulskirche delegirt worden war, zu den häufigsten Besuchern meiner Frau. War ich auch nicht so conservativ wie Hayden und nicht clerical wie Stülz, so kamen wir doch, in unserer alten Freundschaft und in unserer gut österreichischen Gesinnung die besten Bindemittel zwischen uns findend, immer sehr gut mit einander aus.

Die gut österreichische Gesinnung, von der ich soeben sprach, hatte in den Tagen, die wir nun erlebten, nach zwei Seiten hin sehr harte Proben zu bestehen. Zuerst waren die Nachrichten, welche nach der Einnahme Wiens von dort in unabläßiger Reihenfolge nach Frankfurt kamen, ganz dazu angethan, unsere Stellung daselbst außerordentlich zu erschweren. Wenn auch der bei weitem größere Theil der Berichte über das Verfahren, welches die kaiserlichen Truppen vor und nach der Eroberung der Stadt beobachtet haben sollten, unwahr oder doch sehr übertrieben gewesen sein mag, so blieb doch genug davon übrig, um das tiefe Bedauern der conservativen und den kaum zu bändigenden Ingrimm der radicalen Mitglieder des Parlamentes zu erwecken. Von Seite der Letzteren regnete es nur Anträge und Interpellationen, zum Theil der extravagantesten Art, aber die Rechte und das Centrum blieben denselben gegenüber fest in ihrer ablehnenden Haltung. Als aber die Nationalversammlung, welche inzwischen wegen der für die Wintersaison in Bezug auf Beleuchtung und Beheizung in der Paulskirche vorzunehmenden Adaptirungen provisorisch in die reformirte Kirche übersiedelt war, zuerst durch die

Nachricht erſchreckt wurde, Robert Blum ſei am 9. November in der Brigittenau bei Wien ſtandrechtlich erſchoſſen worden, da brachte ſie einen ganz unbeſchreiblichen und gerade auf die treueſten Oeſterreicher den allerſchmerzlichſten Eindruck hervor. Denn grobe Fehler, welche irgend Jemand begeht, werden von ſeinen Freunden und Anhängern allzeit viel bitterer als von ſeinen Feinden empfunden.

Es fällt mir, wenn ich hier den Ausdruck „Freunde“ gebrauche, gewiß nicht im Entfernteſten bei, mich etwa als einen Freund des Fürſten Windiſchgrätz hinſtellen zu wollen, den ich perſönlich gar nicht kannte, deſſen Richtung mir, ſo viel man ſich von ihr in der Oeffentlichkeit erzählte, keineswegs zuſagte, und deſſen ſo hervorragende Stellung mir ihn wahrſcheinlich ganz unnahbar gemacht hätte. Aber ein treuer Anhänger der öſterreichiſchen Staatsgewalt bin ich allzeit geweſen, und ſie lag ja in jenen erſten Novembertagen faſt ausſchließlich in der Hand des Fürſten. Darum warf die Hinrichtung Blum's gerade auf dieſe Staatsgewalt einen Schein der Grauſamkeit, den ich um ſo lebhafter bedauerte, als ſie gar nicht in ihrem Weſen und wohl auch nicht in dem Charakter des Fürſten lag. Daß Windiſchgrätz die formelle Berechtigung beſaß, an Blum die Todesſtrafe vollziehen zu laſſen, kann ein ruhig Denkender wohl kaum beſtreiten, denn ſchon vor der Umſchließung Wiens war das Standrecht verkündigt worden, und in Folge desſelben hatte Jeder das Leben verwirkt, der auf Seite der Aufſtändiſchen kämpfte oder ſie mit Rath und That unterſtützte. Blum aber hatte Beides gethan; er war nicht nur in die Reihen der Inſurgenten getreten und hatte in denſelben gegen die kaiſerlichen Truppen gefochten, ſondern er hatte auch, was in den Augen ſeiner Richter ihn wohl noch ſchwerer

belaſtete, die aufreizendſten Reden an die Menge gehalten und ſie dadurch, daß er das, ich weiß nicht von ihm oder von einem Andern erfundene Wort „Latouriſiren“ gebrauchte, zu einer Wiederholung eines ſo abſcheulichen Verbrechens aufgeſtachelt, wie es an dem ſo ſchmählich hingemordeten Kriegsminiſter, jenem beklagenswerthen Opfer ſeiner Pflichttreue begangen worden war.

Dennoch iſt mir die Hinrichtung Blum's allzeit als ein grober Fehler erſchienen, und ich ſtehe nicht an, ſie auch heute noch als einen ſolchen zu bezeichnen. Wollte man in ſeiner Perſon die deutſche Demokratie treffen, als deren Haupt er in weiten Kreiſen angeſehen wurde, ſo fügte man ihr vielleicht wider Erwarten keinen ſehr großen Verluſt zu. Denn Blum beſaß zwar ein ganz ungewöhnliches Redetalent, er war aber ſonſt ein recht mittelmäßig veranlagter Mann und gewiß nichts weniger als geeignet zum geiſtigen Leiter einer weitverzweigten Partei. Durch ſeinen Tod wurde die Letztere keineswegs, wie man geglaubt haben mochte, entmuthigt, ſondern im Gegentheile nur aufgeſtachelt zu noch wilderen Ausbrüchen des Haſſes, zu noch leidenſchaftlicheren Anſtrengungen, endlich definitiv die Oberhand zu gewinnen und dann an ihren Gegnern mit wucheriſchen Zinſen Rache zu nehmen für das vergoſſene Blut.

Umſomehr hielt ſie ſich hiezu für berechtigt, als ihr ja die Hinrichtung Blum's auch nicht anders als wie ein Act der Rache für die Ermordung Lichnowsky's, Auerwald's und Latour's erſchien. Aber nicht nur die demokratiſche Partei und die Linke des Frankfurter Parlamentes waren außer ſich über die in der Brigittenau vollzogene Execution, auch die gemäßigten Fractionen, ja man kann wohl ſagen die ganze Nationalverſammlung betrachtete ſie

als einen ihr zugefügten Schimpf. Ihrer Anſchauung zufolge lag dem ganzen Vorfalle nichts ſo ſehr als die Abſicht zu Grunde, aller Welt in grellſter Weiſe zu zeigen, Oeſterreich liege nicht das Geringſte an dem Frankfurter Parlamente, und deſſen Geſetze, wie das der Immunität der Abgeordneten, und ſeine ſonſtigen Kundgebungen hätten für Oeſterreich weder Geltung noch Werth.

Vielleicht wäre dies noch weniger zu mißbilligen geweſen, wenn man nicht gleichzeitig in Oeſterreich den lebhaften Wunſch gehegt hätte, feſten Fuß in Deutſchland zu behalten und die ohnehin ſchon vorhandene Präponderanz Preußens nicht allzuſehr anwachſen, ſich von demſelben nicht mehr und mehr in den Hintergrund, ja ſchließlich ganz aus Deutſchland herausdrängen zu laſſen. Uns aber, die wir in jenen Tagen noch mit ungebrochenem Muthe, aber freilich ſchon mit immer ſchwächer werdenden Ausſichten auf ein Gelingen uns einſetzten für das Verbleiben Oeſterreichs in Deutſchland, uns wurde durch nichts ſo ſehr als durch das in Wien beobachtete Verfahren der Boden entzogen.

Dieſer eigenthümliche Widerſpruch wurde durch ein an und für ſich ziemlich unbedeutendes Zuſammentreffen recht grell beleuchtet. In der Sitzung vom 10. November hatte Berger von einer zu ſeiner Kenntniß gelangten Verlautbarung des mähriſchen Guberniums an die ihm untergeordneten Kreisämter Mittheilung gemacht, in welcher darüber geklagt wurde, daß ſich in Frankfurt unter den Abgeordneten aus Oeſterreich ſo viele Ultrademokraten und Ultradeutſchthümler befänden. Durch dieſen Umſtand und weil kaum die Hälfte der öſterreichiſchen Abgeordneten in der Nationalverſammlung ſitze, ſei der Einfluß Oeſterreichs

gänzlich gelähmt, was wegen der im Zuge befindlichen Berathung der wichtigsten Paragraphe der neuen deutschen Verfassung besonders zu bedauern sei. Die Kreisämter wurden daher beauftragt, allen Einfluß anzuwenden, auf daß dort, wo die Wahlen noch nicht erfolgt wären, diese mit aller Umsicht und Klugheit bewerkstelligt und hiebei nur Männer von erprobter Gesinnung nach Frankfurt entsendet würden. Zeigte die österreichische Staatsgewalt hiedurch den großen Werth, den sie auf eine zahlreiche und ihr wohlgesinnte Vertretung Oesterreichs im deutschen Parlament legte, so befand sie sich in grellem Widerspruche mit sich selbst, wenn sie den Anlaß dazu bot, daß dasselbe Parlament schon vier Tage später durch die Nachricht von der Hinrichtung Blum's in eine unbeschreibliche Aufregung versetzt wurde. Einzelne Mitglieder der Linken geberdeten sich wie Wüthende, und ein bekannter Abgeordneter aus Oesterreich schrie laut: „Windischgrätz müsse „vogelfrei erklärt werden." Noch in derselben Sitzung verkündigte Reichsjustizminister v. Mohl, daß sich zwei Mitglieder der Nationalversammlung, Paur und Poezl, Beide aus Baiern, unverzüglich als Reichscommissäre nach Wien begeben würden, um die anderen dort noch befindlichen Frankfurter Abgeordneten in Schutz zu nehmen und dem Reichsgesetze volle Geltung zu verschaffen.

Demungeachtet stellte Simon von Trier am Schlusse der Sitzung noch den dringlichen Antrag, die deutsche Centralgewalt sei, weil die gegen den Wortlaut des betreffenden Reichsgesetzes erfolgte Erschießung Blum's sich als Mord darstelle, aufzufordern, die zur Ausforschung und Bestrafung seiner mittelbaren und unmittelbaren Mörder erforderlichen Maßregeln zu ergreifen. Die Dringlichkeit

dieſes Antrages wurde allerdings abgelehnt, aber der Präſident verwies ihn doch zu beſchleunigter Behandlung an den Ausſchuß für die öſterreichiſchen Angelegenheiten, deſſen Mitglied ich war.

Daß Fürſt Windiſchgrätz ſich formell im Rechte befand, als er in Ausübung des von ihm vorher verkündigten Standrechtes Blum hinrichten ließ, iſt ſchon früher zugegeben worden. Um ſo mehr war er dies, als er noch außerdem für ſich hätte anführen können, daß das von der Nationalverſammlung erlaſſene Immunitätsgeſetz in Oeſterreich niemals publicirt und daher dort auch nie gültig geworden ſei. Gerade das Letztere aber, daß die Gültigkeit der von ihm beſchloſſenen Geſetze von der Zuſtimmung der einzelnen Staaten und von der Verkündigung durch dieſelben abhängig ſei, konnte das Parlament von ſeinem Standpunkte aus nicht zugeben, ohne ſich ſelbſt alles Bodens ſeiner Wirkſamkeit zu berauben. Hätte es dieſe Auffaſſung zu der ſeinigen und die Rechtskraft ſeiner Geſetze von deren Publication durch die verſchiedenen Regierungen abhängig gemacht, dann erhob es dieſe letzteren über ſich ſelbſt, machte ſie gleichſam zu berechtigten Cenſoren ſeiner eigenen Beſchlüſſe, und mit ſeiner Macht, ſowie mit der gleichmäßigen Ausdehnung derſelben über ganz Deutſchland, ja mit der ſo ſehnſüchtig angeſtrebten Einheit des Letzteren, deren Gründung ja der eigentliche Zielpunkt der ganzen Thätigkeit der Nationalverſammlung bildete, war es für immer vorbei.

Dieſer Anſchauung konnte ſich kein Mitglied unſeres Ausſchuſſes entziehen, ſo beſonnen die in demſelben vorherrſchende Stimmung auch war. Aber freilich lehnte er es gleichzeitig ab, die an Blum in Wien begangene That

als einen Mord zu qualificiren, und er enthielt sich jeder näheren Bezeichnung derselben. Daher stimmten alle in der Ausschußsitzung anwesenden Mitglieder, die der äußersten Rechten angehörenden Bayern, den Minister v. Beisler und den Freiherrn v. Schrenck nicht ausgenommen, dem Antrage bei, der schon am 16. November vor das Parlament gebracht wurde und folgendermaßen lautete:

„Die Nationalversammlung, indem sie vor den Augen „von ganz Deutschland gegen die mit Außerachtlassung des „Reichsgesetzes vom 30. September l. J. vollzogene Ver„haftung und Tödtung des Abgeordneten Blum feierlich „Verwahrung einlegt, fordert das Reichsministerium auf, „mit allem Nachdrucke Maßregeln zu treffen, um die un„mittelbaren und mittelbaren Schuldtragenden zur Verant„wortung und Strafe zu ziehen."

Bei der Abstimmung über diesen Antrag verschwand auch im Parlamente jeder Parteiunterschied, und der Präsident verkündigte, derselbe sei, so weit er sehe, fast einstimmig angenommen worden.

Hiemit schien der Sturm für den Augenblick wenigstens etwas beschwichtigt, aber in der zweitnächsten Sitzung, der des 18. November wurde er durch das Erscheinen des Abgeordneten Fröbel, der mit Blum verhaftet und zum Tode verurtheilt, von dem Fürsten Windischgrätz aber begnadigt und nach Frankfurt entlassen worden war, neuerdings entfacht.

Einen Mann, der mit Recht von sich sagen kann, er komme direct aus imminenter Todesgefahr, wird man unter allen Umständen mit lebhaftem Interesse betrachten. Als Fröbel die Tribüne bestieg, war dies um so mehr der Fall, als seine hohe und schlanke Gestalt, seine eigentlich schönen

dieſes Antrages wurde allerdings abgelehnt, aber der Präſident verwies ihn doch zu beſchleunigter Behandlung an den Ausſchuß für die öſterreichiſchen Angelegenheiten, deſſen Mitglied ich war.

Daß Fürſt Windiſchgrätz ſich formell im Rechte befand, als er in Ausübung des von ihm vorher verkündigten Standrechtes Blum hinrichten ließ, iſt ſchon früher zugegeben worden. Um ſo mehr war er dies, als er noch außerdem für ſich hätte anführen können, daß das von der Nationalverſammlung erlaſſene Immunitätsgeſetz in Oeſterreich niemals publicirt und daher dort auch nie gültig geworden ſei. Gerade das Letztere aber, daß die Gültigkeit der von ihm beſchloſſenen Geſetze von der Zuſtimmung der einzelnen Staaten und von der Verkündigung durch dieſelben abhängig ſei, konnte das Parlament von ſeinem Standpunkte aus nicht zugeben, ohne ſich ſelbſt alles Bodens ſeiner Wirkſamkeit zu berauben. Hätte es dieſe Auffaſſung zu der ſeinigen und die Rechtskraft ſeiner Geſetze von deren Publication durch die verſchiedenen Regierungen abhängig gemacht, dann erhob es dieſe letzteren über ſich ſelbſt, machte ſie gleichſam zu berechtigten Cenſoren ſeiner eigenen Beſchlüſſe, und mit ſeiner Macht, ſowie mit der gleichmäßigen Ausdehnung derſelben über ganz Deutſchland, ja mit der ſo ſehnſüchtig angeſtrebten Einheit des Letzteren, deren Gründung ja der eigentliche Zielpunkt der ganzen Thätigkeit der Nationalverſammlung bildete, war es für immer vorbei.

Dieſer Anſchauung konnte ſich kein Mitglied unſeres Ausſchuſſes entziehen, ſo beſonnen die in demſelben vorherrſchende Stimmung auch war. Aber freilich lehnte er es gleichzeitig ab, die an Blum in Wien begangene That

Nationalversammlung berief. Von dieser Haft aus, deren Milde Fröbel ausdrücklich hervorhob, wiederholten sie am 8. November schriftlich ihren Protest. Um vier Uhr Nachmittags geschah dies, schon zwei Stunden später wurde Blum zum Verhör geführt und am anderen Morgen erschossen. „Blum's Tod," sagte Fröbel, „war die augen„blickliche Antwort auf unseren Protest."

Seine eigene Begnadigung schrieb Fröbel hauptsächlich einer Broschüre zu, in welcher er den Gedanken vertheidigte, die deutsch-österreichische Frage sei nicht durch eine Zerreißung Oesterreichs, sondern durch den Eintritt ganz Oesterreichs in das zukünftige deutsche Staatsgebilde zu lösen. Fürst Windischgrätz habe sie mit mehreren Generalen aufmerksam gelesen und hierauf seine Begnadigung ausfertigen lassen.

Natürlicher Weise konnte Niemand von uns wissen, ob Fröbel's Bericht auch in Allem und Jedem der Wahrheit völlig entsprach. Aber das mußte man sich nach dessen Anhörung sagen, ruhiger, leidenschaftsloser und mit wenigstens anscheinend größerer Objectivität konnte man nicht sprechen, als es von seiner Seite geschehen war. Wer auch der Sache, um derentwillen Fröbel nach Wien gegangen war, noch so feindselig gegenüberstand, mußte doch von seinem bescheidenen Auftreten in der Paulskirche einen guten Eindruck in sich aufnehmen. Darum betheiligte sich so ziemlich ausnahmslos Alles, und darunter auch ich an dem Beifalle, der den Schluß seiner Rede begleitete, und ebenso stimmte auch Alles dafür, daß dieselbe zugleich mit sämmtlichen seither wieder eingegangenen Anträgen dem Ausschusse für die österreichischen Angelegenheiten zugewiesen werde. Und welch eigenthümlicher Natur diese Anträge manchmal

waren, wird wohl durch die Thatsache am besten charakterisirt, daß einer sich darunter befand, demzufolge die Centralgewalt aufgefordert werden sollte, sich des constitutionellen Kaisers von Oesterreich und seines Ministeriums gegen den Terrorismus des Fürsten Windischgrätz anzunehmen und dem Letzteren zu steuern.

Meine Stellung und die meiner gleichfalls dem Centrum angehörenden Collegen aus Oesterreich in diesem Ausschusse wurde dadurch ganz besonders erschwert, daß aus Fröbel's Rede recht deutlich herauszuhören war, Blum sei hingerichtet worden, nicht obgleich, sondern weil er ein hervorragendes Mitglied der deutschen Nationalversammlung war.

Während der letzte Antrag des Ausschusses als dessen einstimmiger Beschluß vor die Nationalversammlung gebracht worden war, schieden sich jetzt dessen Mitglieder neuerdings, wie es bei ihren ersten Anträgen der Fall gewesen, in eine Majorität und eine Minorität. Beide beantragten, daß die geeigneten Maßregeln ergriffen würden, um die unumwundene Anerkennung der deutschen Centralgewalt und die Ausführung der Beschlüsse des Frankfurter Parlamentes in Oesterreich zu erwirken. Während aber die Majorität sich begnügte, es zuzugeben, daß die zur Erreichung dieses Zweckes bisher angewendeten Mittel sich als unzulänglich erwiesen, wollte die Minorität aus diesem Grunde unverhüllten Tadel gegen das Reichsministerium und die nach Oesterreich entsendeten Reichscommissäre Welcker und Mosle ausgesprochen wissen.

Schon in der Sitzung vom 20. November wurde ieser Bericht des Ausschusses in der Nationalversammlung

zur Anzeige gebracht, aber erst neun Tage später, am 29. November gelangte er zur Discussion. Nachdem dieselbe zwei Tage lang mit ziemlicher Erbitterung geführt worden war, schritt man zuerst über den Antrag der Minorität zur Abstimmung und derselbe wurde mit einer Mehrheit von etwa drei zu zwei Fünftel Stimmen verworfen. Eigenthümlicher Weise kam auch unser Majoritätsantrag, freilich nur mit einer Differenz von zehn Stimmen zum Falle. Dieses verwunderliche Resultat wurde dadurch erreicht, daß diesmal viele Mitglieder der Rechten mit der Linken stimmten. Es war also gar kein Beschluß gefaßt worden und die unerledigten Anträge gingen an den Ausschuß zurück.

Die Niederlage, welche der Letztere dadurch erlitt, wurde gleich darauf durch einen Sieg wieder wettgemacht, den er errang. Einstimmig hatte er den Antrag gestellt, daß der Erlaß des mährischen Landesguberniums wegen einer Beeinflussung der Wahlen zu mißbilligen und das Reichsministerium aufzufordern sei, in diesem Sinne das Erforderliche wahrzunehmen. In einer ungemein herausfordernden Rede wurde dem gegenüber von dem Grafen Deym aus Prag der einfache Uebergang zur Tagesordnung beantragt. Nachdem er, und gewiß nicht mit Unrecht, die Thorheit gegeißelt, welche darin lag, daß man in Frankfurt Beschlüsse auf Beschlüsse faßte und von dem Reichsministerium deren Durchführung in Oesterreich verlangte, zu der ihm alle Mittel gebrachen, ließ er sich zu den unüberlegten Worten hinreißen, wenn die Nationalversammlung in Oesterreich wirklich etwas erreichen wolle, so bleibe ihr nichts übrig, als ein Heer aufzustellen. „Gehen Sie diesen Weg," so schloß er, „und erobern Sie sich Oesterreich." Nach einigen leiden-

waren, wird wohl durch die Thatsache am besten charakterisirt, daß einer sich darunter befand, demzufolge die Centralgewalt aufgefordert werden sollte, sich des constitutionellen Kaisers von Oesterreich und seines Ministeriums gegen den Terrorismus des Fürsten Windischgrätz anzunehmen und dem Letzteren zu steuern.

Meine Stellung und die meiner gleichfalls dem Centrum angehörenden Collegen aus Oesterreich in diesem Ausschusse wurde dadurch ganz besonders erschwert, daß aus Fröbel's Rede recht deutlich herauszuhören war, Blum sei hingerichtet worden, nicht obgleich, sondern weil er ein hervorragendes Mitglied der deutschen Nationalversammlung war.

Während der letzte Antrag des Ausschusses als dessen einstimmiger Beschluß vor die Nationalversammlung gebracht worden war, schieden sich jetzt dessen Mitglieder neuerdings, wie es bei ihren ersten Anträgen der Fall gewesen, in eine Majorität und eine Minorität. Beide beantragten, daß die geeigneten Maßregeln ergriffen würden, um die unumwundene Anerkennung der deutschen Centralgewalt und die Ausführung der Beschlüsse des Frankfurter Parlamentes in Oesterreich zu erwirken. Während aber die Majorität sich begnügte, es zuzugeben, daß die zur Erreichung dieses Zweckes bisher angewendeten Mittel sich als unzulänglich erwiesen, wollte die Minorität aus diesem Grunde unverhüllten Tadel gegen das Reichsministerium und die nach Oesterreich entsendeten Reichscommissäre Welcker und Mosle ausgesprochen wissen.

Schon in der Sitzung vom 20. November wurde dieser Bericht des Ausschusses in der Nationalversammlung

zur Anzeige gebracht, aber erſt neun Tage ſpäter, am 29. November gelangte er zur Discuſſion. Nachdem dieſelbe zwei Tage lang mit ziemlicher Erbitterung geführt worden war, ſchritt man zuerſt über den Antrag der Minorität zur Abſtimmung und derſelbe wurde mit einer Mehrheit von etwa drei zu zwei Fünftel Stimmen verworfen. Eigenthümlicher Weiſe kam auch unſer Majoritätsantrag, freilich nur mit einer Differenz von zehn Stimmen zum Falle. Dieſes verwunderliche Reſultat wurde dadurch erreicht, daß diesmal viele Mitglieder der Rechten mit der Linken ſtimmten. Es war alſo gar kein Beſchluß gefaßt worden und die unerledigten Anträge gingen an den Ausſchuß zurück.

Die Niederlage, welche der Letztere dadurch erlitt, wurde gleich darauf durch einen Sieg wieder wettgemacht, den er errang. Einſtimmig hatte er den Antrag geſtellt, daß der Erlaß des mähriſchen Landesguberniums wegen einer Beeinfluſſung der Wahlen zu mißbilligen und das Reichsminiſterium aufzufordern ſei, in dieſem Sinne das Erforderliche wahrzunehmen. In einer ungemein herausfordernden Rede wurde dem gegenüber von dem Grafen Deym aus Prag der einfache Uebergang zur Tagesordnung beantragt. Nachdem er, und gewiß nicht mit Unrecht, die Thorheit gegeißelt, welche darin lag, daß man in Frankfurt Beſchlüſſe auf Beſchlüſſe faßte und von dem Reichsminiſterium deren Durchführung in Oeſterreich verlangte, zu der ihm alle Mittel gebrachen, ließ er ſich zu den unüberlegten Worten hinreißen, wenn die Nationalverſammlung in Oeſterreich wirklich etwas erreichen wolle, ſo bleibe ihr nichts übrig, als ein Heer aufzuſtellen. „Gehen Sie dieſen Weg," ſo ſchloß er, „und erobern Sie ſich Oeſterreich." Nach einigen leiden-

ſchaftlichen Erwiderungen von Seite der Linken wurde Deym's Antrag verworfen und der des Ausſchuſſes zum Beſchluſſe erhoben.

Graf Friedrich Deym, in der vormärzlichen Zeit ein Mitglied der Oppoſition im Landtage zu Prag, war eine ſcharf ausgeprägte Individualität, ein Mann von Verſtand und Charakter, dem es an dem erforderlichen Muthe nicht fehlte, auch dort ſeine Meinung zu ſagen, wo er voraus-ſetzen konnte, daß ſie mißfiel. Ja er ging hierin ſogar manchmal zu weit, und ſo hat er denn auch durch ſeine Rede der Stellung der Oeſterreicher in Frankfurt empfindlich ge-ſchadet. Die Frage, die ihm, als er noch auf der Tribüne ſtand, zugerufen worden war: „Mit welchem Rechte ſitzen „Sie dann überhaupt noch unter uns?" wurde allmälig immer öfter wiederholt und auch an die übrigen Abgeord-neten aus Oeſterreich gerichtet.

Um ſo lauter und um ſo dringlicher geſchah dies, als gerade damals in Oeſterreich ein Schritt gethan wurde, der an und für ſich gewiß nicht zu mißbilligen war, aber unſere Verlegenheiten nur noch vermehrte. Am 21. November war das Miniſterium Schwarzenberg-Stadion eingeſetzt worden, und am 27. trat es vor den inzwiſchen nach Kremſier verlegten Reichstag mit einem Programme, welches in den beſſeren Kreiſen Oeſterreichs mit lebhafter Zuſtimmung aufgenommen wurde. Aber in Bezug auf die Stellung Oeſterreichs zu der deutſchen Frage enthielt es folgenden verhängnißvollen Satz: „Nicht „in dem Zerreißen der Monarchie liegt die Größe, nicht „in ihrer Schwächung die Kräftigung Deutſchlands. Oeſter-„reichs Fortbeſtand in ſtaatlicher Einheit iſt ein deutſches „wie ein europäiſches Bedürfniß. Von dieſer Ueberzeu-

„gung durchdrungen, gedenken wir der natürlichen Ent„wicklung des noch nicht vollendeten Umgestaltungspro„cesses entgegenzusehen. Erst wenn das verjüngte Oesterreich „und das verjüngte Deutschland zu neuen und festen „Formen gelangt sind, wird es möglich sein, ihre gegen„seitigen Beziehungen staatlich zu bestimmen. Bis dahin „wird Oesterreich fortfahren, seine Bundespflichten treulich „zu erfüllen."

Diese gewiß schön klingenden Worte waren jedoch keineswegs so unzweideutig und klar, wie es für uns Oesterreicher in Frankfurt so wünschenswerth, ja so nothwendig gewesen wäre, um darnach unsere eigene Haltung einrichten zu können. Was war nun, so mußten wir uns fragen, der innerste Kern der Meinung der österreichischen Regierung? Die ersten Sätze ihrer Kundgebung schlossen sich ja ganz dem Programme an, welches zuerst Heinrich v. Gagern während der Discussion über die Paragraphe 2 und 3, damals noch ziemlich aussichtslos, verkündigt hatte. Als zwei für sich bestehende Ländergruppen sollten sich Oesterreich und Deutschland, so erklärte nun die kaiserliche Regierung selbst, jedes in einheitlichem Sinne und selbstständig constituiren, erst nach Erfüllung dieser dringendsten Aufgabe aber an die der zweiten schreiten, welche darin zu bestehen hätte, die gegenseitigen Beziehungen staatlich zu bestimmen.

Niemand, der diese Sätze ruhig überdachte, konnte einer anderen Anschauung sich hingeben, als daß man in Oesterreich aufrichtig und wahr den Einheitsstaat wolle und diesem verlockenden Ziele energisch zustreben werde. Um dasselbe zu erreichen, sei man auch zu dem verhältnißmäßig kleineren Opfer entschlossen, an dem in

Frankfurt beabsichtigten einheitlichen deutschen Staatsgebilde nicht Antheil zu nehmen, sondern sich mit demselben nur im Wege der Vereinbarung zu verbünden. War dies aber wirklich die Absicht Oesterreichs, dann konnten wir Deutschösterreicher doch nicht länger mehr mit Ehren in der deutschen Nationalversammlung bleiben und einen oft entscheidenden Antheil an Beschlüssen nehmen, welche unsere österreichische Heimat künftighin gar nichts mehr angehen sollten.

Diese Betrachtungen aber, so wohlbegründet sie auch waren, wurden durch den letzten, auf den ersten Blick ganz unscheinbaren Satz wieder ins Wanken gebracht. Bis zur Herstellung dieser Verbindung mit Deutschland werde Oesterreich, so lautete er, seine Bundespflichten treulich erfüllen. Welchen Bund hatte es dabei im Auge? Den alten deutschen Staatenbund, den man in Frankfurt wenigstens längst beseitigt und begraben glaubte und für dessen Ersetzung durch den einheitlichen Staat man ja gerade dort zusammengetreten war? Oder meinte man den neu zu gründenden deutschen Bundesstaat, dessen Pflichten man noch gar nicht kannte und die auf sich nehmen zu wollen man daher auch nicht schon im Voraus erklären konnte?

Aus dem Wirrsal dieser Gedanken riß mich für einen Augenblick wenigstens die mich aufs höchste überraschende und wahrhaft erfreuende Nachricht von der Abdication des Kaisers Ferdinand, der Verzichtleistung des Erzherzogs Franz Karl auf sein Nachfolgerecht und der Thronbesteigung seines ältesten Sohnes, des Erzherzogs Franz Joseph. Höchst überraschend war diese Nachricht für mich, weil ich gleich aller Welt von dieser Absicht vor ihrer Ausführung

auch nicht die entfernteste Ahnung besaß. Wahrhaft erfreuend aber, weil ich an sie die Hoffnung knüpfen durfte, eine jüngere und kräftigere Hand werde nun die Zügel der Regierung ergreifen und sie mit jenem Muthe und jener Entschlossenheit führen, deren das damals so tieferschütterte Oesterreich aufs dringendste bedurfte.

Fast an dem Tage, an welchem diese so wichtigen Nachrichten nach Frankfurt kamen, trug sich daselbst ein mich hochbeglückendes Ereigniß zu. Am Morgen des 6. December sagte mir meine Frau, als ich mich wie gewöhnlich um neun Uhr nach der Paulskirche begeben wollte, sie fühle sich etwas flau und werde aus Vorsicht die Hebamme zu sich rufen lassen. Dennoch wohnte ich ziemlich ruhigen Gemüthes der Sitzung bei, wollte aber doch, den Zeitraum benützend, den eine der damals so häufigen namentlichen Abstimmungen in Anspruch nahm, etwas zu Hause nachsehen, als mir auf der Straße unser Dienstmädchen mit dem Ausrufe entgegenkam: „Die Madam hat „e Söhnche!“ Natürlich rannte ich spornstreichs heim und richtig war es so. Erst eine Viertelstunde nach elf Uhr hatte meine Frau Anmahnungen von Unwohlsein verspürt; sie legte sich zu Bett und binnen einer halben Stunde war der neue Ankömmling da, welchem Urtheilsfähigere als ich das Zeugniß ganz besonderer Wohlgeformtheit ertheilten.

Sowie die Geburt ihres Knäbleins in ungewöhnlich günstiger Weise vor sich gegangen war, so zufriedenstellend verlief auch das Wochenbett meiner Frau. Eine Tante derselben, die jüngere Schwester ihrer Mutter, aber doch schon ein älteres Fräulein, war aus diesem Anlasse auf meine Bitte nach Frankfurt gekommen und stand ihrer Nichte mit Sorgfalt bei. Und die liebenswürdigen Freun-

binnen unſeres Hauſes, die Frauen v. Würth und Sommaruga waren wirklich wie treue Schweſtern für ſie.

So ging in einer mich aufs Innigſte befriedigenden Art dieſes Ereigniß vorüber, welches ich mit Recht ſoeben ein mich hochbeglückendes nannte. War aber bis dahin mein Leben nicht ganz arm an ſolchen geweſen, ſo war die Geburt meines Sohnes für eine lange Reihe von Jahren das letzte, das ich mit dieſem Ausdrucke bezeichnen darf.

Schwindende Hoffnungen.

Hoffentlich wird es mir nicht als eitle Selbstüberhebung ausgelegt werden, wenn ich es als eine Eigenthümlichkeit meines Charakters hervorhebe, daß, sobald ich einmal etwas ergreife, dies allzeit mit einem großen, ja manchmal zu großen Eifer geschieht, und daß ich mit einer Zähigkeit daran festhalte, die nicht selten eine zu weit getriebene ist. Verdanke ich diesem Eifer und dieser Zähigkeit vielleicht manchen Erfolg, so mag doch insbesondere der erstere mich hie und da auch zu Irrthümern fortgerissen haben. Das „pas trop de zèle“ ist eine Lehre, die ich mir nie recht zu Herzen nahm, während sie gerade in politischen Dingen nicht aus den Augen verloren werden sollte.

So ging es mir auch in Frankfurt, und ich war so ganz von den parlamentarischen Verhandlungen und Vorgängen erfüllt, daß ich mich wieder um so rückhaltsloser in dieselben stürzte, als ich meine Frau in den Händen ihrer Tante und ihrer Freundinnen aufs Beste versorgt wußte. Selbstverständlich hebe ich wie bisher, so auch für das, was mir noch zu erzählen übrig bleibt, blos dasjenige hervor, was mein Interesse vorzugsweise gefangen nahm, und das war Alles, was die Ereignisse in Oesterreich und die

zukünftige Stellung dieſes meines Heimatlandes zu Deutſchland anging. Die übrigen zahlreichen Angelegenheiten, mit denen das Parlament ſich zu beſchäftigen hatte, möchte ich, was meine Betheiligung an denſelben betrifft, in zwei Kategorien ſondern. Zur erſten gehören alle diejenigen, bei denen es ſich um die zu jener Zeit ununterbrochen vorkommenden Conflicte der Revolutionspartei in den einzelnen Ländern, vornehmlich aber in Oeſterreich und in Preußen mit ihren Regierungen handelte. In dieſen Fragen, die auf Seite der Linken faſt allzeit zügelloſe Leidenſchaftlichkeit, ja nicht ſelten wahre Wuthausbrüche hervorriefen, befand ich mich ausnahmlos unter den Gegnern derſelben, weil es mir als eine meiner erſten Pflichten erſchien, ſoviel als ich es nur immer vermochte, dazu beizutragen, daß dem Umſichgreifen der Revolutionspartei geſteuert und die Bahn, welche uns zur Wiederkehr geordneter Zuſtände führen ſollte, mit Energie und Ausdauer verfolgt werde.

Anders verhielt ich mich dagegen bei der überlangen Reihe abſtracter Fragen, welche durch die endloſen Verhandlungen über die ſogenannten Grundrechte des deutſchen Volkes vor uns aufgerollt wurde. In dieſen ſtimmte ich faſt allzeit in liberalem, ja manchmal ſogar in einem für meine heutige Anſchauung allzu liberalen Sinne, jedoch auch hierin faſt niemals die Grenze überſchreitend, welche meine dem Centrum angehörende Partei ſich zog.

Die Aufmerkſamkeit, welche ich dieſen Dingen ſchenkte, war jedoch auch nicht von fern mit der zu vergleichen, die ich Allem widmete, was Oeſterreich anging. Und da habe ich denn ſchon früher geſagt, daß diejenigen, welche die Intereſſen Oeſterreichs in dem Sinne wahrnehmen zu ſollen glaubten, den ich für den einzig richtigen hielt, nach mehr

als blos einer Seite hin die Probe bestehen mußten. Neben der Linken, die wir bisher zu bekämpfen hatten, weil wir ihre Anträge als für Oesterreich verderblich betrachteten, erstand in einer immer greifbarer werdenden Gestalt eine andere, nicht weniger mächtige und uns nicht weniger feindselige Partei, die des preußischen Erbkaiserthums.

Ich muß offen gestehen, daß ich zu den Mitgliedern derselben weit schwerer in Gegensatz trat als zu denen der Linken. Schon die Maiereignisse in Wien und die mich immer mehr empörenden Begebenheiten, welche während des Sommers ihnen folgten, hatten mich mit wahrem Abscheu gegen die Revolutionspartei erfüllt, der sich durch den Septemberaufstand in Frankfurt, die Ermordung Auerswald's und Lichnowsky's, durch das, was im October in Wien geschah, und durch das scandalöse Benehmen der Linken bei allen diesen Vorfällen bis zum ausgesprochensten Hasse gegen sie steigerte. Um keinen Preis hätte ich noch über den Club der Westendhalle hinaus, wo Camillo Wagner, der mir wirklich sympathisch war, und die beiden Kölner Venedey und Raveaux saßen, mit denen ich gleichfalls nicht ungern verkehrte, mich einem der Mitglieder der beiden Clubs der eigentlichen Linken, des Deutschen Hofes und des Donnersberges genähert. Nur mit einem blutjungen Oesterreicher, Demel aus Teschen, machte ich eine Ausnahme, und mit Genugthuung ward ich lange Jahre später gewahr, daß ich mich nicht getäuscht hatte, als ich den guten Kern in ihm zu erkennen glaubte. Wir sahen uns selten, aber wenn dies geschah, so verkehrten wir auch auf freundschaftlichem und landsmännischem Fuße. In Folge dessen kam sogar in der Zeit, in welcher die revolutionären Wogen in Frankfurt am höchsten stiegen, eine ganz sonder-

bare Verabredung zwiſchen uns zu Stande. Allen Ernſtes vereinbarten wir uns dahin, daß, wenn die Revolution ſiegen ſollte, Demel ſich alle Mühe geben werde, zu verhindern, daß den Meinigen und mir ſelbſt ein Unheil widerführe. Ich hingegen übernahm dieſelbe Verpflichtung für den Fall, als etwa in Frankfurt einmal ein gleiches Verfahren platzgreifen ſollte, wie es in Wien nach der Einnahme der Stadt beobachtet worden war. Glücklicher Weiſe kam keiner von uns Beiden in die Lage, dem Andern gegenüber das ihm verpfändete Wort einzulöſen. Sowohl Demel als ich hätten dies ſicherlich mit größter Gewiſſenhaftigkeit gethan.

Wie ganz anders als zu den Mitgliedern der Linken war doch mein bisheriges Verhalten zu denen der preußiſchen Erbkaiſerpartei geweſen! Von meinem erſten Eintreffen in Frankfurt an, ſomit drei volle Monate hindurch waren wir mit Ausnahme der Verhandlung über die Paragraphe 2 und 3 allzeit in den gleichen Reihen geſtanden und hatten bei manchem heftigen Kampfe gegen die Linke wacker ausgehalten bei einander. Und ſelbſt der Streit um die erwähnten Verfaſſungsparagraphe hatte in meinen Augen mit der Werthſchätzung der Perſonen, die auf der Gegenſeite ſtanden, nur wenig zu thun. Ja ich begriff ſogar das Beſtreben der Preußen, und ſie waren darum in meinen Augen nicht minder ehrenwerth, wenn ſie darnach trachteten, ihren ſo lang gehegten Traum zu verwirklichen und ihren König zum Kaiſer von Deutſchland zu machen. Hätte doch auch ich, und ich ſage damit nicht zu viel, kein Opfer und keine Anſtrengung geſcheut, wenn ich mit Ausſicht auf Erfolg dazu hätte beitragen können, daß dem Kaiſer von Oeſterreich die Krone Deutſchlands auf das jugendliche Haupt geſetzt werde.

Die größte Schwierigkeit für meine Meinungsgenoſſen und mich ſelbſt beſtand eigentlich in der völligen Unklarheit über dasjenige, was wir nun anſtreben ſollten. Die Gegner beſaßen ein präcis formulirtes Programm: es war der deutſche einheitliche Staat mit Ausſchließung alles deſſen, das darin nicht Platz finden könne. Lieber ein einheitliches, wenn auch kleineres Staatsgebiet, ſagten ſie, als ein großes, nur loſe zuſammenhängendes, in welchem die alte Miſère des Zwieſpaltes zwiſchen den einzelnen Theilen ſich ſtets erneuere. Wir aber konnten nur immer von der Nothwendigkeit, Deutſchland in ſeiner vollen Integrität zu erhalten, und von ausnahmsweiſen Beſtimmungen ſprechen, welche zur Erreichung dieſes Zweckes für Oeſterreich in die neue Verfaſſungsurkunde aufgenommen werden müßten. Wie aber dieſe Beſtimmungen lauten ſollten, darüber waren wir ſelbſt weder klar, noch einer und derſelben Meinung; wenn wir dies aber auch geweſen und trotz der obwaltenden Schwierigkeiten dahin gelangt wären, uns zu einem für die Anderen wie für uns annehmbaren Programme zu einigen, ſo wußten wir noch immer nicht von fern, wie ſich die neue Regierung in Oeſterreich dazu ſtellen und ob ſie uns nicht ſchließlich desavouiren werde. Genau zu wiſſen, was unſere eigene Regierung wolle, ſchien mir daher das dringendſte Bedürfniß zu ſein.

Wie mein Clubgenoß Biedermann in ſeinem Buche über die Paulskirche bezeugt, darf ich die Initiative des Gedankens für mich in Anſpruch nehmen, daß von Seite des Reichsminiſteriums directe Verhandlungen mit der öſterreichiſchen Regierung einzuleiten ſeien, um ſie zu einer klaren und unzweideutigen Kundgebung über ihre Intentionen und über die äußerſte Grenzlinie zu veranlaſſen, bis zu welcher

ſie gehen könne, um das Verbleiben der deutſchöſterreichiſchen Länder in dem deutſchen Bundesſtaate möglich zu machen. Ich trat mit dieſem Vorſchlage in meinem Club, dem Augsburger Hofe hervor, und obgleich derſelbe zu nicht geringem Theile aus Mitgliedern beſtand, welche dem preußiſchen Erbkaiſerthum günſtig geſinnt waren, ſo wurde ihm doch bereitwilliges Entgegenkommen zu Theil. Minder ermuthigend war dasjenige, welches er in dem großen Club des rechten Centrums, dem Caſino fand, als meine Freunde Sommaruga und Würth ihn dort anregten, aber man wagte doch wenigſtens keine förmliche Ablehnung. Schließlich kam die Sache auch im Schooße des Miniſteriums zur Sprache, und der Reichsfinanzminiſter v. Beckerath verſammelte hierauf einen kleinen Kreis von Mitgliedern der verſchiedenen Fractionen, von der äußerſten Rechten an bis zum Württemberger Hofe, bei ſich, um die Stimmung über die obſchwebende Frage kennen zu lernen.

Ich wurde dieſer Beſprechung nicht beigezogen, kann alſo nur vom Hörenſagen über ſie berichten. Und da zeigte es ſich denn recht deutlich, wer von den Anhängern des preußiſchen Erbkaiſerthums dasſelbe vorzugsweiſe im deutſchen oder wer es im ſpeciell preußiſchen Intereſſe wünſchte. Eines der hervorragendſten Mitglieder der Rechten, der Buchhändler Baſſermann aus Mannheim, ſprach ſich für die Abſendung von Bevollmächtigten nach Olmütz aus, um zu definitiven Grundlagen zu gelangen, auf denen das Verhältniß Oeſterreichs zu Deutſchland zu ordnen ſein würde.

Dieſe Anſchauung bekämpften die beiden Abgeordneten Georg Beſeler und Droyſen, welche ich ſchon damals, ob mit Recht oder mit Unrecht, wage ich freilich nicht zu

entſcheiden, als Wortführer derjenigen anſah, deren Mund überfloß von Verſicherungen ihres Deutſchthums, während es ihnen innerlich doch um nichts ſo ſehr als um die Erhöhung Preußens zu thun war. Sie erklärten ſich gegen alle Verhandlungen mit Oeſterreich; die Nationalverſammlung ſolle, ſo meinten ſie, mit der Zuſtandebringung des Verfaſſungswerkes nur ruhig und ſelbſtſtändig vorangehen, das Andere werde ſich mit der Zeit ſchon finden.

Auch Dahlmann äußerte ſich in ähnlichem Sinne, und er meinte, es ſei der Nationalverſammlung nicht würdig, Oeſterreich nochmals einen Schritt entgegenzukommen. Er unterließ dabei freilich, das von ihm gebrauchte Wort „nochmals“ näher zu begründen, denn die Nachweiſung wäre ihm wohl ſchwer geworden, wann und wo denn der erſte Schritt zur Annäherung an Oeſterreich gethan worden ſei.

Ungleich verſöhnlicher und patriotiſcher als dieſe drei Abgeordneten ſprach Heinrich v. Gagern, indem er die hohe Wichtigkeit einer baldigen und rückhaltloſen Verſtändigung mit Oeſterreich hervorhob. Und da Schmerling erklärt hatte, er wünſche, um jedem Mißtrauen vorzubeugen, daß die Verhandlungen mit Oeſterreich von einem Anderen als ihm geführt würden, war der Vorſchlag gemacht worden, Gagern in das Miniſterium zu berufen. Aber er ſelbſt äußerte nun das Bedenken, ob denn ſein Programm, das vor wenigen Wochen kaum ein Dutzend Stimmen im Parlamente für ſich gehabt habe, jetzt dort die Majorität finden werde. Grumbrecht aus Lüneburg, der dem Württemberger Hofe angehörte, ein derber, ungeſchliffener Patron, warf nun Schmerling die Behauptung ins Geſicht, Gagern dürfe nicht mit ihm gleichzeitig im Miniſterrathe ſitzen, denn

ſonſt lade er die ganze Unpopularität, das Mißtrauen, ja den Haß auf ſich, mit welchem das Miniſterium Schmerling belaſtet ſei. Umſonſt wurde dagegen bemerkt, die Unpopularität Schmerling's ſei nur diejenige der ganzen Rechten, umſonſt trat der ſtreng conſervative Preuße Graf Schwerin als Schmerling's Vertheidiger auf, Grumbrecht wurde nur noch gröber und richtete nun ſeine Invectiven gegen Schwerin. Darüber ging die Verſammlung reſultatlos auseinander.

Aber der Same der dort gepflogenen Berathung blieb dennoch nicht ganz ohne Frucht. Zwar brach ſich trotz des mächtigen Einfluſſes, welchen Beſeler, Droyſen und Dahlmann auf die preußiſche Erbkaiſerpartei ausübten, der von ihnen zurückgewieſene Gedanke der Nothwendigkeit einer Verhandlung mit Oeſterreich raſch wieder Bahn. Die Clubs der Rechten und des Centrums ſelbſt waren es, welche das Miniſterium einluden, ihnen ſeine Intentionen in Betreff dieſer Unterhandlungen mittheilen zu wollen. Solches geſchah auch, und Schmerling legte in der That den Entwurf eines Antrages vor, den er in der Nationalverſammlung einbringen wollte und auf welchen man bei einigem guten Willen recht wohl hätte eingehen können. Mit aller Kraft, welche ich überhaupt beſaß, vertrat ich dieſen Antrag im Augsburger Hofe. Und da ſich ſchließlich die Sache weniger um den vom Miniſterium beabſichtigten Schritt, als um Schmerling's Perſon drehte, ſo wies ich auf die ganz außerordentlichen Verdienſte hin, die derſelbe ſich in den Septembertagen gerade um die Rechte erworben. Einen Act der Undankbarkeit nannte ich es, wenn man ihn jetzt fallen laſſen wolle, und ich warnte eindringlich davor, der Linken einen ſolchen Triumph zu bereiten.

Aber was ich auch ſagen mochte und was die wenigen Meinungsgenoſſen, deren ich mich erfreute, zu meiner Unterſtützung vorbrachten, es war doch nur tauben Ohren gepredigt. Da man ſelbſt nicht ganz ehrlich zu Werke ging und eigentlich Schmerling nur verdrängen wollte, um Gagern an ſeine Stelle zu ſetzen und durch ihn dem preußiſchen Erbkaiſerthum die Wege zu ebnen, ſo gab man ſich, um hiefür einen Vorwand zu finden, den Anſchein, überall Zweideutigkeit und Falſchheit zu wittern. Man interpretirte davon eine Menge in den vom Miniſterium beabſichtigten Antrag hinein und brüſtete ſich dann nicht wenig mit den in ſolcher Weiſe gemachten Entdeckungen. Nach denſelben könne man, ſo wurde erklärt, für Schmerling's längeres Verbleiben im Miniſterium nicht mehr eintreten und man verſagte ihm die fernere parlamentariſche Unterſtützung. In Folge deſſen trat Schmerling am 15. December vom Amte zurück, und ſein Unterſtaatsſecretär Würth mit ihm. Es befand ſich nun kein Oeſterreicher mehr in der Regierung und wir konnten hierin mit Recht ein Vorſpiel für die Ausſchließung Oeſterreichs aus Deutſchland und für die Vertreibung der Oeſterreicher aus der Nationalverſammlung erblicken. An Schmerling's Stelle übernahm Gagern den Vorſitz im Miniſterrathe und die beiden Portefeuilles der auswärtigen Angelegenheiten und des Innern.

Am 18. December trat Gagern mit ſeinem bekannten Programm vor das Parlament. Es wiederholte in gewiſſem Sinne die Erklärung des öſterreichiſchen Miniſteriums vom 27. November und ſtellte den Satz an ſeine Spitze: „Alle „öſterreichiſchen Lande ſollen in ſtaatlicher Einheit ver„bunden bleiben. Die Beziehungen Oeſterreichs zu Deutſch„land können erſt dann ſtaatlich geordnet werden, wenn

„beide Staatencomplexe ihre innere Umgestaltung vollendet „haben würden. Die Pflicht der deutschen Centralgewalt „Oesterreich gegenüber beschränke sich daher auf Erhaltung „des bisherigen Bundesverhältnisses, unter Anerkennung „der Sonderstellung Oesterreichs, welches als in den neu „zu errichtenden deutschen Bundesstaat nicht eintretend zu „betrachten sein würde. Das zukünftige Verhältniß Oester„reichs zu Deutschland wäre durch eine Unionsakte, das „Maß der gegenseitigen Rechte und Pflichten aber im ge„sandtschaftlichen Wege zu ordnen."

Der letzte war auch der allermißlichste Punkt, denn durch denselben wurde nur allzu klar angedeutet, die Stellung Oesterreichs zu Deutschland solle künftighin nur eine völkerrechtliche sein. Ganz der gleiche Gedanke war dies, wie er seinerzeit dem Antrage Mühlfeld's zu Grunde gelegen und für welchen derselbe nicht den zehnten Theil der Stimmen im Parlamente zu erlangen vermocht hatte. Gagern empfand dies wohl, und darum begehrte er ausdrücklich die Ermächtigung zur Anbahnung einer solchen gesandtschaftlichen Verbindung mit Oesterreich. Schließlich beantragte er die Zuweisung seiner Vorlage an einen Ausschuß.

Schon die Sitzung, in der solches geschah, nahm einen für Gagern recht kläglichen Verlauf, und obgleich ich natürlich mit meinen Landsleuten stimmte und dadurch das Meinige zu der Verlegenheit beitrug, in der er sich befand, so that mir dies doch um seinetwillen recht aufrichtig leid. Denn während der mehr als drei Monate, die ich nun dem Parlament angehörte, hatte kaum Einer meine persönlichen Sympathien in so hohem Grade erworben als Heinrich v. Gagern, aber dieselben traten selbstverständlich weit vor der politischen Nothwendigkeit zurück, ihn jetzt zu bekämpfen.

Darum betrachtete ich es als einen Gewinn, daß ſchon das erſte und ſogar blos formelle Verlangen, welches der neue Miniſterpräſident an die Nationalverſammlung ſtellte, die Zuweiſung ſeines Antrages an einen Ausſchuß, von derſelben abgelehnt wurde. Nicht weniger als vier Ausſchüſſe wurden der Reihe nach in Vorſchlag gebracht und alle, zum Theil ſogar in namentlicher Abſtimmung verworfen. Es blieb alſo nichts Anderes übrig, als durch die Abtheilungen einen neuen Ausſchuß zu wählen, um über die Vorlage Gagern's zu berathen und zu berichten.

Man würde ſich täuſchen, wenn man glauben wollte, daß die unleugbare Niederlage, welche Gagern ſchon in der erſten Sitzung erlitt, der er als Miniſterpräſident beiwohnte, durch den kleinen Erfolg verſüßt worden wäre, den ſeine Partei errang, als einer der treueſten Anhänger Gagern's, Simſon aus Königsberg, mit der verſchwindenden Majorität von zwei Stimmen zum Präſidenten der Nationalverſammlung gewählt wurde. Fürwahr ein Pyrrhusſieg, der die Schwäche der miniſteriellen Partei erſt recht laut verkündigte. Mit ſchwerem Herzen ſtimmte ich mit der ganzen Linken für Kirchgeßner aus Würzburg, obwohl ich mir vollkommen klar darüber war, daß ſeine Befähigung, das Präſidium zu führen, hinter derjenigen Simſon's weit zurückſtand.

Die Erbitterung aber, mit welcher die Vorgänge in dieſer Sitzung die Parteien der Rechten, welche, nachdem ſie ſo lange Zeit über die unbeſtrittene Majorität verfügt hatten, dieſe Machtvollkommenheit nun plötzlich durch den Abfall der Oeſterreicher und derjenigen, die feſt zu ihnen hielten, dahinſchwinden ſahen, ſtieg aufs Höchſte, als das Ergebniß der in den Abtheilungen vollzogenen Wahl für den Ausſchuß

bekannt wurde, an welchen Gagern's Programm verwiesen werden sollte. In demselben waren von fünfzehn Mitgliedern kaum zwei oder drei, welche es unbedingt mit Gagern hielten; seine Gegner aber, unter ihnen hauptsächlich Angehörige der Linken, waren in der entschiedensten Majorität.

Von großem, wenn auch nicht gerade erfreulichem Interesse war es, den Unterschied in der Art und Weise zu beobachten, in welcher diese Erbitterung die Haltung der verschiedenen Mitglieder der bisherigen Majorität beeinflußte. Und da kann man wohl sagen, daß diejenigen, denen man es ansah, sie hätten von Jugend auf eine gute Erziehung genossen und sich in Kreisen bewegt, in denen man auf die Beobachtung verbindlicher gesellschaftlicher Formen Werth legt, auch die meiste Selbstbeherrschung an den Tag legten. Die Mitglieder der preußischen Rechten, meistens Edelleute und Gutsbesitzer, gingen hierin mit gutem Beispiele voran. Auch Heinrich Gagern wich wenigstens mir gegenüber nie auch nur um die Breite eines Haares von dem Benehmen ab, das der anständige Mann einem politischen Widersacher gegenüber einhält, wenn er ihn nur überhaupt achtet. Am verbissensten in ihrer Feindseligkeit und am wenigsten wählerisch in der Art, sie zum Ausdrucke zu bringen, war eine Anzahl norddeutscher Gelehrter und anderer Männer, welche, ohne selbst Gelehrte zu sein, doch Hand in Hand mit ihnen gingen.

Das Gebiet, auf dem sie sich mit Vorliebe tummelten, war das der Presse, und man darf wohl sagen, Verdrehung der Thatsachen, Unwahrheit und Verleumdung waren nicht selten die Waffen, deren sie sich bedienten, um ihre Gegner mit Koth zu bewerfen und deren Bestrebungen zu

verläſtern und zu verſchwärzen, die eigenen aber und ſich ſelbſt mit einem manchmal recht unverdienten Glorienſcheine zu umwinden. Am ärgſten aber trieb es die „Deutſche Zeitung“ und in ihr der Hauptmitarbeiter derſelben, Georg Gottfried Gervinus.

Als einer der Göttinger Sieben und als ein hervorragender, ja mit Recht berühmter Schriftſteller verdient er gewiß allen Reſpect, als Politiker aber war er wirklich nur widerlich zu nennen. Noch iſt der tiefe Ingrimm mir klar im Gedächtniß, mit welchem mich die von ihm unter der Chiffre „Vom Rhein“ geſchriebenen Artikel erfüllten. Da war ihm keine Entſtellung vergangener Zeiten und keine Schmähung des Gegenwärtigen zu arg, um nicht in Bezug auf Oeſterreich mit dem Anſcheine tiefſter ſittlicher Entrüſtung vorgebracht zu werden. Ich beſitze die „Deutſche Zeitung“ nicht und kann ſie mir in Wien nicht verſchaffen, weshalb ich die betreffenden Belegſtellen hier nicht anzuführen vermag. Aber wie empörend der Eindruck war, welchen die von Gervinus gegen Oeſterreich geſchriebenen Schmähartikel auf mich hervorbrachten, geht daraus am beſten hervor, daß ich ſelbſt zur Feder griff, um ihn, ſo gut ich es konnte, auf ſeinem eigenen Gebiete zu bekämpfen.

Noch niemals in meinem Leben hatte ich für ein Journal einen Artikel geſchrieben, und als ich dies that, wußte ich nicht, ob er in einer der geleſeneren Zeitungen Aufnahme finden würde. In Frankfurt ſelbſt war keine Ausſicht hiezu, denn die dortigen Blätter waren faſt ausnahmslos in den Händen der Agenten des uns nun feindlichen Miniſteriums oder in denen der Linken. Ich ſandte ihn alſo an die „Augsburger Allgemeine Zeitung“, obwohl dieſelbe ſich wenigſtens zur Zeit der Verhandlungen über

die Paragraphe 2 und 3 keineswegs in einem meinen Bestrebungen günstigen Sinne verhalten hatte. Da sie aber damals noch einen sehr großen Absatz in Oesterreich besaß, hoffte ich, sie werde ihre Spalten nicht einer Stimme aus Frankfurt verschließen, welche den daselbst jetzt zur Gewohnheit gewordenen Beschimpfungen Oesterreichs entgegenzutreten unternähme.

Meine Erwartung wurde wirklich nicht getäuscht und mein Artikel trotz seines Umfanges in der „Allgemeinen Zeitung" vom 25. December 1848 abgedruckt. Da er über meine damalige Stimmung und Anschauung den besten Aufschluß gewährt, so kann ich nicht umhin, ihn hier zum Theile wörtlich anzuführen und zum Theile nur kurz zu skizziren.

„Oesterreich und die als Abgeordnete hier befindlichen „Söhne dieses Landes," mit diesen Worten beginnt mein aus Frankfurt vom 22. December datirter Artikel, „dienen „gegenwärtig den hämischesten Angriffen der Frankfurter „Tagespresse zum Ziele. Namentlich ist es die „„Deutsche „Zeitung"", welche keinen Tag vorübergehen läßt, ohne „einen oder mehrere Artikel zu bringen, welche strotzen von „unwahren Angaben, von unwürdigen Verdächtigungen, „von falschen Beschuldigungen, die gegen die Abgeordneten „aus Oesterreich und gegen das österreichische Ministerium „in einer Weise und in einem Tone geschleudert werden, „die jeden Unbefangenen entrüsten, umsomehr also die Ver„letzten selbst mit Erbitterung erfüllen muß. Da werden „die scharfsinnigsten historischen Deductionen gebracht, um „sonnenklar zu beweisen, wie eigentlich Oesterreich nie „deutsch gewesen; ja sogar die herrlichsten Erinnerungen, „das Andenken an die Märtyrerjahre 1805 und 1809, wo „Oesterreich im Kampfe gegen Deutschlands erbittertste

„Feinde geblutet, wo es ſich deutſcher gezeigt als ein großer
„Theil der reindeutſchen Länder ſelbſt, das Andenken an
„das herrliche Jahr 1813, das Jahr der Befreiung und des
„Sieges, ſelbſt dieſe glänzenden Erinnerungen werden mit
„Koth beworfen, um Oeſterreich zu Gunſten Preußens zu
„verkleinern und zu erniedrigen. Und warum dieſe hämi-
„ſchen Ausfälle, dieſe erbitterten Angriffe, warum dieſe ver-
„leumderiſchen Verdächtigungen, mit welchen die Frankfurter
„Preſſe Oeſterreich und deſſen Vertreter in der National-
„verſammlung übergeifert? Warum die zahlloſe Menge ab-
„ſichtlich verbreiteter lügenhafter Angaben über eine Coali-
„tion zwiſchen den öſterreichiſchen Abgeordneten und den
„Mitgliedern der Linken, eine Coalition, abgeſchloſſen zu
„dem Anfangs ſtreng verheimlichten, nun aber offenkundigen
„Zwecke, das Verfaſſungswerk zu ſtören und die ſo lang
„erſehnte Einheit wenige Monate vor ihrer Verwirklichung
„zu vernichten? Weil die Oeſterreicher es nicht übers Herz
„bringen konnten, die Vorſchläge des Miniſterpräſidenten
„v. Gagern, durch welche ihnen nichts Geringeres zu-
„gemuthet wurde, als ſich ſelbſt die Stühle vor die Thüren
„der Paulskirche zu ſetzen, mit dem Jubel zu begrüßen,
„der ihnen von den preußiſchen Mitgliedern der Rechten
„und des Centrums und den noch preußiſcheren Abgeord-
„neten aus Schleswig-Holſtein geſpendet wurde; weil ſie
„ſich nicht entſchließen konnten, ſich ſelbſt aus Deutſchland
„hinaus zu decretiren, und die Hand nicht bieten wollten
„zur Anknüpfung eines blos völkerrechtlichen Verhältniſſes
„zwiſchen Oeſterreich und Deutſchland; weil es ihre Bruſt
„mit Unmuth erfüllte, daß ſie, deren Miſſion es geweſen,
„Oeſterreichs Verbleiben in und bei dem deutſchen Bundes-
„ſtaate zu verwirklichen, unverrichteter Dinge heimziehen

„und einem diplomatiſchen Repräſentanten Platz machen „ſollten, der fürder Oeſterreichs Volk zu vertreten habe in „dem ihm ſo lange Zeit fremd geweſenen und ſchon ſo bald „wieder fremdgewordenen Deutſchland; weil ſie das Alles „nicht hingenommen in ruhiger Ergebung und es in dem „Momente der erſten Aufregung verſucht haben, ihre Kräfte „mit Jenen zu meſſen, welche ſie ſo lang für befreundet „hielten und die ſich nun plötzlich hinſtellten als offen„kundige Gegner. Deshalb erlaubt man ſich, die öſter„reichiſchen Abgeordneten undeutſch zu ſchelten, deshalb „entblödet man ſich nicht, das alte Schmähwort „„ein „Schwarzgelber““ wieder aufzuwärmen und ſich durch deſſen „Gebrauch auf den Boden zu ſtellen, auf welchem ſich be„kanntlich während der unglücklichen Octobertage der Pöbel „Wiens mit ſolchem Erfolge bewegte.“

Nachdem ich in ſo nachdrücklicher Weiſe die Angriffe der Frankfurter Preſſe im Allgemeinen und der „Deutſchen Zeitung“ insbeſondere zurückgewieſen hatte, bemühte ich mich, dieſelben Punkt für Punkt in ſachlicher Deduction zu widerlegen und das bisherige Verfahren der öſterreichiſchen Abgeordneten nach allen Richtungen hin zu rechtfertigen. Und ſchließlich beantwortete ich die gleichfalls von der „Deutſchen Zeitung“ aufgeworfene Frage: „Was „wollen die Oeſterreicher?“ mit folgenden Worten: „Sie „wollen ein großes, mächtiges, einiges Deutſchland, und „daß dieſes Deutſchland auch ihr Oeſterreich in ſich ſchließe. „Sie glauben, daß es in Deutſchlands höchſtem Intereſſe „liege, Oeſterreich nicht zu zertrümmern, ſondern es ſich „ſtark und kräftig geſtalten zu laſſen. Sie haben die Hoff„nung nicht aufgegeben, daß es möglich ſei, Oeſterreich und „Deutſchland durch ein engeres als ein blos völkerrechtliches

„Band zu vereinigen. Sollten sie sich aber darin getäuscht „haben, sollte sich wirklich die Unmöglichkeit von Oester„reichs Verbleiben im deutschen Bundesstaate herausstellen, „sollten sie diese Ueberzeugung nicht durch ein Ministerial„programm oder durch eine Depesche vom auswärtigen „Amte, sondern mittelst eines Ausspruches des österreichischen „Volkes durch den Mund seiner gesetzlichen Vertreter er„halten, dann wird es keinem wackeren Oesterreicher in den „Sinn kommen, sich länger in das deutsche Verfassungs„werk mengen, dasselbe in seiner Entwicklung stören zu „wollen. Mit schwerem Herzen werden sie von Frankfurt „scheiden, sich ihrer Heimat zuwenden und dort, wie sie es „in Frankfurt für ihre Schuldigkeit ansahen, für Oesterreich „zu sprechen und zu handeln, in Oesterreich in deutschem „Sinne wirken."

Ich weiß wohl, Zeitungsartikel kommen und vergehen, wie der eine Tag sie bringt und der nächstfolgende sie wieder im Gedächtnisse der Leser verwischt. Wenn ich mir vielleicht damit schmeicheln darf, der meinige habe etwas mehr Beachtung gefunden, als solches gewöhnlich der Fall ist, so hatte ich dies wohl dem Umstande zu verdanken, daß er nicht so sehr ein Artikel als vielmehr eine Art Schutzschrift für die österreichische Auffassung der Lage in Frankfurt und für die dort tagenden Oesterreicher, insofern sie der Rechten und dem Centrum angehörten, war. Auch hatte ich mich entschlossen, mit offenem Visir auf den Kampfplatz zu treten, indem ich meinem Artikel den Anfangsbuchstaben meines Namens vorausschickte und durch die Redaction der „Allgemeinen Zeitung" die Bemerkung hinzufügen ließ: „Von einem österreichischen Mitgliede der „Nationalversammlung." Da aber außer mir nur noch

die Herren Achleitner aus Ried und Baron Aichelburg aus Klagenfurt österreichische Parlamentsmitglieder waren, deren Name mit A begann, und von keinem derselben eine schriftliche Theilnahme an dem politischen Getriebe anzunehmen war, so brachte dies so ziemlich die gleiche Wirkung hervor, als wenn ich den Artikel mit meinem vollen Namen unterzeichnet hätte.

Daß mein Aufsatz den von mir gewünschten Eindruck nicht verfehlt habe, merkte ich sogleich an den langen Gesichtern und der steifen Haltung der Abgeordneten, welche in der Frankfurter Presse in dem von mir so bitter getadelten Sinne thätig waren. Am allermeisten geärgert aber zeigte sich zu meinem innerlichen Behagen Gervinus, dem ja meine Erwiderung vorzugsweise galt und der sie gerade so aufnahm wie Einer, der ununterbrochen herüberschießt, das Zurückschießen aber als ein strafwürdiges Verbrechen betrachtet.

Noch befriedigender für mich war der Eindruck, den mein Artikel in meiner Heimat hervorbrachte. Von mehreren Seiten konnte ich zustimmende Aeußerungen vernehmen, am erfreulichsten aber war es für mich, als mir mein Vater schrieb, er habe, nachdem er den Artikel gelesen, lebhaft gewünscht, derselbe möge von mir sein. Aber freilich war er zugleich auch etwas über den geringen Respect erschrocken, mit welchem ich am Schlusse desselben von dem Programme und den Depeschen des Ministeriums sprach.

Bald sollte mir die Gelegenheit dargeboten werden, die Gedanken, die ich in den Spalten der „Allgemeinen Zeitung" niedergelegt, auch von der Tribüne der Paulskirche zu entwickeln, in welcher die Nationalversammlung am 11. Januar 1849, nach einem etwa zweimonatlichen

Zwischenraume aus der reformirten Kirche dahin zurückkehrend, wieder ihre erste Sitzung abhielt.

Sie war dem Berichte des Ausschusses gewidmet, der erst vor Kurzem zur Begutachtung des Gagern'schen Programmes eigens zusammengesetzt worden war. Der Bericht, von Venedey erstattet, sprach sich, wenngleich in rücksichtsvollen Worten, doch gegen das Programm aus, und gipfelte schließlich in dem von zehn gegen fünf Stimmen beschlossenen Antrage, in eine Ausscheidung der zum früheren deutschen Bunde gehörigen Länder Oesterreichs aus dem deutschen Bundesstaate nicht zu willigen. Dagegen sei die Centralgewalt zu beauftragen, mit der österreichischen Regierung zu geeigneter Zeit und in geeigneter Weise in Unterhandlungen über das Verhältniß der zum früheren deutschen Bunde nicht gehörigen Länder Oesterreichs zu dem deutschen Bundesstaate zu treten.

Das Minoritätserachten trug dagegen auf Ertheilung der von dem Reichsministerium erbetenen Ermächtigung an.

Nach dem Berichterstatter Venedey erhielt Gagern das Wort zu einer gewaltigen Rede, in welcher er in maßvoller, aber doch eindringlicher Weise seinen Standpunkt vertrat. Von der ganzen Versammlung mit gespanntester Aufmerksamkeit angehört, schloß er unter dem stürmischen Beifalle seiner zahlreichen Anhänger auf der Rechten und im Centrum, und lange wollte sich die Aufregung nicht legen, in welche die Versammlung durch seine Rede versetzt worden war.

Nach Gagern wurde ich auf die Tribüne gerufen, und es trat daher gerade das Gegentheil von der Constellation ein, die mich bei meinem ersten Auftreten in der Paulskirche so sehr begünstigt hatte. Sah man damals

mit Ruhe meiner Rede entgegen und ſchenkte man ihr gleich von ihrem Beginne an Aufmerkſamkeit, ſo wurde jetzt diejenige Gagern's in hundert halblaut geführten Privatgeſprächen zwiſchen den einzelnen Abgeordneten oder Gruppen derſelben discutirt. Und als es endlich ſtiller geworden, da hörte man meine Worte zwar ruhig an, aber um großes Intereſſe zu erregen, dazu waren ſie von zu wenig ausgeſprochenem Gepräge. Hätte ich einen vehementen Angriff gegen Gagern vollführt, ſo würde ich wohl den Beifall der Linken gewonnen haben. Aber dieſelbe, mir ſchon von vorneherein, und von ihrem Standpunkte aus mit Recht, durchaus nicht freundlich geſinnt, machte ich mir noch mehr zu Feinden, indem ich ihre wiederholt aufgeſtellte Forderung, Reichstruppen gegen Oeſterreich aufzubieten, als das, was ſie wirklich war, als Thorheit bezeichnete. Die Erbkaiſerpartei ſtieß ich dadurch zurück, daß ich neuerdings gegen die Paragraphe 2 und 3 in die Schranken trat und ihre Abänderung verlangte. Hierauf bemühte ich mich, die Oeſterreicher von dem Vorwurfe zu reinigen, den man ihnen machte, ſie ſtrebten nur darnach, das Zuſtandekommen des Einigungswerkes zu hindern, und gab die Verſicherung, daß wir mit Freuden bereit ſeien, Alles dazu beizutragen, daß das begonnene Werk auch ſeiner Vollendung zugeführt werde. Erſt wenn jede Möglichkeit verſchwunden ſein würde, daß Oeſterreich an dem deutſchen Bundesſtaate theilnehme, wäre es für uns an der Zeit, auch der Theilnahme an ſeiner Geſetzgebung zu entſagen.

Als ich die Tribüne verließ, gab ich mich keinen Augenblick einer Täuſchung darüber hin, daß meine Rede vollkommen wirkungslos geblieben ſei. Mißlingen iſt allzeit

schmerzlich, und ich kann nicht behaupten, daß ich für dasselbe unempfindlich war. Freilich durfte ich mir zum Troste vielleicht sagen, daß nicht so sehr ich selbst, als der Gegenstand, für den ich eintrat, die Schuld daran trage, und daß, Schmerling allein ausgenommen, so ziemlich auch kein anderer Redner ein besseres Schicksal hatte, welcher, als der Rechten angehörig, auch vom Standpunkte der Rechten aus für die von mir vertheidigte Sache einstand. Nach dreitägiger aufregender, ja manchmal leidenschaftlicher Discussion siegte die Regierung wenigstens insofern, als ein Antrag des baierischen Abgeordneten v. Wulffen die Majorität erhielt, durch welchen dem Reichsministerium die von ihm erbetene Autorisation, jedoch allerdings nur mit nicht unwichtigen Modificationen ertheilt wurde.

Zu einiger Genugthuung gereichte es mir, daß meine Rede, wenn sie auch im Parlament selbst keinen Eindruck hervorgebracht hatte, doch in meiner österreichischen Heimat viel Beifall und Zustimmung fand. Was mir in dieser Beziehung aus Wien zukam, ließ mich hierüber nicht im Zweifel. Noch viel wichtiger und erfreulicher war es für mich, daß sie die gleiche Stimmung auch in meinem Wahlbezirke hervorrief, und eine mit zahlreichen Unterschriften bedeckte Adresse, die ich von dort erhielt, sagte dies deutlich. „Sie haben," hieß es darin mit ausdrücklicher Bezugnahme auf meine Rede vom 11. Januar, „vollkommen aus unse„ren Herzen gesprochen, und wenn es uns nach ihrer An„sprache an uns bei Ihrer Wahl zum Deputirten nicht „schwer fiel, unter den vielen anderen Bewerbern unser „Vertrauen gerade Ihnen zuzuwenden, so gereicht es uns „nun zu erhebender Befriedigung, dieses Vertrauen durch

„Ihr wiederholtes Eintreten für unſer theures Vaterland „gerechtfertigt zu ſehen.“

Klangen dieſe und noch viel lebhaftere Worte des Lobes und der Anerkennung, welche die Adreſſe enthielt, recht ermuthigend für mich, ſo konnten ſie mich doch nicht in der Erkenntniß beirren, daß ich allmälig an einem Wendepunkte meines Aufenthaltes in Frankfurt angelangt war. Immer mehr mußte mir die Sache, die ich dort vertrat, als hoffnungslos erſcheinen. Immer tiefer gerieth ich in eine Art politiſcher Vereinſamung, die ich manchmal recht peinlich empfand. Von meinen bisherigen Clubgenoſſen mußte ich mich trennen, und ich beſuchte ihren mir früher ſo liebgeweſenen Vereinigungsort nicht mehr, ſeitdem eine Auffaſſung dort die herrſchende geworden war, der ich nicht beipflichten konnte. Mich der Linken zu nähern, war ich nie auch nur einen Augenblick verſucht, und der conſervativere Theil der Abgeordneten aus Oeſterreich ſtand für meinen Geſchmack viel zu ſehr im Schlepptau ſeiner bis dahin ſo erbitterten Gegner, als daß ich mich zu einer engeren Verbindung mit ihm zu entſchließen vermocht hätte.

Um von vielen nur ein einziges Beiſpiel zu erwähnen, ſei hier an die Erklärung erinnert, welche, von den öſterreichiſchen Mitgliedern der Linken ausgehend, außer ihnen auch von einer keineswegs geringen Anzahl öſterreichiſcher Abgeordneter der äußerſten Rechten unterzeichnet wurde. An die Verſicherung ihres Vorſatzes, ſich durch keinen wie immer gearteten Beſchluß der Nationalverſammlung aus derſelben ausſchließen zu laſſen, reihten ſie das feierliche Gelöbniß, daß ſie auf den ihnen durch das deutſche Volk angewieſenen Sitzen beharren und dieſelben nur entweder

im Auftrage ihrer Wähler räumen oder der offenen Gewalt weichen würden.

Es machte einen eigenthümlichen Eindruck auf mich, neben den Namen Giskra's und Berger's, dieser geschworenen Feinde des Clericalismus und derer, die sich zu ihm bekannten, den so manchen ultramontanen Priesters aus Tirol und Vorarlberg, wie Beda Weber und Stülz zu erblicken. Und um das halb Wehmüthige und halb Komische dieser Situation recht anschaulich zu machen, kann ich nicht verschweigen, daß in dem Augenblicke, in welchem es sich um Erfüllung ihres Gelöbnisses handelte, nur Wenige der Unterzeichneten Miene machten, es wirklich hierauf ankommen zu lassen. Sowohl Giskra als Berger, sowohl Weber als Stülz warteten auf keinen Auftrag ihrer Wähler, ihre Mandate zurückzulegen. Sie wichen auch nicht der offenen Gewalt, sondern sie traten einfach aus dem Parlamente, als die österreichische Regierung sie noch dazu in recht herrischem Tone aus demselben abrief.

Niederlegung meines Mandates.

Es iſt leicht begreiflich, daß Erklärungen, zu denen gleich der eben erwähnten ſich nun Mitglieder von Parteien, die ſich bisher grimmig befehdet hatten, friedlich zuſammenfanden, und ähnliche Abſtimmungen den Verdacht einer zwiſchen ihnen beſtehenden Coalition erweckten, um das Project der Errichtung eines preußiſchen Erbkaiſerthums zu vereiteln. Aber eine ſolche Coalition hat thatſächlich niemals beſtanden, und daß ſie in Wirklichkeit nicht exiſtirte, war den Wortführern der Erbkaiſerlichen in der Nationalverſammlung und insbeſondere in der Preſſe recht wohl bekannt. Zu vertraut waren ſie mit dem Gefüge der Parteien in und außer der Paulskirche, als daß ſie ſich hierüber auch nur von fern einer Täuſchung hätten hingeben können. Aber es paßte ihnen zu gut, das Wort „Coalition“ in die Welt hinausrufen, über dieſes unnatürliche Bündniß in tugendhafter Entrüſtung die Hände ringen und diejenigen, die es abgeſchloſſen haben ſollten, als Verräther an dem deutſchen Vaterlande brandmarken zu können, als daß ſie ſich ein ſo wirkſames Agitationsmittel hätten entgehen laſſen. Der Wahrheit entſprach nichts Anderes, als daß drei von einander ganz verſchiedene Gruppen der Paulskirche aus

gleichfalls verſchiedenen Beweggründen, aber in ſtrenger Conſequenz ihrer ſonſtigen Haltung naturgemäß dazu getrieben wurden, ſich in der Bekämpfung des preußiſchen Erbkaiſerthums zuſammenzufinden. Und von keiner dieſer drei Gruppen konnte dies Wunder nehmen und daher auch keiner ernſtlich verdacht werden: den Oeſterreichern nicht, denn ſelbſt die eingefleiſchteſten Preußen glaubten auch nicht von fern daran, daß Oeſterreich ſich einem deutſchen Oberhaupte aus dem preußiſchen Königsgeſchlechte unterwerfen könne, wolle und werde; der Linken nicht, weil ſie, größtentheils republikaniſchen Ideen huldigend, von einem erblichen Oberhaupte überhaupt nichts wiſſen wollte; der dritten Gruppe endlich nicht, weil ſie zumeiſt aus Männern der äußerſten Rechten, welche in Feſthaltung ihrer conſervativen Principien einer ſo einſchneidenden Umformung der beſtehenden Staatseinrichtungen widerſtrebten, und aus eifrigen Katholiken beſtand, die ſich mit dem Gedanken der Berufung eines proteſtantiſchen Monarchen an die Spitze Deutſchlands nicht zu befreunden vermochten.

Niemand entſagte alſo ſeinen Grundſätzen, Niemand machte ſich eines Treubruches gegen ſie ſchuldig, Niemand nahm Theil an einer den Principien der politiſchen Moralität, wie man wohl geſagt hat, widerſtreitenden Coalition, und alles Geſchrei, alles Toben, welches hiegegen im Schooße der Verſammlung und in der Preſſe ſich erhob, war eitel Geflunker und zumeiſt bewußte Verleumdung. Nicht dieſe vermeintliche Coalition war es, welche den wunden Punkt unſerer Situation bildete, ſondern die Frage, ob wir Oeſterreicher denn nach dem Programm von Kremſier und bei der ſich immer deutlicher herausſtellenden Gewißheit, daß Oeſterreich ſich in den neu zu gründenden deutſchen Bundes-

ſtaat nicht einfügen könne und werde, überhaupt noch berechtigt ſeien, an der Geſetzgebung über denſelben thätigen Antheil zu nehmen.

Vor der Hand waren die Dinge noch nicht ſo weit gereift, als daß es nothwendig geweſen wäre, zu dieſer Frage jetzt ſchon entſchiedene Stellung zu nehmen. Noch konnte Oeſterreich vielleicht einlenken, und ſeine neue Regierung machte auch in ſpäteren Noten und Erklärungen wenigſtens Miene, dies zu beabſichtigen. Mir blieb daher ebenſo wie denjenigen, welche ſo dachten wie ich, nichts Anderes übrig, als mich an den Verhandlungen in der Paulskirche zum Mindeſten durch meine Abſtimmungen auch noch ferner zu betheiligen, durch die Letzteren aber deutlich zu beweiſen, daß ich von der Theilnahme an einer Coalition mit der Linken himmelweit entfernt ſei und mich durch nichts Anderes leiten laſſe als durch die Erkenntniß der Pflichten, die mir durch meine Stellung als öſterreichiſcher Abgeordneter auferlegt wurden. Wenn ich mich recht entſinne, war ich in dieſer Beziehung ganz in Uebereinſtimmung mit den Anſichten Schmerling's, dem gleichfalls nichts weniger in den Sinn kam, als ſich auf eine Coalition mit der Linken einlaſſen zu wollen.

Der Hauptunterſchied zwiſchen unſerer beiderſeitigen Auffaſſung, oder beſſer geſagt, zwiſchen unſerer beiderſeitigen Haltung beſtand, wenn ich es richtig beurtheile, darin, daß diejenige Schmerling's durch ſeine Stellung als öſterreichiſcher Bevollmächtigter bei der Centralgewalt, die er ſeit Beginn des Jahres 1849 bekleidete, doch etwas beeinflußt, die meinige aber vollkommen frei war. Gewiß mußte Schmerling's Benehmen ſowohl ſeiner hervorragenden Perſönlichkeit als ſeines wichtigen Amtes wegen große Bedeu-

tung besitzen, während das meinige als das eines jungen und ziemlich unscheinbaren Deputirten mehr in der Menge verschwand. Aber auch in dem gegebenen Falle bestätigte sich das, was ich schon an einem früheren Orte über das Wesen der Diplomatie im Allgemeinen sagte. Ohne seinen feststehenden Ueberzeugungen auch nur im Mindesten untreu zu werden, mußte doch Schmerling recht Vieles von dem, wozu sich die österreichische Regierung nach langem Drängen endlich herbeiließ, in Frankfurt als annehmbar hinstellen, während er es doch ohne Zweifel als ganz unzulänglich erkannte. Daß dies wirklich seine innerste Herzensmeinung war, ging aus der in der zweiten Hälfte des Januar erfolgten Absendung seines ehemaligen Unterstaatssecretärs Würth nach Wien deutlich hervor. Dieser Vertrauensmann Schmerling's sollte in dessen Auftrage mündlich den maßgebenden österreichischen Staatsmännern die Lage der Dinge in Frankfurt schildern und sie zu willfährigerem Entgegenkommen für die dort gehegten Wünsche bereden.

Am Morgen des 8. Februar traf Würth wieder in Frankfurt ein und überbrachte eine vom 4. datirte Depesche des Fürsten Schwarzenberg an Schmerling, deren Inhalt allsogleich an Gagern, von diesem aber der Nationalversammlung mitgetheilt wurde und im Schooße derselben um ihrer vagen und vieldeutigen Fassung willen nicht wenig Spott und Tadel hervorrief.

Ich war weit davon entfernt, mich an diesem Spotte und diesem Tadel irgendwie zu betheiligen, denn ich begriff ganz gut die peinliche Lage der österreichischen Regierung und fand in ihrer Antwort nur eine neue Bestätigung meiner immer stärker werdenden Ueberzeugung, daß ihr auch die bescheidensten Anforderungen, welche in Frankfurt

überhaupt erhoben wurden, viel zu weitgreifende waren, und daß sie trotz aller Versicherungen des Gegentheils über die alte, im bisherigen Staatenbunde begründete Stellung Oesterreichs nicht merkbar werde hinausgehen können.

Alles, was mir Würth, mit dem ich als meinem Wohnungsgenossen fortwährend aufs Vertraulichste verkehrte, über die von ihm in Wien gemachten Wahrnehmungen mittheilte, bestätigte mich in meiner Ansicht. Nur darin wich sie vielleicht etwas von derjenigen Würth's ab, daß er, wohl noch deutscher gesinnt als ich, auf die österreichischen Staatsmänner und insbesondere auf den Fürsten Schwarzenberg recht übel zu sprechen war. Zu viel schob er meines Erachtens auf dessen vermeintliches Uebelwollen, auf seine Geringschätzung der Bestrebungen nach einer Einigung Deutschlands, während ich doch die unendlichen Schwierigkeiten der Situation, in der sich damals die österreichische Regierung befand, etwas billiger beurtheilte als er. Wornach ich vor Allem mich sehnte, war größere Aufrichtigkeit und klarere Andeutung dessen, worauf Oesterreich eingehen konnte und worauf nicht. Und zu einer solchen offeneren Sprache hätte die österreichische Regierung sich doch wohl herbeilassen sollen, denn lang schon mußten Staatsmänner wie Schwarzenberg und Stadion mit sich selbst darüber im Reinen sein, ob es Oesterreich möglich sei, seinen deutschen Provinzen jene Sonderstellung anzuweisen, welche sie unbedingt einnehmen mußten, wenn sie hinsichtlich der obersten Staatsangelegenheiten nicht mehr unter die österreichische Regierung, unter den österreichischen Reichstag, sondern unter das Ministerium der deutschen Centralgewalt, unter das deutsche Parlament gestellt werden würden. Denn eine solche Centralgewalt, eine solche Volks-

vertretung mußte mir als unbedingt nothwendig erſcheinen, wenn Deutſchland überhaupt ſo weit gebracht werden ſollte, ein Bundesſtaat zu werden. Zu einem ſolchen aber mußte es ſich geſtalten, wenn man nicht ſchon von vorneherein jedem Gedanken an wirkliche Einheit, an wirkliche Einigkeit zu entſagen bereit war.

Beſäße die öſterreichiſche Regierung, ſo erklärte ich wiederholt, den Willen und die Kraft, ihre deutſchen Provinzen in eine derartige Sonderſtellung zu bringen, ohne den Beſtand von ganz Oeſterreich zu gefährden, dann möge ſie dies rückhaltlos thun. Sie publicire die Reichsgeſetze und trete thatſächlich in den neu zu ſchaffenden deutſchen Bundesſtaat ein, dann werde ſie an uns auch die entſchloſſenſten Kämpfer für ihre Rechte in Deutſchland finden. Könne ſie dies aber nicht, und ich neigte immer mehr zu der Anſicht, daß ſie es nicht könne, dann erkläre ſie ſich offen, dann hindere ſie wenigſtens Deutſchland in ſeinem Werke der Einigung nicht und trachte ausſchließlich dahin, Oeſterreich und Deutſchland für die Zukunft nicht nur in das engſte, ſondern auch in das dauerndſte Bundesverhältniß zu bringen, das zwiſchen zwei ſelbſtſtändigen Staaten nur immer gedacht werden könne.

Ich leugne nicht, daß ich in dieſen Anſchauungen durch wiederholte Geſpräche mit dem bekannten preußiſchen General v. Radowitz, an den ich von dem nachmaligen Unterſtaatsſecretär im öſterreichiſchen Miniſterium des Aeußern, Freiherrn v. Werner, warm empfohlen worden war, nicht wenig beſtärkt wurde. Ich wußte recht wohl, daß Radowitz ſchon ſeiner Stellung nach im entgegengeſetzten, dem preußiſchen Lager ſich befand, und daß er ein Mann war, vor dem man ſich ſeiner überragenden geiſtigen Be-

fähigung wegen um so mehr in Acht nehmen mußte, als das Gerede von ihm ging, er sei nicht immer aufrichtig und liebe es, mit verdeckten Karten zu spielen. Aber er war ohne Zweifel doch einer derjenigen Preußen, welche am wenigsten Abneigung gegen Oesterreich zur Schau trugen; er war mir auch von Baron Werner als ein warmer Freund Oesterreichs bezeichnet worden und hatte, so weit ich sehen konnte, niemals Antheil genommen an den oft recht abscheulichen Kniffen und Umtrieben der erbkaiserlichen Partei. Und da muß ich denn ganz offen gestehen, daß es nicht ohne mächtigen Eindruck auf mich blieb, wenn Radowitz mir zu wiederholten Malen im vertraulichen Gespräche und in eindringlichster Weise die Vortheile schilderte, welche für Oesterreich, für Preußen und für ganz Deutschland aus der Zustandebringung eines engeren und eines weiteren Bundes hervorgehen würden. Als engerer Bund hätten sich die deutschen Länder ohne Oesterreich in den staatsrechtlichen Formen eines Bundesstaates zu constituiren. Mit ihm trete sodann Oesterreich in den weiteren Bund, der dem bisherigen Staatenbunde entspreche. Die ihm vorschwebende Union zwischen diesen beiden Complexen dachte aber Radowitz sich wenigstens damals nicht durch ein bloß völkerrechtliches, sondern durch ein staatsrechtliches Bündniß, eine Unionsacte hergestellt, welche einen integrirenden Bestandtheil der Verfassungen beider Staatscomplexe bilden und dadurch die denkbar stärkste Bürgschaft für ihren unerschütterlichen Fortbestand erhalten sollte.

Man kann sich nur schwer der wehmüthigen Gedanken erwehren, die durch ruhiges und vorurtheilsloses Ueberlegen eines solchen Vorschlages von selbst erwachen. Wäre man

demſelben damals willfähriger entgegengekommen, welche furchtbaren Ereigniſſe, welche ungeheuren Opfer und tief ſchmerzlichen Verluſte wären nicht dadurch wahrſcheinlicher Weiſe vermieden und dabei eine Garantie des deutſch-öſterreichiſchen Bündniſſes erreicht worden, welche heutzutage leider noch immer fehlt!

Aber in den Tagen, von denen ich jetzt rede, war ein ſolcher Vorſchlag weder in Frankfurt noch in Wien zur Geltung zu bringen. Am allerwenigſten hätte gerade ich mit etwas dergleichen hervortreten können, denn ich wäre dabei ohne Zweifel auf den hartnäckigen Widerſtand meiner öſterreichiſchen Collegen in der Paulskirche geſtoßen, von denen die Mehrzahl noch immer der Hoffnung nicht völlig entſagt hatte, Oeſterreichs Verbleiben im Bundesſtaate erzwingen zu können. Und der lebhaften Mißbilligung meiner eigenen Regierung wäre ich wohl noch weniger entgangen.

Die Erſteren, meine der Rechten angehörigen öſterreichiſchen Collegen und die zu ihnen haltende Partei verſuchten noch einen, den letzten Schritt, wie ſie ſelbſt ihn bezeichneten, um vorerſt in Wien die Bahn für die Durchſetzung ihrer Gedanken zu ebnen. Die Herren Heckſcher aus Hamburg, Hermann aus München und Sommaruga aus Wien hatten im Verein mit mehreren Gleichgeſinnten einen Verfaſſungsentwurf ausgearbeitet, der ihnen ſowohl für Frankfurt als für Wien annehmbar erſchien. So lebhaft waren ſie von dieſer Meinung durchdrungen, daß ſie das in der damaligen Zeit nicht ganz geringfügige Opfer einer winterlichen Reiſe nach Oeſterreich nicht ſcheuten, um dort ihren Ideen zum Durchbruche zu verhelfen. Mit warmen Empfehlungen Schmerling's verſehen, verließen ſie

Frankfurt am 25. Februar, und uns blieb daher nichts übrig, als auch noch das Resultat dieser zweiten Mission nach Wien abzuwarten.

Im Gegensatze zu meinen Collegen machte ich mir nicht die geringste Hoffnung darauf, daß dasselbe ein günstigeres sein werde und sein könne, als das der Sendung Würth's gewesen war. Von dieser Ueberzeugung ausgehend, bestärkte ich mich immer mehr und mehr in dem Entschlusse, Frankfurt zu verlassen und freiwillig einer Stellung zu entsagen, zu der, wie ich mir selbst eingestehen mußte, meine Berechtigung von Tag zu Tag eine geringere wurde. Die Ausführung eines solchen Entschlusses, an welche ich überhaupt nur in dem Falle der Fruchtlosigkeit des durch die Reise meiner drei Parlamentsgenossen nach Wien unternommenen Schrittes gehen wollte, wurde aber durch die lebhafte Opposition, welche meine Absicht auch in dem engeren Kreise meiner Familie fand, nicht wenig erschwert. Insbesondere war es mein Vater, der mich fortwährend und eindringlich ermahnte, meine eigene Meinung derjenigen der österreichischen Regierung blindlings unterzuordnen, in Frankfurt auszuharren bis auf den letzten Mann, und die ihm nur als perfide Machinationen erscheinenden preußischen Bestrebungen bis aufs Aeußerste zu bekämpfen.

Zur Unterstützung seiner Anschauung bediente sich mein Vater mit Vorliebe eines Vergleiches, von dem er wohl wußte, derselbe sei ganz geeignet, auf mich einen tiefen Eindruck zu machen. Er wies auf das glanzvolle Beispiel hin, welches, wenn man Großes mit Kleinem vergleichen darf, der Feldmarschall Graf Radetzky mit seinem wenig zahlreichen, aber tapferen Heere allen Oesterreichern

durch ſtandhaftes Ausharren in an und für ſich ungünſtiger Lage gegeben habe. Hätte er vorſchnell die Waffen geſtreckt vor der italieniſchen Revolution und der im Bunde mit ihr kämpfenden ſardiniſchen Armee, ſo wäre Lombardo-Venetien für Oeſterreich unwiederbringlich verloren gegangen und Radetzky nicht mehr im Stande geweſen, ſich, wie er es gerade damals that, anzuſchicken zu einem neuen ſiegreichen Feldzuge gegen die Piemonteſen. Und ſo wie Radetzky in Italien, ſo müſſe auch in Deutſchland jeder wackere Oeſterreicher unerſchütterlich auf ſeinem Poſten ſtehen und ausharren in dem Kampfe gegen das Oeſterreich allzeit ſo feindſelig geſinnte Preußen.

Es war ebenſo leicht als nutzlos, das völlig Unzutreffende eines Vergleiches der Aufgabe, welche Radetzky und ſein Heer in Italien zu erfüllen hatten, mit derjenigen der öſterreichiſchen Abgeordneten in Frankfurt darzuthun. Die erſtere war klar und präcis und lautete einfach dahin, dem Kaiſer ſeine italieniſchen Provinzen zu erhalten und Jeden ſchonungslos zu Boden zu ſchlagen, der darauf ausging, ſie ihm zu entreißen. Wir aber waren nicht nach Frankfurt geſendet worden, um gegen die Preußen zu kämpfen, ſondern um in möglichſt gutem Einvernehmen mit ihnen und den Abgeordneten der übrigen deutſchen Staaten eine Verfaſſung zu Stande zu bringen, in welcher das berechtigte Streben des deutſchen Volkes nach größerer Einheit ſeine Verwirklichung finde. Wenn Oeſterreich um ſeiner eigenthümlichen Geſtaltung willen in einer ſolchen Verfaſſung nicht Platz fand, ſo war hieran Preußen nicht Schuld, und es lag hierin ebenſo wenig ein hinreichender Grund zur Bekämpfung Preußens als dafür, das Verfaſſungswerk überhaupt nicht zu Stande kommen zu laſſen.

„Wenn Du sagst," schrieb ich in jenen qualvollen Tagen des Zweifels und der Unentschlossenheit an meinen Vater, „Oesterreich kann seiner nichtdeutschen Länder wegen „einem deutschen Bundesstaate nicht beitreten, so begreife „ich das vollkommen. Ist Oesterreich ein möglichst enger „Verband mit seinen nichtdeutschen Provinzen unerläßlich, „muß es trachten, diesen Verband fester zu schürzen statt „ihn zu lockern, hat es zu diesem Ende zwei Kriege geführt, „hält es für seine größte Aufgabe, seine Stellung unter „den europäischen Weltmächten zu erhalten und zu wahren, „so hat es in alledem sehr Recht; jeder dieser Umstände „ist aber an und für sich schon ein Hinderniß des Beitrittes „zum deutschen Bundesstaate. Es bleiben also nur zwei „Fragen zu lösen: Hat Oesterreich, wenn es selbst dem zu „bildenden engeren Bunde nicht beitritt, das Recht, die „Bildung dieses Bundes überhaupt zu hindern? Und „zweitens: Liegt es im Interesse Oesterreichs, diese Con„solidirung Deutschlands zu vereiteln, selbst wenn es an „derselben nicht theilnehmen kann? Beide Fragen muß ich „entschieden verneinen und nur noch hinzufügen, wenn die „österreichische Regierung ein blos negirendes Verhalten „als ein im Interesse Oesterreichs gelegenes betrachtet, so „möge sie auf eigene Verantwortung hin in diesem Sinne „handeln. Als Beamter allzeit zu unverbrüchlichem Ge„horsam gegen meine Regierung bereit, kann ich als Ab„geordneter meine Ueberzeugung der Ansicht eines Mini„steriums nimmermehr unterordnen."

„In kürzester Frist," fuhr ich in diesem am Frühmorgen des 11. März an meinen Vater geschriebenen Briefe fort, „wird Sommaruga zurückkehren, und wir er„warten mit ihm eine Entscheidung unseres Schicksals.

„Dasselbe dürfte übrigens auch schon durch die Octroyi-
„rung der neuen Verfassung festgestellt sein. Ist die Ver-
„fassung, die wir noch nicht kennen, der Art, daß sich mit
„derselben eine Unterordnung der deutschösterreichischen Pro-
„vinzen unter die deutsche Centralgewalt denken läßt, so
„bleibt uns noch Hoffnung. Ist dies aber nicht der Fall,
„so weiß ich wahrhaftig nichts, was uns hier noch zu
„thun übrig bliebe. Wir müßten dann entweder gegen die
„österreichische Verfassung wühlen, oder zu Deutschland
„sagen: Oesterreich erklärt durch die Verfassung, die es
„soeben seinen Ländern gab, daß es dem deutschen Bundes-
„staate nicht beitritt, wir aber, die österreichischen Abgeord-
„neten, wollen noch Antheil an der Gesetzgebung für diesen
„Bundesstaat nehmen. Beides scheint mir eine reine Un-
„möglichkeit zu sein."

Noch an demselben Tage, an dessen Morgen ich in diesem Sinne meinem Vater schrieb, wurde mir und mit mir ganz Frankfurt der Wortlaut der österreichischen Verfassung vom 4. März bekannt. Der Eindruck, den sie auf alle dort befindlichen Abgeordneten aus Oesterreich und mit ihnen auch auf mich hervorbrachte, war ein ungemein tiefer, aber gleichzeitig bei mir wenigstens ein sehr getheilter. Als Oesterreicher freute ich mich aufrichtig des entschiedenen Schrittes, welchen die Regierung gethan, um einerseits den Völkern Oesterreichs den Fortgenuß der constitutionellen Freiheiten zu sichern und andererseits wieder ein gesetzmäßiges Gefüge in das arg zerrüttete Staatswesen zu bringen. Meine Mission als österreichischer Abgeordneter in Frankfurt aber mußte ich nunmehr als beendigt betrachten.

„Die octroyirte Verfassung," schrieb ich am 13. März meinem Vater, „ist eingetroffen. Wir haben sie gelesen,

„ſtudirt und nicht ohne Verwunderung wahrgenommen,
„daß über das Verhältniß der deutſchöſterreichiſchen Pro-
„vinzen zu Deutſchland darin auch nicht ein Wort geſagt
„iſt. Dieſes Verhältniß wird, ſo ſcheint es faſt, als nicht
„exiſtirend betrachtet. Das Recht zur Mitwirkung bei der
„Geſetzgebung iſt ausſchließlich in die Hände des zukünf-
„tigen öſterreichiſchen Reichstages gelegt, für die Befugniſſe
„der deutſchen Centralgewalt aber auch nicht das Mindeſte
„übrig gelaſſen. Die neue öſterreichiſche Verfaſſung ſchließt
„alſo, wie Jedermann zugeben muß, eine Einfügung unſerer
„deutſchen Provinzen in den deutſchen Bundesſtaat voll-
„ſtändig aus. Wir ſehen uns daher vor die Alternative
„geſtellt, entweder wir erkennen die neue Verfaſſung nicht
„an, wir proteſtiren gegen ſie und appelliren zu ihrem
„Umſturze an die Revolution, oder wir acceptiren die Ver-
„faſſung und fügen uns unbedingt ihren Conſequenzen.
„Ich kann mich keinen Augenblick darüber im Zweifel be-
„finden, daß wir das Letztere zu thun haben.“

Als die erſte Conſequenz der unbedingten Acceptirung der neuen öſterreichiſchen Verfaſſung mußte mir aber die Nichtbetheiligung der deutſchen Provinzen an dem deutſchen Bundesſtaate und das Ausſcheiden ihrer Abgeordneten aus dem Frankfurter Parlamente erſcheinen. Hundertmal hatte ich dies während der letzten Monate in Wort und in Schrift als unſere Pflicht bezeichnet, ich durfte mich alſo in dem Augenblicke, in welchem es auf die Erfüllung derſelben ankam, nicht feig erfinden laſſen und mich nicht muthlos von ihr abwenden.

Um ſo weniger durfte ich das, als an dem Tage nach dem Bekanntwerden der neuen Verfaſſung Sommaruga mit Nachrichten aus Wien nach Frankfurt zurück-

kehrte, welche für die etwaige Unterordnung Oesterreichs unter die neue Bundesverfassung und daher, wenigstens meiner Anschauung nach, auch für unser ferneres Verbleiben in der Paulskirche äußerst ungünstig lauteten. Sie wurden außerdem durch eine neue Depesche Schwarzenberg's an Schmerling vom 9. März noch bestätigt, in welcher von Frankfurt und den dortigen Bestrebungen im geringschätzigsten Tone die Rede war. „Man scheint es in Wien darauf an„zulegen," schrieb ich meinem Vater, „die letzten Sympa„thien für Oesterreich in Deutschland mit Stumpf und „Stiel ausrotten zu wollen."

So fest ich nun auch dazu entschlossen war, meinen Sitz in der deutschen Nationalversammlung zu verlassen, so fühlte ich doch recht gut das Mißliche, welches allzeit darin liegt, wenn insbesondere in einem zahlreichen parlamentarischen Kreise nur sehr wenige Mitglieder irgend einen auffallenden Schritt thun, durch den sie in Widerspruch mit der übergroßen Mehrzahl derjenigen gerathen, die sich mit ihnen in gleicher Lage befinden, jenem Schritte aber sich keineswegs anschließen wollen.

Ich beabsichtigte daher Anfangs, wenn eine beträchtlichere Anzahl österreichischer Abgeordneter auf der Rechten und im Centrum des Hauses meiner Meinung und meiner Absicht beistimmen würde, mit denselben gemeinschaftlich meinen förmlichen Austritt aus dem Parlamente zu erklären. Wäre dies nicht der Fall, so wollte ich einstweilen Urlaub nehmen, Frau und Kinder nach Wien führen und dort die weitere Entwicklung der Dinge erwarten. Aber wenn ich mir auch nicht verhehlen konnte, daß ein solches Verfahren vielleicht in meinem eigenen Interesse das klügste sein würde, so neigte ich dem gegenüber doch allmälig, je

mehr die ſchon von vorneherein ſehr geringe Ausſicht auf eine freiwillige Mandatsniederlegung von Seite einer größeren Anzahl von Abgeordneten aus Oeſterreich dahinſchwand, immer entſchiedener zu der Anſchauung hin, ein blos lautloſes Verſchwinden aus Frankfurt würde der Stellung, die ich dort eingenommen zu haben mir doch immerhin ſchmeicheln durfte, und der Ehrenhaftigkeit meines Charakters nicht würdig ſein. Vermochte ich mir auch nicht zu verhehlen, daß die perſönlichen Folgen dieſes Entſchluſſes für mich recht peinliche werden könnten, und die Möglichkeit war ja ohne Zweifel vorhanden, daß mein Verfahren, von welchem ich nicht vorausſetzen durfte, daß es ſich der Billigung der öſterreichiſchen Regierung erfreuen werde, mir in der Heimat gar übel vergolten werden könnte, ſo ſtählte ſich doch meine Willenskraft an der Erkenntniß, es ſei für mich ein Gebot der Pflicht, mit Nichtachtung jedes perſönlichen Vortheils, ja mit wahrſcheinlicher Herbeiführung ſehr empfindlicher Nachtheile für mich lediglich meiner Ueberzeugung zu folgen und mein Mandat niederzulegen.

Ueber die Art und Weiſe, in der dies geſchehen ſollte, war ich mit meinem einzigen Meinungsgenoſſen Würth verſchiedener Anſicht. Der Letztere ſetzte eine etwas emphatiſch abgefaßte Erklärung auf, welche in offener Sitzung verleſen werden ſollte. Ich aber meinte, daß durch eine ſolche der Gegenſatz zwiſchen uns und unſeren öſterreichiſchen Collegen nur noch verſchärft werden würde, denn die Letzteren könnten in einer derartigen Kundgebung leicht einen in die Oeffentlichkeit gebrachten Tadel ihres dem unſerigen ſo entgegengeſetzten Verfahrens erblicken. Aber ſo übereinſtimmend auch ſonſt unſere Anſichten ſein mochten, diesmal vereinigten wir uns nicht. Würth blieb bei

seiner motivirten, ich aber bei meiner einfachen Austrittserklärung.

Am Schlusse der Sitzung der Nationalversammlung vom 19. März wurden dieselben zur Kenntniß des Parlamentes gebracht.

Würth's Erklärung lautete wie folgt:

„Da ich an der Annahme der neuen Reichsverfassung „für das Kaiserthum Oesterreich von Seite des österreichi„schen Volkes nicht zweifeln kann, halte ich es mit meiner „politischen und moralischen Ueberzeugung für unvereinbar, „an der weiteren Berathung der deutschen Reichsverfassung, „die zu meinem innigsten Bedauern auf die deutschösterrei„chischen Länder keine Anwendung finden kann, ferner „theilzunehmen und lege daher meine Stelle als Abgeord„neter nieder. Meine Hoffnung und mein Trost liegt darin, „daß die künftigen Beziehungen zwischen Oesterreich und „dem übrigen Deutschland so innig als irgend möglich ge„regelt werden mögen. Dafür in Oesterreich zu wirken, „soll mir stets eine heilige Pflicht sein."

Nachdem die lebhaften Beifallsbezeigungen, mit denen die Rechte der Nationalversammlung diese Austrittserklärung Würth's begleitete, verklungen waren, fügte der Präsident die einfache Mittheilung hinzu, daß auch ich mein Mandat niedergelegt habe.

So war nun der von mir so lang überdachte und mir so schwer fallende Schritt endlich zur Ausführung gelangt. Noch in Frankfurt sollte ich einen Theil der Bitternisse zu fühlen bekommen, welche hiemit für mich unausbleiblich verknüpft waren.

Selbstverständlich erkannte ich es als meine erste Pflicht, dem Erzherzog-Reichsverweser meine Abschieds-

aufwartung zu machen. Sehr ſchwer wurde mir dieſer Gang, denn ich wußte ja, daß der Erzherzog, welcher ſeiner täglich bedeutungsloſer werdenden Stellung in Frankfurt lang ſchon müde geworden war und ſich von dort nach ſeiner Steiermark zurückſehnte, im Grunde ſeines Herzens diejenigen beneidete, welche die Bande, die ſie an Frankfurt feſſelten, abwerfen und nach der Heimat zurückkehren konnten. So lang er aber dies nicht ſelbſt zu thun vermochte, hätte er gewünſcht, die öſterreichiſchen Abgeordneten, insbeſondere diejenigen der Rechten in möglichſt großer Anzahl um ſich zu ſehen, und jede Verringerung derſelben nahm er mit einem gewiſſen Unwillen auf.

Dennoch war der Empfang, den ich auch diesmal bei ihm fand, ſo huldvoll wie immer. Aber der Erzherzog erſparte mir doch den Vorwurf nicht, daß ich den entſcheidenden Schritt gethan habe, ohne ihn früher um ſeine Meinung zu befragen. In ſeinem und in meinem Intereſſe würde er mir abgerathen haben, und er glaube immer, ſein Rath würde von mir nicht völlig außer Acht gelaſſen worden ſein.

Gewiß wäre mir dies ganz unmöglich geweſen, aber ich konnte dem Erzherzog nicht erwidern, ich ſei ja eben deshalb nicht zu ihm gekommen, um mir die volle Freiheit des Entſchluſſes zu wahren.

Auch der Abſchied von Herrn v. Schmerling fiel mir nicht leicht. Männer von einer ſo ausgeſprochenen Individualität, wie die ſeinige es unſtreitig iſt, lieben es nicht, bisherige Meinungsgenoſſen andere Wege als die ihrigen einſchlagen zu ſehen. Und um ſo lebhafter mochte ſein Mißvergnügen über den Schritt ſein, welchen Würth und ich gemeinſchaftlich unternahmen, als ja in demſelben eine

Art ſchweigender Mißbilligung des längeren Verbleibens der öſterreichiſchen Abgeordneten in Frankfurt lag, welches Schmerling, obgleich er ſelbſt gleich nach Empfang der octroyirten Verfaſſung vom 4. März durch die Zurücklegung ſeiner Stelle als öſterreichiſcher Bevollmächtigter bei der deutſchen Centralgewalt einen dem unſerigen ähnlichen Schritt gethan hatte, doch noch immer dringend befürwortete. Aber die Ehrenhaftigkeit der Beweggründe unſeres Verfahrens konnte wohl auch Schmerling keinen Augenblick mißkennen, und darum ſtellte ſich mein früheres gutes Einvernehmen mit ihm gleich nach ſeiner Rückkehr nach Wien vollſtändig wieder her. Es iſt bis auf den heutigen Tag nie mehr getrübt worden.

Rückkehr nach Wien.

Am Nachmittage des 23. März trat ich mit meiner Frau und mit meinen zwei Kindern, dann mit der Tante meiner Frau die Heimreise an. Bei dem damals noch so spärlichen Vorhandensein von Eisenbahnen war der weite Umweg über Köln und Berlin unvermeidlich. Wir fuhren daher zuerst nach Mainz, wo wir die Nacht blieben, und Tags darauf bei recht unangenehmem, naßkaltem Schneewetter mit dem Dampfschiffe nach Köln. Der grelle Unterschied zwischen dieser trübseligen Fahrt und den herrlichen Octobertagen, die wir im vergangenen Jahre auf dem Rheine verlebt hatten, fiel uns sehr schwer auf das Herz. Dazu kam noch, daß mein Söhnlein, erst drei und einen halben Monat alt, an einem peinlichen Husten recht unwohl war.

„Wie kann man nur mit einem so kleinen Kinde „reisen," sagte eine norddeutsche Dame mit all der Superklugheit, welche dieser Sorte von Wesen nicht selten eigen ist, zu meiner Frau. „Zu meinem Vergnügen geschieht es „gewiß nicht," lautete die mit Recht pikirte Antwort, „sondern nur, weil es durchaus so sein muß."

Am Morgen nach unserer Ankunft in Köln bestiegen wir die Eisenbahn und fuhren in kleinen Tagereisen über

Hannover und Magdeburg, wo wir überall eine Nacht zubrachten, nach Berlin, wo wir am 27. bei guter Zeit eintrafen und uns zwei Rasttage gönnten. Ich benützte dieselben, um einer Sitzung der zweiten preußischen Kammer beizuwohnen, die mich nicht sehr erbaute. Außerdem trat ich mit einigen meiner Frankfurter Bekannten in Verkehr, der dadurch ganz besondere Lebhaftigkeit erhielt, daß rasch nacheinander die Nachrichten von der in Frankfurt geschehenen Erwählung des Königs von Preußen zum Kaiser der Deutschen und von Radetzky's Sieg bei Novara nach Berlin kamen. So sehr war meine Seele erfüllt von diesen politischen Dingen, daß ich nicht die Zeit und die Stimmung in mir auftreiben konnte, den Kunstsammlungen und sonstigen Merkwürdigkeiten Berlins auch nur die geringste Aufmerksamkeit zu schenken. Aber mit dem neu beglaubigten österreichischen Gesandten Freiherrn v. Prokesch trat ich in Berührung, den ich schon seit meiner Kindheit kannte und der mit meinen Eltern allzeit in freilich nur seltener — denn er war ja meistens von Wien abwesend — aber doch immer freundschaftlicher Verbindung geblieben war.

Sehr gern ließ ich mich zur Erfüllung des mir von Prokesch nahegelegten Wunsches bereit finden, die Depeschen, die er über die Frankfurter Kaiserwahl an unsere Regierung richtete, nach Oesterreich zu bringen. Denn ich hoffte in solcher Weise leichter an den Fürsten Schwarzenberg gelangen zu können, mit welchem zu sprechen ja von äußerster Wichtigkeit für mich war. Meine Instruction lautete dahin, in Prerau nachzufragen, ob Schwarzenberg sich in Olmütz beim Kaiser, oder ob er sich in Wien befinde. An den Ort seines Verweilens hatte auch ich mich mit meinen Depeschen zu begeben.

Etwa um zwölf Uhr Nachts, wenn ich nicht irre, ging damals der Zug von Berlin nach Wien ab. Um diese Stunde verließen auch wir am 29. Berlin, und in Prerau erhielt ich die willkommene Auskunft, Fürst Schwarzenberg befinde sich in Wien. Ich brauchte also meine Familie nicht im Stiche zu lassen, sondern konnte sie, die meines Beistandes recht sehr bedurfte, ungehindert nach Wien führen. So spät trafen wir am Abende des 30. März daselbst ein, daß es mir unthunlich erschien, meine Depeschen noch in der tiefen Nacht dem Fürsten Schwarzenberg zu überbringen. Aber sehr früh am Morgen des 31. März fand ich mich in der Staatskanzlei ein und Fürst Schwarzenberg ließ mich auf meine Anmeldung alsogleich vor.

Ich leugne nicht, daß ich dieser ersten Unterredung mit ihm — und sie ist auch die letzte geblieben — nicht ohne Bangen entgegenging. Denn schon in Frankfurt hatte man sich von dem hochfahrenden, herrischen Wesen des Fürsten sehr viel erzählt, und von meinen Freunden Sommaruga und Würth war über seine unverbindliche, kurz angebundene Art, die Geschäfte zu verhandeln, sowie über die verächtliche Ablehnung, die Alles, was auf die deutschen Einigungsbestrebungen hinwies, von seiner Seite erfuhr, recht bitter geklagt worden. Um so mehr mußte ich, wie mir schien, auf einen schroffen Empfang mich gefaßt machen, als ja mein Ausscheiden aus der Nationalversammlung im Gegensatze zu seiner Ansicht, aber freilich in einem Augenblicke erfolgt war, in welchem die Depesche, die eine ausdrückliche Aufforderung an die österreichischen Abgeordneten zum Verbleiben in der Nationalversammlung enthielt, noch nicht in Frankfurt eingetroffen war. Daß ich meinen

Schritt nur aus tiefster Ueberzeugung und mit vollständigster Hintansetzung meines materiellen Vortheils gethan hatte, werde mir, so schien es, in den Augen eines Mannes nicht viel nützen, von dem man behauptete, daß er auf eigene Meinungen und Ueberzeugungen nur sehr wenig Werth lege und daher vor Allem unbedingte Unterwerfung unter die höhere Autorität, blinden Gehorsam verlange.

Dem Fürsten Schwarzenberg gegenüber wurde meine Lage wenigstens anscheinend noch dadurch nicht wenig verschlimmert, daß ich nicht etwa als reuiger Sünder vor ihm zu erscheinen gedachte. Ich war vielmehr fest entschlossen, ihm gegenüber den Beweis anzutreten und mit allem Nachdrucke zu führen, dessen ich nur immer fähig sein würde, daß das von mir in Frankfurt beobachtete Verfahren das richtige gewesen, daß die Mahnung der österreichischen Regierung an die Abgeordneten in Frankfurt, nur ja noch im Parlamente zu bleiben, auf irrigen Voraussetzungen beruhe, ja daß es vielmehr im Interesse dieser Regierung liege, einer Situation freiwillig ein Ende zu machen, welche ihrem Einflusse in Deutschland nicht das Mindeste nütze, ihr Ansehen aber empfindlich benachtheilige.

Von diesen Vorsätzen erfüllt und fest entschlossen, ihnen unter allen Umständen und welche Folgen dies auch immer für mich nach sich ziehen möge, unerschütterlich treu zu bleiben, trat ich vor den Fürsten, und es wirkte ermuthigend auf mich, daß er mich in entschiedenem Contraste mit Allem, was man mir von ihm vorhergesagt hatte, mit so viel Freundlichkeit empfing, als mit seinem allerdings steifen und abgemessenen Wesen nur immer vereinbar erschien. Wahrscheinlich war ihm der Gegensatz, in welchem ich mich allzeit zur Frankfurter Linken gehalten

hatte, nicht unbekannt geblieben, und dieser Umstand mochte ihn mir günstig gestimmt haben. Er stellte nicht nur eine Menge auf die Nationalversammlung und die deutschen Verhältnisse, in die er nicht gerade tief eingeweiht zu sein schien, bezüglicher Fragen, sondern er hörte mich auch, als uns das Gespräch gleichsam von selbst auf mein Ausscheiden aus der Paulskirche brachte, ruhig, ja fast wie theilnehmend an. Er ließ es sich sogar gefallen, als ich mir erlaubte, ihm, wenngleich in bescheidener Form, aber doch mit dem nicht zu mißkennenden Ausdrucke tiefster Ueberzeugung Vorstellungen gegen seine bisher in Bezug auf Deutschland befolgte Politik und insbesondere gegen das fernere Verbleiben der österreichischen Abgeordneten in der Paulskirche zu machen. Und da sie, oder wenigstens die Mehrzahl aus ihnen, sich freiwillig niemals dazu entschließen würden, aus der Nationalversammlung zu treten, so bat ich den Fürsten, sie von dort abrufen zu wollen.

„Aber wie kann ich das," erwiderte er mir, „erst „gestern erging eine neuerliche und dringende Aufforderung „an sie zu fernerem Verbleiben in Frankfurt." Ich ließ mich jedoch nicht irre machen, dem Fürsten das ganz Verfehlte einer solchen Maßregel darzuthun. Ich zeigte ihm, wie sie Oesterreich in den besten Kreisen Deutschlands unbeliebt, ja verhaßt machen müsse, wie durch sie nur der Revolutionspartei in die Hände gearbeitet werde. Ich forderte ihn auf, sich doch nur einmal die Abstimmungslisten anzusehen; da werde er leicht finden, auf welcher Seite die Namen der berüchtigtsten Männer der äußersten Linken zu finden seien. Es gehe nicht an, zu Hause, in Oesterreich selbst die Parteigänger der Revolution zu zermalmen und in Frankfurt Hand in Hand mit ihnen zu gehen.

Endlich nahte sich dieses überlange Gespräch seinem Ende. Am Schlusse desselben frug mich der Fürst in verbindlichster Weise, ob es in meiner Absicht liege, auch künftighin in seinem Ministerium zu dienen? Selbstverständlich lautete meine Antwort bejahend; war ich ja doch schon durch die Sorge für meine Subsistenz und die meiner Familie zu einer solchen gezwungen.

Als ich nach fast anderthalbstündigem Zusammensein den Fürsten verließ, fand ich den Wartsaal mit Menschen gefüllt, die mir größtentheils unbekannt waren und mit unverhehlter Neugierde den jungen Fremden betrachteten, dem die seltene Auszeichnung zutheil geworden war, von dem damals allmächtigen Staatsmanne einer so langdauernden Unterredung gewürdigt zu werden. Männer in angesehenster Stellung, wie der damalige Kriegsminister Baron Cordon hatten geduldig gewartet, bis der Zugang zum Fürsten wieder frei geworden war. Ich aber schied von ihm ohne jede Zusicherung von seiner Seite, aber doch mit dem Eindrucke, meine Worte seien nicht vollkommen fruchtlos gesprochen worden. Wie wenig ich mich darin täuschte, geht daraus hervor, daß nachdem, wie ich mich später hinreichend zu überzeugen Gelegenheit hatte, wirklich am 30. März an Schmerling, welcher bis zum Eintreffen seines Nachfolgers noch immer als österreichischer Bevollmächtigter fungirte, der Auftrag ergangen war, die österreichischen Abgeordneten zu noch längerem Verweilen in der Paulskirche zu bestimmen, sie schon, und noch dazu in sehr kategorischem Tone, mit einer Depesche vom 5. April aus Frankfurt zurückgerufen wurden.

Ich bin sehr weit von der Unbescheidenheit entfernt, zu glauben, daß meine Vorstellungen allein es waren,

welche den Fürsten Schwarzenberg wenigstens hinsichtlich dieses einen Punktes zu einer Aenderung seiner bisherigen Haltung bewogen. Als äußeren Anstoß hiezu bezeichnete er selbst wenigstens Schmerling gegenüber die in Frankfurt geschehene Wahl des Königs von Preußen zum Kaiser der Deutschen. Aber wenn ich mich nicht allzusehr täusche, mußte ihm diese Wahl auch schon am 30. März bekannt gewesen sein. Prokesch wenigstens versicherte mich am 29. in Berlin, als er mir seine Depeschen zur Ueberbringung nach Wien übergab, ganz positiv, die Thatsache der Wahl habe er bereits nach Wien telegraphirt.

Gleich nachdem ich mich dem Fürsten Schwarzenberg vorgestellt hatte, ging ich an die Erfüllung meiner zweiten Pflicht, welche darin bestand, meinen Wählern im Bezirke von Neunkirchen mündlich Rechenschaft abzulegen von meinem Verhalten in der Paulskirche und von den Beweggründen meines Austrittes aus derselben. Noch von Frankfurt aus hatte ich sie für den 4. April in Neunkirchen zusammen gebeten und sie waren auch zahlreich meinem Rufe gefolgt. Es gereichte mir zur Freude, daß sie, nachdem sie meine Auseinandersetzungen wohlwollend angehört, mir ihre völlige Zustimmung zu meinem Verfahren aussprachen und zum Zeichen ihrer Anerkennung mein lithographirtes Bildniß, das ich ihnen von Frankfurt aus zugeschickt hatte, in dem Sitzungssaale ihres Rathhauses aufhingen.

Der lebhafte Beifall, den meine Ausführungen bei der Neunkirchner Wählerschaft fanden, war mir auch darum von sehr großem Werthe, weil ich daraus begründete Hoffnung zu schöpfen vermochte, bei der Durchführung der octroyirten Verfassung, welche damals Jedermann für nahe bevorstehend ansah, von ihr neuerdings als der Mann

ihres Vertrauens betrachtet und als ſolcher in den neuen Reichstag entſendet zu werden. Denn es wäre wohl unnatürlich geweſen, wenn ich mich nicht auch mit Gedanken an meine künftige Laufbahn beſchäftigt hätte. Neben der parlamentariſchen, die ich zu jener Zeit noch nicht vollſtändig aufgeben zu müſſen glaubte, ſpielte auch die Stellung, die ich von nun an im Bereiche des Miniſteriums des Aeußern einnehmen ſollte, bei mir eine ungemein wichtige Rolle. Die ſehr lange Erörterung, in welche Fürſt Schwarzenberg ſich mit mir eingelaſſen hatte, die zuvorkommende Aufnahme meiner Vorſtellungen und endlich ſeine letzte ſo verbindliche Frage an mich riefen gleichſam von ſelbſt die Hoffnung in mir wach, ich würde nicht dazu verurtheilt werden, auf meinen früheren ſo ganz bedeutungsloſen Poſten zurückkehren zu müſſen, ſondern einen Wirkungskreis erhalten, welcher mehr geeignet wäre, mir zur Genugthuung zu gereichen als der bisherige. Auch eine Erhöhung und Verbeſſerung meiner äußeren Stellung wäre mir insbeſondere im Hinblick auf meine vergrößerte Familie ſehr willkommen geweſen. Dasjenige, was nach dem Schluſſe des öſterreichiſchen Reichstages geſchehen und wodurch ſo mancher Abgeordnete gleichſam von nichts zu einem hervorragenden Poſten im Staatsdienſte emporgehoben worden war, hätte ja wohl auch im Miniſterium des Aeußern und für den Einzigen gethan werden können, der aus deſſen Angehörigen ſich im Laufe des Jahres 1848 in vielleicht nicht ganz unvortheilhafter Weiſe bemerkbar gemacht hatte.

Allerdings konnte hiegegen nicht ohne Berechtigung eingewendet werden, warum wohl meine Collegen, welche während meiner Abweſenheit ihre Pflicht zwar anſpruchslos, aber redlich erfüllt hatten, von mir, der ich ſo lange

Zeit nichts für das Miniſterium gearbeitet, übergangen werden ſollten? Und noch ſchwerer wog die Betrachtung, daß ich dem Fürſten Schwarzenberg ganz deutlich zu verſtehen gegeben hatte, daß ich mit der Politik, die er Deutſchland gegenüber befolgte, nicht einverſtanden ſei. Hierin allein ſchon lag ja eine Art von Erklärung, daß ich ein Werkzeug zur Durchführung dieſer Politik weder ſein könne, noch ſein wolle.

Während ſo verſchiedenartige Gedanken meinen Kopf durchkreuzten, ſcheint man im Miniſterium ſelbſt unſchlüſſig über die Verfügung geweſen zu ſein, die man in Bezug auf mich treffen ſollte. Nach längerer Zögerung wurde mir endlich die Weiſung gegeben, ich möge in meine alte Stellung als Official zurücktreten. Da man aber doch Anſtand nahm, mich neuerdings zum Copiſten oder zum Regiſtranten zu machen, ſo theilte man mich dem Departement für die politiſchen Angelegenheiten Deutſchlands zu. Mein alter Bekannter von Frankfurt her, Hofrath Baron Thierry wurde nun mein Chef.

Getäuſchte Hoffnungen haben mich nie zu Boden zu drücken, ja nicht einmal auf längere Zeit zu verſtimmen vermocht. Dies hatte ich ſchon in Frankfurt bewieſen, als meine ihrer Erfüllung ſo nahe geglaubte Erwartung, Cabinetschef des Erzherzog-Reichsverweſers zu werden, zu Waſſer wurde. Um ſo raſcher wußte ich mich auch jetzt wieder zu tröſten, als ich ja in meiner neuen Beſtimmung ſogar eine Art Kundgebung des Vertrauens erblicken durfte. Denn ich wurde ja doch, wenn auch nicht gerade als Mitarbeiter, aber wenigſtens als Mitwiſſer in das innerſte Getriebe der damaligen Politik eingeweiht, in welcher die Beziehungen zu Deutſchland und zu Preußen die vornehmſte Rolle ſpielten.

Aber freilich, trotz dieser Mitwissenschaft, ja wenigstens zum Theile gerade durch sie mußte sich meine Stellung im deutschen Departement des Ministeriums des Aeußern allmälig zu einer recht peinlichen gestalten. Es kann natürlich meine Sache nicht sein, hier die Politik, welche Fürst Schwarzenberg in den deutschen Angelegenheiten beobachtete, einer Beurtheilung und schon gar einer Verurtheilung zu unterziehen. Aber das kann ich unmöglich ungesagt lassen, daß ich sie nicht für die richtige hielt und daß sie, so wie meinem Verstande, so auch meinem Gefühle nicht zusagte. Indem ich dies ausspreche, halte ich mir recht wohl die Geringschätzung vor Augen, mit welcher die sogenannte Gefühlspolitik von der zünftigen Diplomatie gewöhnlich abgefertigt wird. Aber in der Frage der Einigung Deutschlands hat das Gefühl, wenn ich so sagen darf, eine weit größere Rolle gespielt, als man damals in Wien zugeben mochte. Und weil es ein edles, ein berechtigtes Gefühl war, so ist es in den Herzen der Deutschen nicht so erloschen, wie etwa eine Flamme verglimmt, der keine neue Nahrung zugeführt wird. Als der Augenblick hiezu ein günstiger war, loderte es stärker empor als zuvor, und jene frühere Mißachtung hat sich, wenn auch nicht mehr an ihren Urhebern, so doch an den Epigonen derselben recht bitter gerächt.

Unter diesen Umständen erschien es mir fast wie ein Glück, daß ich zur Entwerfung eigentlich politischer Depeschen niemals verwendet wurde. Ihre Ausarbeitung behielt sich ausnahmslos Baron Thierry vor, mir fielen nur die sogenannten laufenden Geschäfte zu, welche freilich weder interessant, noch zahlreich genug waren, um meine Arbeitskraft hinreichend in Anspruch zu nehmen. Aber irgend eine Erleichterung, irgend eine Möglichkeit, meiner Sehn-

ſucht zu folgen und meine ſo lang ſchon unterbrochenen hiſtoriſchen Arbeiten wieder aufnehmen zu können, wurde mir hiedurch doch nicht zu Theil. Da Baron Thierry und ich das geſammte deutſche Departement ausmachten, ſo mußte ich nicht nur jeden Tag, ſondern auch jeden Abend anweſend und bereit ſein, ihm, wo er meiner bedurfte, behilflich zu ſein.

Hiezu kam noch ein äußerer Umſtand, der Manchem vielleicht geringfügig erſcheinen mag, der aber das Unangenehme meiner Lage beträchtlich erhöhte. Baron Thierry und ich hatten die uns angewieſenen Plätze im Miniſterium in einem und demſelben, keineswegs geräumigen Zimmer. An ſein behäbiges Frankfurter Amtslokal gewöhnt, fühlte er ſich ganz unglücklich hierüber, und da er äußerſt nervös war und unendlich ſchwer arbeitete, ſo empfand er das leiſeſte Geräuſch als eine höchſt unwillkommene Störung, die ihn, wie er behauptete, ganz aus ſeinem Gedankengange herauswarf. Und da ich ſchon damals, wie auch noch jetzt, leider einen recht empfindlichen Kehlkopf beſaß, der durch den Dampf der Cigaretten, welche Thierry während der Arbeit ununterbrochen rauchte, zu argem Huſten gereizt wurde, ſo kann man ſich denken, was wir Beide oft miteinander ausſtanden; ich, der ich den Huſten zu unterdrücken mich beſtrebte, und er, der, wenn mir dies nicht immer gelang, dadurch in nervöſe Aufregung verſetzt wurde.

Dieſelbe war übrigens zu jener Zeit eigentlich ſein bleibender Zuſtand und ich habe ihn um deßwillen oft recht herzlich bedauert. Wenn er, und zwar meiſtens des Abends, nach ſtundenlanger Unterredung mit dem Fürſten Schwarzenberg in ſein Arbeitszimmer zurückkam, in welchem ich einſam und beſchäftigungslos ſeiner Wiederkehr harrte,

da war er oft ganz erschöpft und sollte nun in diesem Zustande seine Arbeit erst recht beginnen. Denn wie so viele hochgestellte Männer, die sich selbst auf schriftliche Ausarbeitungen nicht verstehen oder in denselben zum Mindesten nicht geübt sind, war auch Schwarzenberg in dieser Beziehung unendlich schwer zu befriedigen. Fast immer fand er seinen innersten Gedanken in der ihm vorgelegten Depesche nicht richtig und entweder ganz verkehrt, oder doch wenigstens nicht so wiedergegeben, wie er ihm vorschwebte. Da wurde nun der Entwurf einer Depesche zwei- und dreimal umgearbeitet, bis sie ihm wenigstens halbwegs zu Gesicht stand. Ich aber mußte den ganzen Jammer mit anhören, welchen Thierry zu oft wiederholten Malen hierüber aufschlug, und so war ich in seltsamer Abwechslung einmal sein Freund und Vertrauter und dann wieder sein nicht allzeit glimpflich behandelter Untergebener.

So wenig erfreulich als diese amtlichen Verhältnisse für mich waren, so unerquicklich fand ich auch die geselligen Zustände in Wien nach meiner Rückkehr aus Frankfurt. Freilich war es für mich ein Glück, daß der heftige Zwiespalt der Meinungen, welcher bisher in ungestörter Eintracht zusammenlebende Familien, innigst befreundete Kreise schonungslos entzweite, in den Kreis meiner nächsten Angehörigen gar keinen Eingang fand. Mein Vater, dem bald nach der Thronbesteigung des Kaisers die Freude zu Theil wurde, daß der ihm amtlich abverlangte Vorschlag zu einem Wahlspruche für den jugendlichen Monarchen durch die Annahme der von ihm entworfenen Devise: „Viribus unitis“ „Mit vereinten Kräften“ beifälligste Berücksichtigung fand, blieb auch nach der Besiegung der Revolution den politischen Grundsätzen treu, zu denen er

sich vor derselben bekannt hatte. Innigste Hingebung an sein österreichisches Vaterland war der bezeichnendste Zug seiner politischen Gesinnung, der durch einen allerdings nur sehr gemäßigten Liberalismus vervollständigt wurde. Hatte er die Ausschweifungen und Uebelthaten, welche sich bald nach den Märztagen die Revolutionspartei in stätig zunehmender Progression zu Schulden kommen ließ, aufs Schärfste verdammt, so war er doch auch jetzt wieder von einer Billigung der allzu rücksichtslos auftretenden Reaction sehr weit entfernt. Hierin stimmte ihm auch meine Mutter bei, welche, überhaupt sanguinischeren Temperamentes und poetischer angelegt als mein Vater, den kläglichen Ausgang der freiheitlichen Bewegung viel bitterer empfand als er. Mein Bruder, meine Frau und ihre Angehörigen, ich selbst endlich, wir befanden uns Alle so ziemlich auf dem gleichen Standpunkte, und so wurde unser friedliches Zusammenleben niemals durch jene bedauerlichen Zänkereien gestört, die anderwärts so weitklaffende Spaltungen hervorriefen.

Von dem sicheren Porte des häuslichen Friedens aus ließ ich es mich auch nicht anfechten, wenn mir hie und da von hyperconservativer Seite schon meine Theilnahme an der deutschen Nationalversammlung und meine liberalen Abstimmungen daselbst, von den Radicalen aber meine feindselige Haltung gegen die Frankfurter Linke verübelt wurden. Ueberhaupt wenig streitsüchtig, beachtete ich derlei Kundgebungen der Meinungsverschiedenheit und des Mißfallens nicht weiter, und sie wurden mir auch recht selten bemerkbar, weil die sehr große Mehrzahl derer, mit denen ich überhaupt verkehrte, und fast ausnahmlos Alle, auf deren Meinung ich Werth legte, meiner Haltung in Frankfurt ihren Beifall zollten.

Uebrigens kam es nicht oft zu derlei Discussionen, weil meine Dienstleistung, obgleich sie an und für sich durchaus keine übermäßig angestrengte war, meine fast ununterbrochene Anwesenheit im Ministerium erheischte. Besonders peinlich war mir dies beim Herannahen des Sommers, weil die mir auferlegte Pflicht, mich ausnahmslos jeden Abend im Bureau einzufinden, es mir unmöglich machte, eine Sommerwohnung in der Nähe von Wien zu beziehen oder einen auch nur etwas länger dauernden Ausflug zu unternehmen. Insbesondere für meine Frau und meine Kinder bedauerte ich dies, die nun bei mir in der Stadt bleiben mußten, während ihnen der Genuß der Landluft doch so nützlich, ja vielleicht nothwendig gewesen wäre. Ich mußte zufrieden sein, daß ich in der ersten Hälfte des August eine Reise des Fürsten Schwarzenberg nach Warschau zu einem Besuche benützen konnte, den ich mit Frau und Tochter meinem schon hochbetagten Onkel in St. Florian abstatten wollte. Mein Knäblein wurde inzwischen bei der Mutter meiner Frau in St. Veit bei Wien vortrefflich untergebracht. Es fiel ihr übrigens nicht lang zur Last, denn wir verließen am 8. August Wien und mußten schon am 13. wieder zurück sein.

Selbst diesen so kurzen Ausflug konnten wir nur in sehr trüber Stimmung unternehmen, denn einen Monat früher war die Familie meiner Frau von einem schweren Unglücke betroffen worden. Die ältere Schwester derselben, Auguste, erst seit drei Jahren mit dem Hauptmanne v. Roretz verheiratet, verlor ihren Gatten, der nach ganz kurzer Krankheit in dem Feldspitale zu Babolna an der Cholera starb. Grenzenlos war der Schmerz der unglücklichen Frau, welche auf die erste Nachricht von der Erkrankung ihres Gatten

zu ihm geeilt war, ihn zwar noch am Leben getroffen hatte, ihn aber ſchon ſechzehn Stunden nach ihrer Ankunft in ihren Armen verſcheiden ſah. Mit zwei ganz kleinen Kindern blieb ſie zurück und das dritte brachte ſie erſt nach dem Tode ihres Gatten zur Welt.

„Ein Unglück kommt ſelten allein," ſagt ein altes Sprichwort. Auch bei mir und den Meinigen bewahrheitete ſich dieſer Satz, und das mir überhaupt ſo wenig günſtige Jahr 1849 brachte mir noch, nahe ſeinem Scheiden, ein Ereigniß, das mich ſchon damals aufs Tiefſte betrübte, welches aber in ſeinen ſpäteren Wirkungen und Folgen zu einem für mich wahrhaft verhängnißvollen wurde. Am 20. October erkrankte mein kleiner, erſt zehn und einen halben Monat alter Sohn, der bis dahin faſt immer geſund und ein ſehr friſches, wohlgeſtaltetes, ſich glücklich entwickelndes Kind war. Bald konnte kein Zweifel mehr möglich ſein, daß das bedauernswerthe Knäblein an einem ſtarken Ausſchlage leide, der zuerſt die Form von Schafblattern annahm, bald aber in bösartige Blattern überging, für welche mein Kleiner, der erſt kürzlich geimpft worden, ohne daß die Vaccine eine Wirkung hervorgebracht hätte, ſich wegen dieſes Umſtandes gerade in einem überaus empfänglichen Stadium befand. Erſt ſpäter erfuhren wir, daß die Tochter unſerer Waſchfrau an den Blattern erkrankt war, und daß das gewiſſenloſe Weib, wahrſcheinlich um keine Schmälerung ihres Erwerbes zu erleiden, die Sache verheimlicht und mittelſt der friſch gewaſchenen Wäſche die Krankheit auf mein armes Knäblein verpflanzt hatte. Sie ſteigerte ſich immer mehr, bis ſie endlich am Abende des 30. October ſeinen Tod herbeiführte.

Etwa um zehn Uhr hatte ich meine Frau, die seit mehr als einer Woche nicht von dem Schmerzenslager ihres Kindes gewichen war und sich kaum mehr aufrecht erhalten konnte, dringend gebeten, sich wenigstens in den Kleidern auf mein im Nebenzimmer befindliches Bett zu legen; ich blieb bei dem Kleinen. Eine Viertelstunde nach elf Uhr gab ich ihm noch das vorgeschriebene Medicament, das er ganz gut zu sich nahm. Wenige Secunden später streckte der Kleine sein linkes Händchen unter der Decke hervor und ich hüllte ihn wieder ein. Gleich darauf wiederholte sich dies noch einmal, dann aber kam es mir vor, als ob der Kleine immer leiser und leiser athme, und plötzlich war Alles still. Mit so gespannter Aufmerksamkeit ich auch hinhorchte, ich hörte nichts mehr; die Uhr zeigte zweiundzwanzig Minuten nach elf Uhr. Zitternd holte ich meine Frau und sagte ihr: „Ich glaube, der Kleine athmet nicht „mehr." Ohne mich im ersten Augenblicke zu verstehen, starrte sie mich an; mit den Worten: „Es ist nicht möglich," sprang sie auf und stürzte an das Bettchen des Kleinen, wo sie sich von seinem Hinscheiden und dem Unglücke, das dasselbe über uns brachte, selbst überzeugen mußte.

Jede Mutter, welche ihr heißgeliebtes Kind durch den Tod verliert, wird dadurch in den tiefsten Schmerz, in einen Zustand der Fassungslosigkeit versenkt werden, von dem sie selbst Anfangs glauben wird, daß hierin nie mehr eine Aenderung eintreten könne. Und dennoch macht sich dieselbe je nach der Individualität der Betreffenden nach längerer oder schon nach kürzerer Zeit fühlbar, und wenngleich oft sehr spät, schließlich kommt sie doch. Bei meiner armen Frau aber schien es wirklich die längste Zeit, als ob die von mir so heiß ersehnte Aenderung nie mehr ein-